UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

# Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Visual Library

# Westfälisches Dorfleben

Johannes Buse

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

F. Meyerheim

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Westfälisches Dorfleben

Erzählungen von

Johannes Buse



Paderborn

Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn
CQCB
03
SR
4076
141/18422

# Vorwort.

„Westfälisches Dorfleben" betitelt sich der zweite Erzählungsband von dem verewigten heimischen Schriftsteller Johannes Buse. Er wird der „Herrgottsau" würdig und schwesterlich zur Seite schreiten.

Schlicht und einfach, derb und bieder gibt sich der Dichter auch in diesen Dorfgeschichten. Die Erzählungen sprechen ganz die Sprache des Volkes, atmen ganz die Seele des Volkes, sind Blut von seinem Blute. Es ist nicht nur ein Fabulieren, was der Schriftsteller hier bietet, sondern echte, gute Erzählerkost voll kernigen Nährwerts, herausgewachsen aus der Mitte der Scholle, der Buses Schilderungen entnommen sind, und bereitet von einem Herzen, das mit ganzer Kraft bestrebt war, den Massen des Volkes, zu denen er selbst zählte, nur das Beste, nur Edles, Reines, Heiliges zu geben.

Johannes Buse war viel zu sehr von der Verantwortlichkeit eines Schriftstellers durchdrungen, als daß er auch nur einen Finger breit von seiner Pflicht je hätte abweichen können. Für ihn war alles Dienst am Volke in des Wortes bester Bedeutung. Darum

durchzieht auch ein hoher sittlicher Ernst all seine Erzählungen, der wiederum in dem tiefen religiösen Geist wurzelt, der über dem Ganzen weht.

Wie die „Herrgottsau", so wird sicher auch das „Dorfleben" zahlreiche Freunde und Leser finden; es wird jung und alt gleich viel zu bieten vermögen und allen, die es zur Hand nehmen, Freude und Erholung bringen.

Paderborn, im September 1926.

K. Ailinger.

# Das Finkenkreuz.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da steht tief im Walde, umgeben von Gebüsch und Geranke, ein Kreuz mit einem gar schönen, eindrucksvollen Korpus und einem kleinen Wetterdach darüber. Auf einer Holztafel, die unten am Fuße angebracht ist, steht eine Schrift, aber die ist schon verwittert und nicht mehr zu lesen. Durch die Zweige der hohen Waldbäume fällt gerade ein Strahl der scheidenden Sonne auf das Christusbild und umgibt es mit einem rosigen Schimmer, so daß sich selbst das Vöglein darüber freut, das auf der Spitze des Wetterdächleins sitzt und sein Abendlied in den stillen Wald schmettert. Es ist ein gar trauliches Bild, und du wunderst dich leicht, wie und weshalb das Kreuz in den Wald gekommen ist. — Ich will's dir erzählen. —

Der Förster Hubert Ecker und die Lore Fink aus dem Dorfe gelten allgemein für ein Paar, wenngleich es gar manche nicht begreifen können, daß des schmucken Forstmanns Augen gerade auf die Lore gefallen sind. Nicht daß sie in dieser oder jener Hinsicht zu tadeln wäre, o nein, die Lore ist wohl nur ein armes Mädchen, dessen Mutter schon lange tot und dessen Vater ein schlichter Handwerker ist, aber gut und brav ist sie, das kann ihr niemand absprechen. Hier und da bezichtigt man den alten Fink der Wilddieberei, und das

ist es, was das Kopfschütteln der Dörfler über des Försters Wahl veranlaßt. „Eines Wilderers Tochter als Försterin? Entweder muß der Ecker da dem Alten durch die Finger sehen und pflichtvergessen werden, oder es gibt noch ein Unglück!“ So prophezeien einige, besonders Mütter heiratsfähiger Töchter. Ist ja schon recht, was sie da meinen, aber der Neid mag bei ihnen auch wohl mitreden. — Der Förster hat schon mal von dem Gerücht gehört, aber er hat es nicht ernst genommen; es ist ja leicht möglich, daß Verleumder am Werke sind. Bis jetzt kann er selbst nichts Nachteiliges über den alten Fink sagen, wenngleich ihm dessen unruhiger Blick nicht gefällt. Aber deshalb der Lore untreu werden? Nein, nie und nimmer! Die Lore ist gut und brav und fromm, wie er sie sich nur wünscht, und das wär' unrecht, wenn er auf ein Gerücht hin sein gegebenes Wort bräche. —

Es ist ein Abend im Spätsommer. Die letzten Sonnenstrahlen huschen über das Dorf und blicken hinein in die Türen und Fenster und bieten den emsig schaffenden Dörflern den Abschiedsgruß des sinkenden Tages. Hoch auf dem Dachfirst des altersgrauen Kirchleins sitzt eine Schwarzdrossel und singt ihr Abendlied in die stille Luft. Da unterbricht sie jählings ihren Gesang und flattert erschreckt davon. Vom Turm her hallen die Glockenschläge über das Dorf hin — Aveläuten —, der Gruß der streitenden Kinder Gottes an ihre triumphierende Mutter und Königin.

Da läßt gar mancher die rastlosen Hände ruhen und schließt die Finger zum Gebet. Und der Förster, der vom Walde herkommt und nun über den Mühlensteg ins Dorf schreitet, verlangsamt seinen Gang und zieht seinen grünen Hut mit dem Gemsbart dran und betet still vor sich hin den Engel des Herrn. Die Lore Fink sitzt mit einer Näharbeit unter der Linde, die das kleine, am Dorfrand gelegene Haus überschattet. Auch sie läßt die Nadel ruhen und betet leise zur Mutter Gottes und um ihr Glück. Da kommt ihr Bräutigam um die Ecke gegangen. Mit offenem, glückstrahlendem Gesicht, wie es nur gute Menschen haben, heißt sie ihn willkommen, reicht sie ihm die Hand zum Gruße. Der Hubert nimmt neben ihr auf der Bank Platz, und bald plaudern die zwei über die Gegenwart, über die Zukunft, die wie ein goldener Märchentraum vor ihnen liegt, wie es so junge Menschenkinder, die sich von Herzen gut sind, nur zu gern tun.

„Ist der Vater daheim, Lore?" fragt der Hubert im Laufe des Gespräches.

„Nein, Hubert, er ist nach der Stadt. Hat zwar versprochen, gegen Abend zurück zu sein."

„Na, es tut ja nichts. Wollte es ihm nur auch sagen; aber das kann ich die nächsten Tage ja auch noch."

„Was denn?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ei, wie neugierig du bist," lacht er ihr ins Gesicht. „Rate einmal!"

„Wie kann ich es erraten?" gibt sie verlegen zurück.

„Nun, ich will's dir sagen: Wegen des Aufgebotes ist's. — Ich denke, wir gehen Ende dieser Woche zum Pfarrer, da kann er uns Sonntag das erstemal verkündigen. In der Woche vor Mariä Geburt gibt es dann Hochzeit. — Bist du einverstanden damit, Lore?" Er blickt ihr fragend in die Augen, die sie verschämt auf ihre Näharbeit gerichtet hat.

„Wenn du es so meinst, Hubert, wird es schon so recht sein," antwortet sie leise, ohne aufzublicken.

„Hat ja keinen Zweck mehr, das Warten. Alt genug sind wir ja auch, und ohne junge Frau geht's nicht mehr in der Försterei. Oder wäre es dir anders lieber?"

Da blickt sie ihn mit feuchten Augen an: „Nein, Hubert, ich bin ganz damit zufrieden. Sag's dem Vater nur dieser Tage. Nur kann ich mich noch gar nicht hineindenken in das Glück."

Der Hubert hält ihre Hände fest umspannt: „Dann ist's ja gut. — Das Glück hast du verdient, und in die neuen Verhältnisse wirst du dich schon leicht gewöhnen, glaub's nur."

Wie der Hubert dann wieder geht, blickt ihm die Lore eine ganze Weile traumverloren nach. In ihrem Herzen jubelt es wie heller Lenzestag, und

doch schleicht sich so oft ein sorgenvoller Ton in ihre Freude . . . Wenn das Glück nur nicht zu groß ist. So friedlich still wohnen im Walde an des Huberts Seite . . . Ob nicht manche sie beneiden um das Glück, das große . . . Und man sagt: Je größer das Glück, je leichter bricht's . . . Mag Gott alles gnädig fügen und lenken . . . Sie schließt die Hände über ihrem Sinnen und blickt zum alten Kirchlein hin, das in der Dämmerung still und friedlich daliegt. Ein heißes Flehen um Gottes Hilfe und Beistand ringt sich von ihren Lippen.

Und während sie dort so sinnt und betet, schreitet ein Mann über den Mühlenwiesenpfad auf das kleine Haus zu. Da sieht er den Hubert Ecker die Dorfstraße dahingehen, dem Walde zu. Im dunklen Schatten des Erlengebüsches bleibt er stehen und stützt sich auf seinen Stock, derweil seine Augen dem Förster folgen, bis er in der Dämmerung verschwunden ist.

Mag der nur gehen. Ist besser, wenn er heute nicht mit ihm zusammentrifft. Er würde sich leicht dem Förster gegenüber etwas gedrückt oder befangen benehmen, da könnte der gar Verdacht schöpfen . . . Was geht das den an? . . . Und ist doch sicher kein Unrecht, was er tut. Aber die großen Herren wollen's eben nicht, daß auch der arme Mann mal einen Hasen oder ein Reh schießt . . . Als ob der Herrgott die nur für die Reichen erschaffen hätte . . . Hahaha! Sollte der nur wissen, der Förster, daß er sich diese

Abende wieder einen holt. Ein guter Bock soll es sein, und er wird ihn schon bekommen. Samstag will ihn der Wirt in der Stadt haben, da hat er noch drei Tage Zeit, und darin läßt's sich schon schaffen.

Da kommt eine verspätete Drossel geflogen und hüpft mit lautem Gezirp um den Mann her, der sich gerade unter ihr Nest gestellt hat. Der wacht nun auf aus seinen Gedanken und schreitet durch das Grau weiter auf sein Häuschen zu. Wie er unter die Linde tritt, ist die Lore gerade daran, ihr Linnen zusammenzuraffen und hereinzugehen.

„Hast dich ja verspätet, Vater."

„Hm, ja, kann schon vorkommen. Wollte auch eher kommen, aber es ging nicht."

„Ist dir der Hubert nicht begegnet?"

„Nein, ich bin durch die Wiesen gegangen. Warum, Lore?"

„Ach, es ist ja einerlei," lachte sie verlegen, „er wollt' nur mit dir sprechen."

„So?" kommt es gedehnt aus des Mannes Munde. Einen Augenblick weiß er die Gedanken nicht zu ordnen . . . Der wird doch nicht denken, daß er . . ., aber nein, wird sich um die Lore handeln, um die Hochzeit oder was sonst dazu gehört . . . Dann folgt er der Tochter ins Haus. — — — —

Nacht ist's, Spätsommernacht. Ein feierliches Schweigen ruht auf dem Walde. Leise säuseln die Bäume, wenn die linde Nachtluft durch die Zweige

fährt, als ob sie sich scheuten, den Frieden zu stören, der auf dem Forste liegt. Nur eines Käuzchens Ruf dringt wie ein schrilles Signal ab und zu durch die Stille. Sonst kein Laut. Dort im Tann ist's tiefdunkel und finster, aber unter den Laubbäumen ist's dämmerig, denn hier und da stiehlt sich der Mondschein durchs Gezweige und sucht den moosigen Boden ab nach verirrten und verspäteten Käferlein. Und auf der Waldwiese ist's gar hell und licht. Leichte Schleier liegen am Rande und gleiten leise dahin durch die Bäume. Sind's Nebel oder die Kleider der Engelein, die dahinschweben und den schlafenden Wald segnen?

Da kommt ein Rehbock aus dem Gebüsch. Einen Augenblick bleibt das Tier stehen, es hebt den prächtigen Kopf und schnuppert und späht umher, dann setzt es langsam seine Läufe weiter, um sich an den saftigen Gräsern und Kräutern am Rande der Waldwiese zu laben.

Dort unter der Buche in den Stauden kauert ein Mann mit geschwärztem Gesicht, das schußbereite Gewehr in der Hand. Der verfolgt mit seinen Augen das stolze Tier und wartet nur auf den günstigen Augenblick, wo er es niederschießen kann. . . Ist ein kapitaler Bock, und der Wirt wird sich freuen. . . . Ihm wird er einen guten Taler einbringen, und das kann er brauchen für sich und die Lore, wenn sie Hochzeit hat. . . . Sollte der nur wissen, der zukünftige Schwiegersohn, daß er hier späht und lauert, indes . . .

Das Tier wendet sich. Der Mann unterdrückt seine Gedanken, leise und vorsichtig hebt er die Hände und bringt das Gewehr vor; fest ist das Auge auf das Ziel gerichtet. Da kracht ein Schuß und zerreißt wie Donnerschlag die Stille der Mondnacht. Der Rehbock springt auf, um sofort zusammenzubrechen. Da liegt er am Rande der Waldwiese; unter den letzten Zuckungen regen sich noch einmal die Läufe, die großen Augen erstarren, dann bleibt er regungslos, der soeben noch so stolz und sicher durch die Ranken schritt.

Der Schütze läßt das Gewehr sinken, ein freudiges Aufatmen hebt seine Brust. Noch eine Weile verbleibt er in seiner hockenden Stellung, er lauscht aufs neue hinaus. Alles bleibt ruhig. Da wagt er sich zu erheben und auf das getroffene Wild zuzugehen. Vorsichtig tritt er auf, damit nicht etwa ein trockenes Zweiglein unter seinen Füßen knackt. Just beugt er sich zu dem Tiere nieder, da donnert ein lautes und festes „Halt! Stehen!" durch den stillen Wald. Erschrocken läßt der Mann die Beute sinken, greift nach dem Gewehr, in dem noch ein guter Schuß sitzt. Wie er die Augen erhebt, sieht er sich dem Förster gegenüber, der, nur kurz von ihm entfernt, mit angeschlagenem Gewehr unter einer Tanne steht. . . . Der soll ihn doch nicht . . ., ein Fluch entfährt seinem Munde. Aufgeregt reißt er seine Waffe an die Backe, der Schuß kracht, fast gleichzeitig folgt ihm ein zweiter. Da reckt er die Arme mit einem Schrei in die

milde, warme Luft, läßt das Gewehr gleiten und sinkt auf den taufrischen Rasen neben den toten Rehbock.

Mit hartem und ernstem Gesicht kommt der Förster und mit ihm der Jägerbursche heran. Er beugt sich zu dem Daliegenden, aus dessen Brustseite frisches, rotes Blut hervorquillt. Wie er aber in dem geschwärzten Gesicht des röchelnden Mannes den Fink erkennt, da erbleicht er, ein Beben befällt ihn, er muß sich auf sein Gewehr stützen, um nicht umzusinken. Wie ein greller Blitzstrahl leuchtet in seiner Seele die Erkenntnis auf: die Kugel, die den Wilderer traf, hat auch sein Glück getroffen und vernichtet. Er ist nicht fähig, sich zu rühren; wie versteinert kniet er am Boden, indes sich der Bursche um den Mann bemüht, die Joppe aufreißt und das Blut zu stillen sucht. Aber es nützt nichts mehr. Schon bald ist's vorbei. Da nimmt der Bursche den Hut vom Kopf und betet. Hubert Ecker wacht auf, ein schreckliches Erwachen nach langem Glückstraum . . ., auch er entblößt sein Haupt, faltet die Hände und betet für die Seelenruhe des Wilderers, wobei ihm, dem ernsten Manne, die Tränen aus den Augen rollen.

„Heinrich, du bleibst hier," bescheidet er dann den Jägerburschen, der sich wundert, daß der Förster so gar bewegt ist. „Der Tag wird bald anbrechen, dann gehe ich sofort ins Dorf und mache die Anzeige."

„Schon gut so!"

Dann geht der Hubert mit langsamen, schweren Schritten dahin, der Försterei zu. Wie zerschlagen kommt er sich vor, wie er so dahinschreitet . . . Mußte das denn nun sein? Der Fink, das hatte er nicht gedacht . . . Warum konnt's nicht ein anderer sein? . . . Was nur die Lore sagt; und er muß es ihr sagen, er selbst, ehe sie es durch andere erfährt . . . Das wird ihm das Allerschwerste sein . . . Und dahin wird's sein mit all seiner Hoffnung, mit all seinem Glück, soweit kennt er die Lore schon . . . Und er konnte doch nicht anders, tat doch nur seine Pflicht, konnte ja selbst getroffen werden und nun tot daliegen . . . Im rastlosen Sinnen fährt er mit der Hand über den Kopf, durch das Gesicht, an den Hals. Das ist ja feucht und klebrig . . . hat er noch gar nicht bemerkt, daß er einen Streifschuß am Halse hat . . Ist nicht schlimm, wenn nur das andere Unglück nicht wäre.

Kaum ist es einigermaßen Tag geworden, da geht der Hubert zum Amt und macht Anzeige von dem Vorgefallenen. Dann geht er ins Niederdorf, um die Lore zu besuchen und sie in Kenntnis zu setzen von dem Unglück. Wie er aber dem kleinen, ihm so bekannten Häuschen nahe ist, da stockt sein zögernder Fuß. Er kann nicht, zu schwer ist's. Soll's denn ein anderer der Lore beibringen? Und er wendet seine Schritte und geht ins Oberdorf zurück und tritt in die Kirche und betet in dem traulichen, halbdunklen Got-

teshause lange, lange. Dann tritt er hinaus auf den Friedhof, tritt an das Grab seines Vaters und an das von Lores Mutter.

So still, so friedlich ist's auf dem Gottesacker. Die Strahlen der Morgensonne spielen mit den Blumen und Gräsern, die sich wie ein weicher und farbenreicher Teppich über die Grabhügel ziehen, und in der sonnigen Bläue zwitschern die Schwalben. Da setzt sich ein Vöglein aufs Kirchdach, wendet das Köpfchen hin und her und blickt dann hinunter auf den Friedhof und wundert sich über den Mann mit dem Hirschfänger an der Seite, der so still an den Gräbern steht. Und jetzt rollen dem Manne gar ein paar Tränen aus den Augen und fallen wie ein heißes Sühneopfer auf den Hügel zu seinen Füßen. Wie das das Schwälblein sieht, fliegt's davon, um es in gar leisem Gezwitscher den Schwestern zu erzählen.

Endlich geht der Hubert wieder dahin, wieder dem Niederdorfe zu. Er muß es tun, so hart es auch ist; muß der Lore die Trauerbotschaft beibringen, ehe andere ihr vielleicht mit Hohn und Schadenfreude erzählen, daß der Vater von dem Förster, ihrem Bräutigam, erschossen worden ist, und so ihr Herz zu Tode verwunden und gar leicht mit Haß gegen ihn erfüllen. Da ist's besser, er sagt's, mag's kommen, wie es will.

Gerade tragen zwei Männer auf einer Bahre die mit einer Decke verhüllte Leiche ins Haus. Schnell

tritt er an die Träger heran: „Sagt nichts der Tochter; ich selbst will's ihr schon beibringen."

Dann tritt er mit ihnen ins Haus. Die Lore öffnet die Zimmertüre, wie sie die Schritte und Stimmen der Männer hört. Mit weitgeöffneten Augen und einem schreckensstarren Blick sieht sie fragend den Hubert an: „Was ist das?"

„Ein Unglück, Lore."

„Der Vater?"

Der Hubert nickt nur.

Da schreit die Lore laut auf und sinkt wie gebrochen und geknickt auf einen Stuhl, während die Männer die Bahre in des Toten Schlafzimmer tragen und sich dann leise entfernen.

Ratlos steht der Hubert dem Schmerz seiner Braut gegenüber. Was soll er ihr sagen? Und das Schwerste muß er ihr noch mitteilen. Ein paar Jahre seines Lebens gäbe er darum, wenn er das verschweigen dürfte. Endlich, nachdem die Tränen den Hauptschmerz weggeschwemmt haben, legt er der Lore die Hand auf die Schulter.

„Lore," spricht er mit bebender, leiser Stimme, „Lore!"

Mit tränenvollen, geröteten Augen blickt sie zu ihm auf.

„Nimm's nicht so schwer, so hart es auch ist. — Betracht' es als Gottes Fügung und Schickung, der wir uns demütig unterwerfen müssen. — Komm', laß

uns ein Vaterunser beten für den Vater, daß Gott ihm die ewige Ruhe geben möge."

Willenlos folgte die Lore dem Hubert mit verweintem Gesicht. Dann knien sie an der Bahre nieder. „Vater unser . . . Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Laß ihn ruhen in Frieden. Amen!"

Der Hubert taucht dann die Finger in das Weihbrünnlein und sprengt ein paar Tropfen über den starr und leblos daliegenden Mann. Mag der und Gott ihm verzeihen, was ihm die Pflicht zu tun gebot. Einen Augenblick blickt er noch zu dem Kreuze auf, das, mit einem Krautbüschel geschmückt, an der Wand hängt, dann zieht er die Lore leise mit sich fort aus dem Zimmer.

„Brauchst dich um nichts zu kümmern, Lore, ich will schon alles besorgen," spricht er in weichem Tone.

„Wie ist's denn nur so schnell gekommen, das Unglück?"

„Wie, ja wie," stottert der Hubert; es würgt ihm im Halse, aber es muß doch heraus, „ist eben ein Unglück gewesen. Und just an der dicken Buche im Walde ist's passiert."

„Im Walde?" Wie starr blickt ihn die Lore an.

„Ja, da . . . Lore, ich konnt's nicht ahnen, daß es der Vater war, mußte doch meine Pflicht tun."

Die Lore erschauert. Die wenigen Worte ihres Bräutigams bringen ihr die volle Erkenntnis. „Hu-

bert, du?" fragt sie mit angstverzerrtem Gesicht, indem sie die Hände zusammenschlägt.

„Ich konnt' doch nicht anders, Lore, glaub's nur."

Da sinkt sie aufs neue zusammen, und aufs neue schluchzt sie auf, wohl noch krampfhafter als vorhin. Sie hört gar nicht auf die Trost- und Entschuldigungsworte, die ihr der Hubert sagt. Endlich spricht sie mit müder, weinender Stimme: „Laß mich allein heute, geh', ich kann's ja noch gar nicht so fassen."

Und der Hubert geht mit wehem und wundem Herzen aus dem Hause heraus. Auf der Dorfstraße begegnet ihm ein Mann mit Spaten und Rechen auf der Schulter.

„Förster, Ihr seid wohl krank? Was fehlt Euch?"

„Nichts, nichts," schüttelt der Hubert den Kopf, und geht weiter dahin dem Walde zu.

Volles Sonnengold liegt auf den Fluren und ein schimmerndes Leuchten auf dem Walde, der an all den Hügeln und Hängen hinaufgeklettert ist und von da wie ein froher Bursche ins Tal und aufs Dorf hinabsieht, als wollte er alle aufmerksam machen auf seine neuen gelben und roten Farben, die er seinem dunkelgrünen Grundton beigefügt. Wie oft hat sich der Hubert an diesen herrlichen Bildern erfreut, wie oft hat er dort auf der Kuppe gestanden, wo jetzt gerade der Sperber in der Luft flattert, und hinuntergeblickt ins Wiesental, und wenn er dann die Lore da sah, dann hat er gejauchzt und gejubelt vor Glück und

Freude. Aber heute weint seine Seele, und die Augen sind von Tränen umdüstert und zeigen ihm alles in den dunklen Farben der Trauer. Mit einem schweren Seufzer tritt er aus dem offenen Felde in den halbdunklen Forst. Da drinnen ist's so kirchenstill und feierlich, just wie in einem großen Dom. Nur hier und da das Zirpen eines Vogels und das Rascheln des Laubes, wenn ein Häslein durch die Büsche huscht, und des Hubert Schritt, der oft auf dürren Reisern knirscht und knistert. Wie er an die Waldwiese kommt, dort, wo das Unglück in der Nacht geschehen, steht er eine Weile in ernsten Gedanken still und schaut auf das zertretene Gras zu seinen Füßen. Da lag der Fink. — Der Fink? . . . Nein, sein Glück, seine Hoffnung, seine Freude. Die hat er mit seiner Kugel getroffen . . . An die Buche lehnt er sich und blickt wie wirr in das Geäst des mächtigen Baumes. Wie die Balken eines Kreuzes breiten sich die Hauptäste vom Stamme aus, und dem Hubert ist's, als ob ein Christuskörper da hinge, der die Augen des geneigten Hauptes auf die zertretene Stelle richtete, versöhnend, verzeihend, und als ob der Mund die Worte spräche: „Sei getrost, ich starb für der Menschen Schuld." Da schließt er wieder die Hände zusammen, und aus seinem wunden Herzen ringt sich ein Gebet, so heiß und innig, wie es wohl selten der betende Mund gestammelt:

„Du lieber, guter Gott . . . und mach's mit mir, wie's dir gefällt. Amen." —

In der Försterei blickt ihn die alte Mutter besorgt an: „Hubert, du bist krank!"

„Nein, Mutter, aber schlafen muß ich eine Stunde, dann wird's schon besser werden. Am Nachmittage muß ich wieder ins Dorf; hab noch viel zu besorgen."

„Du armer, armer Bub'." — —

Am anderen Morgen ist der Hubert in der Messe. Er sieht auch die Lore in schwarzen Kleidern da vorn knien. Da wird er wieder an sein Weh erinnert. Und er bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen und blickt nicht eher auf, als bis sich die Kirche bereits geleert hat. Auch die Lore ist fort, nur ein paar alte Mütterlein schlürfen noch im Gange herum und beten den Kreuzweg. Dann geht auch er.

Die Lore sitzt im Hausflur und windet Kränze aus Tannengrün und Stechpalmen, wie der Hubert in das Häuschen tritt. Mit müder Stimme, die wie ein gesprungenes Glöcklein klingt, erwidert sie seinen Gruß, gibt sie ihre Antwort auf seine Fragen. Dann meint sie, ohne aufzublicken: „Hubert, du kannst es dir ja wohl denken: es kann nicht sein. Unser Glück — war ein Traum."

„Dacht ich's doch," stöhnt er und fährt mit der Hand durch das dichte Haar. „Aber ich hab' doch gar keine Schuld."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Die trag ich dir auch nicht nach. Du tatest halt deine Pflicht. Aber dein Weib kann ich nun nicht werden . . . Wie ein düsterer Schatten würde sich die Erinnerung an das Ende des Vaters zwischen uns und unser Glück drängen, sie würde unsern Frieden, unsere Ruhe stören und trüben."

„Du verstößt mich, du hassest mich, Lore?"

„Hubert, es wird mir schwer, es dir zu sagen, Gott weiß es. Aber hassen tu ich dich nicht. Doch es kann nicht sein . . ."

Die Lore beugt sich tief über ihren Kranz, und ihre Tränen perlen auf das dunkle Grün. Der Hubert steht wie vernichtet. Endlich rafft er sich mit einem Seufzer auf. Noch einmal reicht er ihr die bebende Hand hin: „Lebe wohl, Lore!"

Nur leise werden seine Finger berührt. „Lebe wohl!"

Dann trägt er mit blutendem Herzen sein Weh in den Wald, während die Lore weinend und betend an der Bahre des Vaters kniet und ihre Hoffnung und ihr Glück in den dunklen Schrein legt zu Füßen des Toten. — — —

Der Himmel ist mit grauen Wolken wie mit dunklen Trauertüchern verhängt, als man den toten Fink auf dem Dorffriedhofe neben der Kirche zur Ruhe bettet. Just wie der Holzschrein in die enge Grube hineingelassen wird, fällt ein Sonnenstrahl durch das dunkle Gewölk, blickt in das verweinte Gesicht der Lore

und gleitet dahin über die Flur und über den Wald bis zur Försterei, wo er in das Zimmer lugt und dem fieberkranken Mann, der da auf dem Lager ruht, Hände und Stirne streichelt, wie es eine Mutter tut, wenn sie ihr müdes Kind zur Ruhe bettet. Dann schließt sich wieder des Himmels Vorhang, und trübe und grau liegt nun der Tag da.

* * *

Es ist wieder Frühling geworden nach einem rauhen Herbst und langen, strengen Winter. Nun sprießt und grünt und blüht es allerorten. Der Wald steht in seiner schönsten Pracht. In zartem, lichtem Grün prangen Büsche und Bäume, nur die Nadelhölzer heben sich dunkler davon ab. Und das ist ein Hüpfen und Schlüpfen, ein Zwitschern und Singen, ein Jubeln und Klingen, als ob ein gar großes und schönes Fest in den schattigen Hallen des Waldes gefeiert würde.

Da kommt an einem Tage ein Meister aus der Stadt mit seinen Gesellen in den Wald gefahren. Auf dem Wagen liegt ein großes, schönes Holzkreuz. Vor der Försterei halten sie an. Der Förster Hubert steht gerade in der Türe, aber man kennt ihn fast nicht wieder. Ernst ist das einst so helle, frohe Gesicht geworden, und die Haare sind schier schneeweiß. Das hat das Nervenfieber getan, an dem er lange krank daniederlag.

„Wollt Ihr uns den Platz anweisen lassen, Förster, wo wir das Kreuz aufstellen sollen?" fragt der Meister.

„Ich gehe selbst mit."

Der Hubert kehrt ins Haus zurück, nimmt den grünen Hut und geht dann mit dem Meister dahin, während der Wagen ihren Schritten folgt. Dort, wo sich dicht am Wege eine kleine Waldwiese ausbreitet, läßt der Förster endlich halten.

„Wir sind zur Stelle."

„Ein schönes, stilles Plätzchen, Förster."

Der nickt und tritt unter eine mächtige Buche, wo sich Stauden und Geranke fest umschlingen.

„Meister, hier soll das Kreuz seinen Platz finden."

Dann geben sich die Gesellen daran, mit Hacken und Spaten ein Loch zu graben, das zur Aufnahme des Kreuzfußes bestimmt ist. Gegen Mittag ist das Werk getan, und alle kehren wieder heim. Die Vöglein haben dem Treiben und Tun der Männer verwundert zugeschaut. Nun hüpfen sie neugierig um das neue Kreuz herum. Eines wagt es sogar, sich auf den Arm des Christusbildes zu schwingen und einen fragenden Blick in das leidvolle Gesicht des Erlösers zu werfen, während ein anderes unabläßig die Schriftzeichen betrachtet, die da am Kreuzesfuße eingegraben sind. Dann schütteln sie ihr Köpfchen, streichen ihr Gefieder und flattern davon ins Gebüsch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Feierliche Stille liegt über dem neuen Waldesheiligtum. — — —

Einige Tage darauf steht der Förster wieder an dem Platze. Nach einem kurzen Gebet wendet er sich zum Gehen. Da sieht er eine Frauengestalt in schwarzen Kleidern den Weg herabkommen. Es ist die Lore Fink. Wie sie nahe beim Kreuze ist, tritt er auf sie zu.

„Guten Tag, Lore, wo kommst du her?"

„Von der Schwester jenseits des Waldes. Habe Abschied genommen."

„Abschied? Warum Abschied?" fragte der Hubert gespannt.

Einen Augenblick sieht sie ihm groß und voll in die Augen, dann läßt sie die Blicke verlegen zu Boden gleiten: „Du darfst's schon wissen. Fort gehe ich, ins Kloster . . ."

„Lore!"

„Es ist gut so, Hubert, für mich und für dich."

Da fällt ihr feuchter Blick auf das Kreuz.

„Hast du das setzen lassen?"

„Ja, Lore, für dich und für mich."

Innig drückt sie seine Hand. „Hab Dank dafür!"

Dann tritt sie näher, liest die Schrift, während ihr die Tränen über die Wangen rollen.

„Nun laß uns Abschied nehmen, Hubert. — Auf Wiedersehen dort oben!"

„Ja, Lore, dort oben. — Leb wohl!" —

So gehen sie auseinander und lassen den letzten Schimmer ihres einstigen Glückes zurück beim Kreuz im Walde. — — —

Und die Jahre schreiten dahin über das Dorf und den Wald. — — —

Der Förster Hubert Ecker ruht schon längst unter dem grünen Rasen im Schatten der Dorfkirche. Efeu überrankt sein Grab und schlingt sich um das Steinkreuz, das zu seinen Häupten steht. Und auch die Lore hat längst Ruhe gefunden auf einem kleinen Klosterfriedhof inmitten ihrer Ordensschwestern, fern der Heimat. Aber im Walde steht noch immer, von Gebüsch und Geranke umgeben, das Kreuz mit dem schönen, eindrucksvollen Korpus und dem Wetterdach darüber. Alt und graugrün ist's mit den Jahren geworden, und die Schrift ist verwittert und nicht mehr zu lesen. Im Volksmunde heißt's nur: das Finkenkreuz. — Warum? Nicht der Vöglein wegen, die da ihr munteres Wesen treiben, sondern . . . nun, du weißt es ja aus der Geschichte. — Und gar lieb und traut ist's an der Stelle. Der Wanderer, der vorübergeht, zieht gern seinen Hut und spricht ein kurzes Gebetlein, und wenn's auch nur die Worte sind, die einst auf der Tafel zu Füßen des Heilandes standen: „Gott sei uns armen Sündern gnädig!" —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Der Sonderling.

Grau und düster kommt der neue Tag geschritten. Sein Gewand ist gewoben aus dichtem Gewölk, das schwer und tief herniederhängt und die bewaldeten Bergspitzen der Egge einhüllt. Nirgends ein Stücklein Himmelsblau, nirgends eine Lücke in dem Wolkendach, durch das die Sonne endlich mal wieder herabschauen könnte nach dem fast ununterbrochenen Regnen der letzten zwei Wochen. Und es ist doch die Zeit, wo die Früchte der Ernte entgegenreifen, wo auf den Feldern das geschnittene Korn steht und des Einfahrens harrt.

Und düster und finster wie der Tag, ist auch das Gesicht des Hansenbauern, der in der halboffenen Tennentür steht und seine Augen in die Weite schweifen läßt.

Ist ja eigentlich Unsinn, daß er hofft und harrt auf besseres Wetter, bringt doch jeder Tag nur Regen, Regen, Regen. Gerade, als ob der Herrgott da oben schliefe oder es darauf abgesehen hätte, die Ernte zu vernichten. Erst all die Arbeit und Mühen, die man gehabt hat, um die Felder zu bestellen, und nun dieser endlose Regen, der die Fluren verwüstet und die Saaten beschädigt, wenn nicht gar vernichtet. Da soll schon einer nicht verdrießlich werden.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun treffen seine Blicke das kleine einstöckige Haus, das, von wildem Weinlaub fast völlig umsponnen, wie ein Märchenbild etwas abseits vom Hofe zwischen Obstbäumen daliegt. Früher ist's die Behausung eines Heuerlings gewesen, aber seit fast dreißig Jahren lebt der Janpeter drin, sein ältester Bruder, der eigentlich Hoferbe geworden wäre, aber darauf verzichtet und sich nur das kleine Haus und freie Kost für seine Lebenszeit ausbedungen hat. In seiner Brust rumoren aufs neue die galligen Gedanken, und der Neid mischt seine Tropfen dazu.

Der da, der Janpeter, hat's besser wie er. Hat für keinen zu sorgen, nicht Weib und Kind, kümmert sich nur um seine Eigenheiten, um seine Blumen und Vögel; säet nicht und erntet nicht, und Gott erhält ihn doch, ob's regnet oder schneit . . . Ist doch schon ein Leben, wie es Gott in Frankreich nicht besser hat.

Da kommt die Toni, eines der Dienstmädchen, mit einem leeren Körbchen in der Hand von dem kleinen Hause hergeschritten. Schon all die Jahre, die sie auf dem Hofe dient, obliegt ihr die Pflicht, dem alten Janpeter die Kost zu bringen, und nun hat sie ihm den Morgenkaffee zugetragen. Die Toni ist auch wohl die einzige, die von den Hofbewohnern in dem kleinen Hause aus und ein geht. Der Bauer wie auch die Bäuerin kümmern sich wenig um den alten Onkel, es kommt schon vor, daß sie ihn die ganze Woche nicht sehen. Es muß ja sein, daß sie ihn be-

köstigen, so ist der Vertrag aufgenommen; ganz vergessen darf man ihn schon nicht, denn der Janpeter hat noch Geld, und wenn er mal die Augen zutut, dann . . . Da hat man die Toni beauftragt, für ihn zu sorgen, daß ihm nichts an Essen und Trinken abgeht, auch mal seine Stube zu scheuern, — und damit haben Bruder und Schwägerin ihr Gewissen beruhigt. Und der Janpeter verlangt auch nicht nach ihnen. Er kennt die Gesinnungen seiner nächsten und einzigen Verwandten zur Genüge, er weiß, daß die es am liebsten sehen würden, wenn er morgen stürbe und sie übermorgen Erben seines Barvermögens würden. Deshalb hat auch er den Fuß nicht unnötigerweise über die Schwelle seines elterlichen Hauses gesetzt und ist auf seine alten Tage zum Sonderling geworden, der die Menschen meidet und nur Freude und Vergnügen findet an seinen Blumen und Vögeln. Seine Stube gleicht schon einem Blumengarten: da grünen und blühen in Töpfen und Kästen die verschiedensten Kinder Floras, und zwischen den Blumen, von dem grünen Geranke und Blattwerke verdeckt, hat der Janpeter die hölzernen Käfige seiner gefiederten Sänger untergebracht Hier flötet eine Amsel ihre melancholischen Weisen, da läßt ein Buchfinkenpärchen sein „Pink, pink!“ erschallen, dort wetteifert ein Stieglitz mit einem Kanarienhähnchen im Gesange, über der Tür, zwischen Efeuranken, hat ein Dompfaff sein Quartier, vorm Fenster hat ein Zeisig neben einem Starmatz Wohnung be-

kommen: So hallt aus allen Winkeln und Ecken ein Gezwitscher und Geflöt und Gepfeife, daß man schon glauben könnt', im grünen Walde zu sein und nicht in der Stube des Janpeters.

„Bauer, Euer Bruder ist krank," spricht die Toni in wehem Tone, wie sie ins Haus treten will.

„Der Janpeter? — Was fehlt ihm denn?"

„Er ist zu Bette geblieben und hat kaum was angerührt. Sieht recht matt und verfallen aus und klagt über Müdigkeit und Kopfschmerzen. . . ."

Der Bauer macht eine geringschätzige Handbewegung und meint: „Wird wohl so schlimm nicht sein. Wenn einer erst über die Siebzig ist, dann hat er schon mal einen wehleidigen Tag. Eine Tasse Tee kannst' ihm ja kochen, dann . . ."

„Ins Dorf soll ich gehen und bestellen den . . ."

„Den Doktor?" unterbricht der Bauer staunend des Mädchens Rede.

„Den will er nicht, aber den Pastor!"

„Den Pastor?" Bang und breit dehnt der Bauer die Worte heraus und starrt mit großen Augen die Toni an. Das kann er nicht begreifen. Den Pastor haben sie nur dann auf dem Hofe gekannt, wenn mal eins im Sterben gelegen hat, sonst nicht, und die Kirche haben sie auch nicht zuviel ausgetreten. Der Janpeter besonders in seiner Eigenart hat sich oft wochenlang nicht um Kirche und Pfarrer gekümmert, und nun verlangt er . . . „Dann ist er krank, Toni, richtig

krank," behauptet er dann. „Da will ich mal selbst hinübergehen und nachsehen, hernach kann man denn ins Dorf gehen zum Pastor."

Die Toni geht in die Küche zurück, der Bauer aber stelzt mit schweren Schritten und wirren Gedanken über den Hof dem kleinen Hause zu. Wie lange ist es her, seit er das letztemal die Schwelle überschritten? Er vermag es nicht zu sagen. Und wie er nun die Stubentür aufklinkt und sich inmitten der Blumen sieht und die Vogelstimmen ihn umschwärmen, da steht er ein Weilchen ganz sprachlos und stumm, und seine Augen gehen umher, und er weiß nicht, was er sagen soll. Da schüttelt er ein paarmal seinen grauen Kopf und knurrt nur: „Es ist ein Sonderling, ein echter," und schreitet auf die Kammer zu, deren Tür halboffen steht und in der der Janpeter zu Bette liegt.

Der Janpeter reißt die Augen groß auf, wo er den Bruder an sein Bett treten sieht. O, er versteht schon, weshalb der Heinrich kommt. Teilnahme ist es nicht.

„Will's denn nicht, Janpeter?"

Der macht eine verneinende Kopfbewegung und spricht: „Mag wohl bald abgelaufen sein, mein Uhrwerk. — Bin ja auch alt genug geworden, Heinrich, bald achtzig . . ."

„Ach, wird schon wieder werden, sollst' mal sehen," spricht der Bauer. Es soll ein Trost sein, aber er

selbst empfindet es wohl schon, daß die Worte doch nicht so gemeint sind.

Wieder schüttelt der Kranke den Kopf. „Ist ja auch kein Landschaden. Einmal muß es ja sein. Der Weg bleibt einem schon nicht erspart. — Nur gut, wenn man noch zur rechten Zeit seine Rechnung mit unserem Herrgott in Ordnung bringen kann. Hab' ja in gesunden Tagen den Pastor nicht zuviel belästigt, aber nun, wo ich doch . . . Deshalb hab' ich auch der Toni gesagt, sie solle ins Dorf gehen und . . ."

„Will schon selbst den Herrn bestellen, Janpeter, muß doch ins Dorf. Wenn du es nicht anders willst, aber ich meine, du raffst dich wieder auf. — Da soll dir die Toni die Stube und Kammer in Ordnung bringen, damit der Pastor alles blank findet. — Und was meinst', Janpeter, sollen wir nicht die Vögel raus tun? Die stören dich nur."

„Meine Vögel? Nein, nein!" wehrt der Kranke mit erhobenen Händen, „die belästigen mich schon nicht. Sind ja meine einzigen Freunde gewesen all die langen Jahre."

„Die einzigen Freunde! — Janpeter, hast du denn an mir, an uns keine Freunde gehabt?" fragt der Bauer etwas unwirsch.

Der Kranke sieht den Bruder groß und vielsagend an, lächelt ironisch und meint: „Ja, ja, — wann ist denn mal von euch eins bei mir gewesen? — Nur

die Toni, das Dienstmädchen, die hat den Weg in meine Hütte gefunden."

„Weißt ja selbst, Janpeter, daß die Arbeit einem oft keine Zeit läßt," sucht sich der Bauer zu entschuldigen, „aber du bist auch deine eigenen Wege gegangen. — Doch wir wollen darüber nicht reden."

„Nein, nein, hat keinen Zweck, Heinrich." —

Als der Bauer wieder ins Haus kommt, befiehlt er der Toni, daß sie hinübergehen soll in des Janpeters Einsiedelei, um dort Ordnung zu schaffen. Dann hat er eine lange geheime Unterredung mit seinem Weibe, und darauf geht er ins Dorf, den Pastor zu bestellen.

Derweil ist die Toni dran, in dem Häuschen alles blitzblank herzurichten. Sie hat dem Janpeter ja schon immer alles in Ordnung gehalten, hat geputzt und gefegt und gewischt, wenn der Alte auch manchmal abwehrte und es selbst tun wollte. Aber zuweilen ist ihr doch die Zeit rar geworden, denn auf dem Hofe ist sie auch verlangt gewesen, dann hat sie nur so darüber hinwischen können. Heute aber soll einmal gründliche Reinigung gehalten werden. Und sie schafft mit hellen Augen und glühenden Wangen, und der Janpeter folgt ihrem Tun manchmal mit seinen Blikken . . . Ein Prachtmädel ist die Toni! Der Lorenz Wende, mit dem sie verlobt ist, tut keinen Fehlgriff, wenn sie auch nur eine arme Dirn' ist. Und stets so freundlich und dienstbereit, so hilfreich . . . Das hat

er all die Jahre, die die Toni schon auf dem Hofe ist und seine Klause in Ordnung hielt, wohl empfunden. Sie ist die einzige, die ihm in uneigennütziger Weise Freundlichkeit und Güte, ja auch Liebe entgegenbringt. Hätte die's auch so gemacht, wie die andern . . . Hätte ja einfach ihren Korb mit dem Essen und Trinken dahinstellen und ihrer Wege gehen können, — aber nein, so war die Toni nicht. Sie fand noch stets ein freundliches Wort, half ihm hier, half ihm dort, kam manchmal sogar in der Freizeit herüber und stopfte und flickte ihm an seinen Kleidern. . . .

„Janpeter, nun muß ich mich aber doch mal an die Vogelbauer geben," spricht da die Toni und sieht ihn fragend an. Auch hierbei hat sie den Alten schon manchmal helfen wollen, aber dieses Amt hat er ihr nie anvertraut. Die Pflege seiner Vögel hat er ganz allein behalten. Aber nun muß er's doch wohl zugeben.

„Aber vorsichtig, Toni, vorsichtig," rät und mahnt er. „Ein jedes Tierchen will besonders behandelt werden, und jedes hat sein besonderes Futter. . . . Wer das nicht kennt . . . Hab' auch erst viel lernen müssen, aber hernach hat's mir Freude gemacht. . . . Waren meine besten Freunde, die Vögel, und Verstand haben sie auch, wohl mehr wie manch Menschenkind."

Die Toni gibt sich nun an die Arbeit, Käfig um Käfig nimmt sie hervor, reinigt ihn ordentlich und gibt den Tieren Futter und Wasser. Und eine stille Freude umfängt sie bei diesem Tun, und die selige Traum-

stimmung, die sie so oft in Janpeters Stube empfunden, hüllt sie aufs neue in ihre leichten, duftigen Gewebe und macht ihr Herz froh und leicht, so daß sie vor lauter Seligkeit ein Liedchen vor sich hinsummt.

Der Janpeter verfolgt ihre Arbeit durch die weit offenstehende Kammertür mit sichtlicher Befriedigung. Und er vergißt fast seine Mattigkeit, seine Atemnot und denkt kaum daran, daß er den Pfarrer gewünscht hat.

Just ist die Toni fertig mit der Arbeit, da stellt sich die Bäuerin in dem Häuschen ein. Sie stellt ein Geschirr auf den Stuhl neben das Bett, reicht dem Janpeter die Hand und meint: „Nun, Schwager, wie ist Euch denn? — Was macht Ihr für Geschichten? Wollt doch wohl nicht krank werden?"

Der Janpeter nickt mit halbgeschlossenen Augen. Er kann sich nicht entsinnen, wann er die Schwägerin mal bei sich gesehen hat.

„Hab' Euch etwas heiße Milch mitgebracht, die trinkt einmal, die tut Euch gut. — Mögt Euch bei diesem rauhen und nassen Wetter wohl erkältet haben."

„Einmal hat alles ein Ende, alles, alles," murmelt der Janpeter und schließt die Augen.

Die Bäuerin redet noch einiges, verweist auf seine kernige Gesundheit, die sich bald wieder durchringen werde, und geht dann mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, auch mal eins der Kinder zu schicken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Janpeter gibt keine Antwort darauf. Ihm ist's schon gleich, ob die kommen oder nicht. In seinen gesunden Tagen haben sie ihn links liegen lassen, und die Kinder haben ihn erst recht nicht geachtet. Da fällt es ihm nicht schwer, wenn er auch jetzt auf deren Besuch verzichten müßte. . . .

„Toni, eins könntest wohl noch besorgen lassen."

„Nun, was denn?"

„Sag' den beiden Knechten, sie sollten mal herüberkommen und mir das Bett in die Stube tragen, in die Ecke neben das Fenster. Dort ist's doch freundlicher und heller wie hier, und wer weiß, wie lange ich zum Liegen gezwungen sein werde."

„Das soll schon besorgt werden, und ist auch ganz recht. Hab' selbst schon daran gedacht, aber die Vögel . . ."

„Gerade deswegen, Toni!"

Die Toni holt die Knechte. Die greifen mit ihren starken Armen unter das Bettgestell und tragen es, mit dem kranken Janpeter drin, in die Stube, an den bestimmten Platz. Die Toni rückt einen kleinen Tisch an das Bett heran, stellt einen blühenden Geranienstock darauf, überblickt noch einmal das Zimmer und geht dann durch den sprühenden Regen, der sich wieder eingestellt hat, über den Hof dem Hause zu.

Nun ist der Janpeter allein. Er blickt an den Wänden empor nach seinen Lieblingen, die da pfeifen

und zwitschern und singen, als wollten sie ihren kranken Freund besonders begrüßen.

Um die Frühstückszeit kommt der alte Pfarrer. Der Bauer führt ihn mit freundlichen Worten bei dem Kranken ein. Dann läßt er die beiden allein.

Der Pfarrer kennt den Janpeter schon und weiß, wie er ihn zu behandeln hat. Und er richtet sich danach. Ganz wie ein lieber, alter Freund reicht er dem Kranken die Hand, drückt seine Verwunderung und sein Staunen aus über die Blumen und Vögel, fragt nach seinem Befinden, redet von diesem und jenem und geht dann langsam auf die religiösen Kardinalfragen ein, die einem Kranken, besonders in jenem Alter, auf dem Herzen liegen und das Leben und Sterben bitter oder auch leicht machen können. — Und der Janpeter hat das letzte Restchen Scheu, das er noch hatte, längst beiseite gelegt. Immer freier und leichter wird ihm ums Herz, und wie er endlich gar fertig ist mit seiner Seelenreinigung, wie des Pfarrers geweihte Hände das Kreuzzeichen über ihn gemacht und dessen Mund das „Ego te absolvo" gesprochen, da ist's ihm schon, als sollte er mit seinen Vögeln jubeln und singen vor lauter Herzensseligkeit. Ganz verklärt und glücklich schaut er drein.

Es ist bereits Mittag, da richtet sich der Pfarrer wieder zum Gehen. Der Janpeter hält eine ganze Weile die ihm gereichte Hand fest umschlossen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

spricht: „Herr Pastor, recht vielen, vielen Dank muß ich Ihnen sagen für Ihr Kommen. . . ."

„Aber, Janpeter, das ist doch nur meine Pflicht. — Ich bin glücklich und froh, daß ich Euch Seelenfrieden habe bringen können," wehrt der Pfarrer ab. „Ihr seid nun mit dem lieben Gott wieder ausgesöhnt, und morgen früh nach der Messe bringe ich Euch die heilige Kommunion und die Ölung. Nicht wahr, Janpeter?"

Der nickt mit feuchten Augen.

Dann geht der Pfarrer wieder dahin.

Und der Janpeter liegt da und träumt und sinnt und betet dazwischendurch, was ihm just einfällt, und freut sich über sein Glück, das er nun in der Brust trägt. . . . Fast achtzig Jahre ist er nun alt geworden, aber er meint schon, seit dem Tage seiner ersten heiligen Kommunion nicht mehr so glücklich gewesen zu sein wie nun, da der alte freundliche Pfarrer ihm geholfen, alle Winkel seines verstaubten Herzens zu reinigen und zu putzen. . . . Nun hat er schon gar keine Furcht mehr vor dem Ende, vor dem Sensenmann. Einmal muß es ja doch sein, und wenn dann einer so wie er . . . Für Weib und Kinder hat er nicht zu sorgen, die machen ihm das Scheiden nicht schwer, und seinem Bruder nebst Weib und Kindern wird sein Fortgang auch schon keine Lücke reißen, die werden ihm kaum eine Träne nachweinen. . . . Und was er hinterläßt, nun, von dem Gelde wird er schon den

rechten Gebrauch machen, dabei soll ihm der Pfarrer schon helfen; die auf dem Hofe haben es gar nicht nötig, wenn sie auch hungrig genug darauf sind, wie er ja längst gemerkt hat . . . haben es auch gar nicht um ihn verdient . . . Was dann noch übrig bleibt an Sachen, damit mögen sie hernach machen, was sie wollen, ihn soll's nicht mehr kümmern.

Im Laufe des Nachmittags bekommt der Janpeter fast stündlich Besuch. Einmal ist's die Schwägerin, dann ist's eins von den Kindern, die sich nun auch des kranken Onkels erinnern, und gegen Abend stellt sich auch der Heinrich noch ein. Sie alle reden so freundlich und liebevoll mit ihm, so daß sich ein Fremder gar wundern müßte, wie gut der Kranke von den Hofleuten behandelt wird. Der aber kennt seine Pappenheimer längst und gibt auf all ihre honigsüßen Worte wohl fröhliche, aber nur kurze und nichtssagende Antworten.

Am anderen Morgen in aller Frühe ist die Toni schon geschäftig, des Janpeters Stube zum Empfang des hohen Besuches zu schmücken. Ein paar Leuchter mit Kerzen bringt sie aus dem Wohnhause mit, dann breitet sie eine weiße Decke über den Tisch, langt das alte Kruzifix von der Wand, sucht die besten blühenden Blumenstöcke aus und ordnet zur Seite des Bettes den kleinen Altar. Nun noch ein Schälchen mit Weihwasser, einen Buchsbaumzweig als Wedel drin, und ihre Vorbereitung ist beendet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da streckt ihr der Janpeter, der all ihr Tun beobachtet hat, die Hand aus dem Bette entgegen. „Toni," raunt er halblaut, „gut bist du, Mädchen, gut. Tust so viel für mich, hast dich immer um mich gesorgt, und ich kann . . ."

„Aber, Janpeter, das ist doch nur meine Pflicht", unterbricht ihn die Toni mit weicher Stimme.

Der drückt des Mädchens Hand fest in der seinen und entgegnet gedehnt: „Pflicht? Hast mehr an mir getan, Mädchen. — Das muß dir der liebe Herrgott segnen. — Gut muß es dir gehen dein Leben lang, so denk' ich mir, und wenn du dem Lorenz Wende sein Weib bist . . . der ist ja auch gut . . . sind lange gute Freunde gewesen, sein Vater und ich . . . da wünsch' ich dir Glück, viel Glück, wie du es verdienst."

Mit feuchten Augen blickt die Toni den Kranken an: „Ich dank' Euch für den Wunsch, Janpeter. Geb's Gott, daß es wahr wird."

Der nickt ein paarmal und lispelt noch: „Wird werden, glaub's nur."

Dann ist's ein Weilchen still zwischen den beiden, ein jedes hängt seinen Gedanken nach, der Kranke im Bette, die Toni bei der Versorgung der Vögel, die trotz des grauen, regenschweren Tages, der durch die Fenster lugt, singen und schmettern, als ob es im Frühling wäre. Wie die Toni auch mit dieser Verrichtung fertig ist und sich zum Gehen wenden will, ruft sie der Janpeter noch einmal zurück.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Toni, wolltest du wohl . . . weißt . . . ich bin alt und weiß mich nicht mehr recht zurechtzufinden," drückt er unsicher und zögernd heraus, „ich mein', tätest mir wohl etwas vorbeten zur Vorbereitung?"

„O gern, Janpeter. Habt Ihr ein Buch?"

„Da auf dem Gesimse liegt es."

Die Toni langt ein altes Gebetbuch mit schadhaftem Deckel hervor, sucht darin, kniet dann vor dem Altärchen auf den Boden und betet mit lauter und langsamer Stimme dem Kranken die Gebete zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion vor.

Und still und ruhig, mit geschlossenen Augen und gefaltenen Händen, liegt der Janpeter da.

Ein Weilchen hat die Toni so gebetet, da hört man das Schellen eines Glöckleins. Immer näher kommt das silberne Geklingel. Die Toni wirft einen Blick durch die Scheiben. Da kommt der Pfarrer mit dem Meßdiener, um dem Kranken die Wegzehrung zu bringen. Nun zündet sie die Kerzen an und setzt ihre Gebete fort. Just wie sie damit fertig ist, tritt der Pfarrer in die Stube, und ihm nach drängen sich die vom Hofe, der Heinrich, die Bäuerin und die Kinder, die mit der Toni am Bette niederknien, während der Pfarrer den wegmüden Wanderer mit der heiligen Kommunion und der Ölung für die letzte Reise stärkt.

„Am Nachmittage komme ich wieder", raunt der Pfarrer dem Janpeter noch zu, dann geht er mit dem Ministranten wieder heim, dem Dorfe zu.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leise gehen nun auch die anderen wieder aus dem Häuschen, und der Janpeter ist nun mit sich und seinem Herrgott, den er im Herzen trägt, ganz allein.

Es dämmert bereits, und die Bäuerin hat dem Schwager just in eigener Person einen Topf Suppe für die Nacht gebracht, als sich der Pfarrer wieder einstellt.

„Nun, wie fühlt Ihr Euch denn, Janpeter?" fragt er, indem er sich einen Stuhl an das Bett heranzieht.

„Ganz gut, Herr Pastor, ganz gut, besser als gestern. — Wenn die große Mattigkeit nicht wär', ich möcht' schon wieder aufstehen."

„Das laßt lieber sein, Janpeter, bleibt ruhig liegen, versäumt ja nichts. Müßt nur entschuldigen, daß ich nicht schon am Nachmittage kam, denn . . ."

„Ach, Herr Pastor", unterbricht ihn der Janpeter, „das ist doch nicht schlimm. Wenn Sie mich nur ab und zu mal besuchen wollten in diesen Tagen, das wäre mir lieb, welche Zeit, kann ich Ihnen ja nicht vorschreiben."

„Gern, Janpeter, gern. Wenn es eben ist, mache ich mir täglich einen Spaziergang hier herauf. Aber heute . . . Ist ein trauriger Fall."

„Ist denn wer verunglückt?"

„Verunglückt gerade nicht, aber einen Schlaganfall hat der alte Wende bekommen."

„Der alte Wende?“ staunt der Janpeter mit großen Augen.

„Kanntet Ihr ihn?“

„O ja, gut! — Waren früher die besten Freunde.“

„So? — Ich wollte just zu Euch herauf, da wurde ich zu ihm gerufen. Konnte ihm nur die Generalabsolution geben, dann starb er.“

„So plötzlich?“ Wie entgeistert starrt der Janpeter vor sich hin.

„Soll vor Aufregung gekommen sein. — Er hatte, wie mir eine alte Frau erzählte, für seinen Bruder in der Stadt eine Bürgschaft von 20 000 Mark übernommen. Der Bruder hat nun plötzlich Konkurs gemacht, und nun sollte er zahlen. Da wird das kleine Gütchen wohl unter den Hammer kommen. Barvermögen ist ja nicht vorhanden. Tut mir leid um die Leute, waren immer so rechtschaffen. Der einzige Sohn, der Lorenz, wollte ja bald Hochzeit machen mit der Toni Holt, die bei Eurem Bruder dient, aber damit wird's nun wohl gute Weile haben, denn unter diesen Umständen, wo den jungen Leuten das Anwesen noch möglicherweise verkauft wird, soll's mit der Heirat wohl nichts geben.“

„Weiß es die Toni hier schon?“

„Ich glaube nicht. — Es ist ja so plötzlich gekommen, da . . . Es tut mir leid . . .“

Nachdem der Pfarrer wieder gegangen ist, liegt der Janpeter noch lange wach und sinnt und spinnt

seinen Gedanken nach, die sich zumeist nur um das Unglück der Wendenleute drehen. Und wie hernach noch die Toni kommt und in ihrer freundlichen Art ihm alles für die Nacht ordnet und noch mit ihm plaudert und betet und er erkennt, daß die Toni nichts von dem Unglück weiß und noch unbefangen ihren Glückstraum träumt, da fühlt er Mitleid mit dem Mädchen, ein recht großes und tiefes, und es erwacht in seiner Seele ein hochherziger Entschluß.

„Schafft euch Freunde mit dem ungerechten Mammon", hat der liebe Gott irgendwo gesagt, „damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen." — Er wird schon den rechten Gebrauch machen von seinem Mammon... und ein gutes Werk ist das auch, wenn er zwei guten jungen Leuten die Heirat ermöglicht, die sonst noch lange hinausgeschoben würde oder gar unterbliebe. Ist sicher ein gutes Werk.

Am anderen Morgen ist die Toni recht niedergeschlagen, und ihre geröteten Augen zeugen vom Weinen. Der Janpeter sieht's auf den ersten Blick. . . . Da wird der Lorenz Wende sie wohl von dem Unglück benachrichtigt haben . . . Ob sie auch alles weiß, und auch, daß das Gütchen für sie verloren ist, wenn . . . Und er wagt einige zage Fragen und erhält nun die Gewißheit, daß das Mädchen von allem Bescheid weiß.

„Wegen des Todesfalles hätten wir ja sowieso noch eine Zeit warten müssen, denn wenn wir nun im Herbst, wie wir vorhatten, Hochzeit machen würden, dann gäb's nur Geschwätz."

„Das sollte dich nicht anfechten," gibt der Alte zu bedenken, „ich meine, der Lorenz hat nun gerade eine Frau nötig. Ist nun ganz allein mit der alten Mutter, die auch nicht mehr recht kann, da . . ."

Die Toni starrt vor sich hin und zuckt die Achseln und meint: „Und wenn's nun so ist, wie mir der Lorenz sagte, ich meine, mit dem Gelde, dann wird's überhaupt wohl noch Haken genug haben."

„Ich denk', ihr zwei verständet euch doch?"

„Das tun wir auch, Janpeter," beteuert die Toni mit fester Stimme, „auseinander bringt uns das Unglück nicht. Und wenn's nicht anders ist und die Wenden gar das Gütchen verkaufen müßten, wir können auch in einem Heuerlingshause glücklich werden. Zu arbeiten verstehen wir beide."

„Na, was soll's dann noch mehr?"

Die Toni verzieht ihr Gesicht zu einem Lächeln bei seinen Trostworten, aber er merkt es doch, daß ihr das nicht von Herzen kommt, und sie ist schon froh, daß sie nach Verrichtung ihrer Arbeiten wieder gehen kann, so gern sie auch sonst bei dem Janpeter ist. Heute ist sie schon am liebsten mit ihren Gedanken allein. Und damit hat sie Glück, denn die Bäuerin hat ihr im Garten zu jäten aufgegeben, während die

anderen Mädchen mit nach dem Felde sind, um das Korn auseinanderzulegen. — — —

Und in der Stube des Bauernhofes steht der Hofherr seinem Weibe gegenüber, und ihrer beiden Reden drehen sich um den Janpeter oder vielmehr um die zu erwartende Erbschaft.

„Könntest ihm aber doch mal auf den Zahn fühlen, Heinrich," meint die Bäuerin im Laufe des Gespräches, „vielleicht, daß er ein Testament gemacht hat."

Der Bauer blickt eine Weile ernst zu Boden und schüttelt dann den grauen Kopf. „Ich glaub's nicht, daß er eins gemacht hat, Anna. — Wozu auch? Sind denn noch andere da wie wir? — Aber fragen will ich ihn doch mal. Ich denk', er kann es schon nicht übelnehmen, ist doch nur Vorsicht."

„So mein' ich auch," nickt die Frau. „Doch sterben, daran glaub' ich so schnell nicht. Er sieht wieder viel heller aus den Augen."

„Wenn's nicht eine Aufraffung ist. — Man könnt' ja den Doktor holen, aber er will ja nicht. Ist immer schon ein Sonderling gewesen, da muß man ihn gewähren lassen."

„Wie er's haben will."

Wohl eine Viertelstunde steht der Bauer dann in Gedanken verloren in der offenen Tennentür und starrt dahin in die Weite, wo nach langer Zeit sich die ersten Sonnenstrahlen mal wieder durch das graue Gewölk zwängen und dem ganzen Tal gleich ein an-

deres Ansehen geben. Endlich zieht er seine Tuchkappe gerade, legt die Hände auf den Rücken und schreitet ernst und bedächtig des Janpeters Einsiedelei zu.

Wie der Bauer die Stubentür aufklinkt, wacht der Janpeter just aus kurzem Schlummer auf. Da setzt er sich ganz resolviert ans Bett, spricht mit seinem Bruder über dies und das, über Feldbestellung, Wetter und was ihm gerade einfällt. Schließlich hat er das Gespräch an dem Ende, wo er es haben will, und er fragt ganz unvermittelt:

„Hast denn auch ein Testament gemacht, Janpeter? Weiß, es geht mich ja eigentlich nichts an, aber als Bruder denk' ich dich schon mal daran erinnern zu dürfen."

Der Janpeter schaut dem Bruder einen Augenblick voll ins Gesicht. O, er kennt den Heinrich schon . . . der weiß schon, was er will. Dann macht er eine abwehrende Handbewegung und antwortet: „Wozu ein Testament? Hab' keins gemacht und mache auch keins. — Unsinn!"

„Ganz, wie du willst. Und eigentlich hast ja auch weiter keinen, der dich was angeht, und da wär' es . . ."

„Aber, wenn hernach der Pfarrer kommen sollte," unterbricht ihn der Janpeter, „dann könntest wieder herüberkommen, und die Toni auch. Dann soll alles ins reine gebracht werden; dann mach ich's ohne Testament."

„Wird auch so am besten sein, Janpeter, ganz gewiß," urteilt der Bauer gleichgültig, und doch ist's in seiner Brust nicht so ruhig, wie er sich den Anschein gibt. Er möchte schon auflachen, aber da würde er leicht alles verderben. Da bringt er das Gespräch wieder auf alltägliche Dinge und Begebenheiten und schlüpft bei der ersten passenden Gelegenheit wieder hinaus. Mit schmunzelnder Miene geht er zurück ins Haus, um seiner Frau Nachricht zu bringen . . . Die wird auch zufrieden sein . . . Herüberkommen soll er mit dem Pastor, und die Toni auch . . . Die zwei wären ja eigentlich gar nicht nötig. Er könnt's schon allein mit dem Janpeter in Ordnung bringen . . . Aber mag wohl etwas zum Kirchenbau vermachen oder eine Meßstiftung festlegen wollen . . . Und die Toni soll dann vielleicht auch eine Kleinigkeit haben, hat ihm ja immer aufgepaßt . . . Und wenn's dann auch ein- oder zweihundert Taler sind, was der Pastor und die Toni haben sollen, mehr wird's sicher nicht sein; das Ganze bleibt ihm doch zumeist, und das wird er ihm dann wohl übergeben wollen . . . Anders wird's schon nicht sein . . . So hat er die Testamentskosten gespart, auch die Erbschaftssteuer . . . und . . . ist doch noch schlau auf seine alten Tage, der Janpeter, alles was wahr ist . . .

Nachdem er seiner Frau das Ergebnis seiner Nachfrage und seine Vermutungen mitgeteilt hat, macht er sich auf dem Hofe zu schaffen. Von da kann

er den Weg hinabblicken, der vom Dorfe her kommt. Und er späht fast unausgesetzt nach dem Pfarrer. Aber bis zum Nachmittag muß er doch seine Ungeduld beherrschen.

Zur Vesperzeit kommt der alte Pfarrer langsam den Weg hinaufgeschritten, in der einen Hand den Stock, in der anderen das offene Brevier.

Da geht der Bauer ins Haus zurück und ruft die Toni heran.

Kaum hat sich der Pfarrer am Bette des Kranken niedergelassen, kaum hat er ein paar Worte mit dem Janpeter, der heute doch recht verfallen aussieht, gewechselt, da tritt der Bauer mit dem Dienstmädchen, der Toni, ein. Etwas unmutig blickt der Janpeter den Bruder an . . . Hat der's denn so eilig?

„Ja, ja, da seid ihr ja alle zwei," spricht der Kranke dann, „nun soll's zu Ende gebracht werden. Hab' lange genug darüber nachgedacht und bin nun vollständig im reinen. — Herr Pastor," wendet er sich dann an diesen, „es ist wegen des Nachlasses. Den will ich jetzt, wo ich noch lebe, verteilen. Deshalb hab' ich dem Bruder gesagt, daß er kommen soll und die Toni auch."

Der Pfarrer nickt und meint: „Ist ganz vernünftig von Euch, Janpeter, daß Ihr's so machen wollt. Oft gibt's nachher nur Ärger."

„Das könnt' bei uns doch schon nicht vorkommen, Herr Pastor," wendet der Bauer etwas beleidigt ein,

„es ist ja niemand anders da, der dem Janpeter verwandt ist und nahe steht, als wir. . . .“

Der Pfarrer zieht die Schultern hoch. „Herr Hansen, es ist schon oft Ärger entstanden, wenn vorher nichts bestimmt war.“

„Toni, da hast den Schlüssel zum Koffer,“ wendet sich dann der Janpeter an das Mädchen, „darin steht ein Kasten aus Eisenblech, den bring' mal her.“

Der Bauer blickt dem Mädchen nach, das in die Kammer nebenan geht, um das Gewünschte zu holen . . . Warum der Janpeter nur ihm das nicht sagt, ihm, seinem Bruder, anstatt dem fremden Mädchen? . . . Ist schon ein richtiger Sonderling.

„So, Janpeter!“ Damit stellt die Toni die Kassette auf das Bett des Kranken, der nun den Deckel öffnet, zwei blaue Heftchen hervorlangt und ein Weilchen zwischen Papieren und hartem Gelde zählt. Die Toni macht sich an den Käfigen zu schaffen. Sie fühlt sich etwas beengt in dieser Szene; ihr ist's etwas peinlich, daß sie bei den intimen Auseinandersetzungen, die es nun wohl geben wird und die sie, das Dienstmädchen, nichts angehen, Zeuge sein soll.

„Herr Pastor, wollen Sie einmal zählen, was an barem Gelde noch da ist, und der Heinrich und die Toni können auch zählen, damit . . .“

„Gewiß, Janpeter!“

Der Pfarrer zählt den Inhalt des Kastens durch; der Heinrich zählt leise mit, ihm entgeht kein Schein,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keine Münze. Die Toni steht ziemlich gleichgültig dabei; ihr wär's schon lieber, wenn sie nicht dabei zu sein brauchte; ihr ist's ums Herz ganz anders: das Leid und die Sorge, und hier nun . . .

„Sind dreitausendeinhundertundzwanzig Mark in barem Gelde vorhanden, Janpeter," sagt der Pfarrer und reicht dem Kranken die Kassette wieder hin.

Der in den rotgewürfelten Kissen liegende Kopf macht eine nickende Bewegung. „Wird schon so recht sein. — Und nun hört auf, alle drei, daß es jeder weiß: Von diesem Gelde soll meine Beerdigung bestritten sowie eine Meßstiftung für meine arme Seele festgelegt werden. — Kannst das wohl an dich nehmen, Heinrich!"

Der Bauer nimmt die Kassette mit gierigen Händen in Verwahr.

„Dies Sparkassenbuch, es sind mit Zins und Zinseszins fast vierzigtausend Mark darin, vermache und schenke ich Ihnen, Herr Pastor, mit der Bestimmung, das Geld zum Neubau der Kirche zu verwenden."

Groß und starr blickt der Bauer auf. Sein Pulsschlag setzt einen Augenblick aus. Vierzigtausend Mark für die Kirche! . . . So eine Unvernunft! . . . Ist das ganze Jahr höchstens ein fünfmal in die Kirche hineingegangen, der Janpeter, und nun das für den Neubau . . . Nein, das ist . . . Aber was soll er nun machen? Da darf er sich schon nicht verraten, was sollt' sonst der Pfarrer denken . . . muß nun

noch lachen und freundlich sein dazu. Und er reißt sich zusammen, um ein zufriedenes Gesicht zuwege zu bringen.

Der Pfarrer nimmt das Sparkassenbuch bewegt und mit feuchten Augen entgegen. „Janpeter, das großherzige Geschenk lohne Euch Gott. — Hat mir schon manchmal Sorgen gemacht, unser Kirchenneubau, aber nun ist uns geholfen. — Im Namen unserer Pfarrgemeinde, deren größter Wohltäter Ihr geworden seid, sage ich Euch vielen, vielen Dank! — In unseren Gebeten sollt Ihr nicht vergessen sein, das verspreche ich Euch, Janpeter!" Ein ganzes Weilchen hält der alte Pfarrer des Janpeters Hände in innigem Druck fest umspannt.

Staunen und Bewunderung erfüllt der Toni Herz bei diesem Vorgange . . . So eine Summe Geld! . . . Ihr schwindelt fast . . . Daß der alte Janpeter so ein reicher Knopf wäre, das hat sie nie gedacht. Aber hat nun wohl den besten Gebrauch mit dem Gelde gemacht. Die auf dem Hofe können's entbehren, und er schafft sich damit eine Treppe zum Himmel. Hat sich sonst ja doch nicht zuviel um sein Seelenheil gekümmert.

„Und dies Buch hier enthält mit allem etwas über zwanzigtausend Mark," spricht der Janpeter mit sichtlicher Anstrengung weiter.

Der Bauer lauscht auf. — Nun sind ihm die Vierzigtausend entgangen, da wird er doch die Zwanzigtau-

send bekommen. Ist doch auch noch was, wenn auch nicht so viel.

„. . . Diesen Betrag vermache und schenke ich der Toni Holt hier, die mir die ganze Zeit, seit sie auf dem Hofe ist, so liebevoll und gut aufgepaßt hat."

Der Toni drohen die Sinne zu schwinden; das Blut steigt ihr in den Kopf, und stammelnd wagt sie einzuwenden: „Aber, Janpeter, das ist doch . . ."

„Sei nur still. Ich weiß, was ich tue. — Hättest wohl nicht so viel gekriegt, wenn das Unglück mit den Wendenleuten nicht gekommen wäre. — Aber nun kannst du das Gütchen retten, und ihr könnt' darauf wohnen bleiben. — Macht nur bald Hochzeit; der Lorenz hat nun eine Frau nötig."

Die Toni hält des Janpeters Hand und weint, und ihre Tränen fallen in Segenstropfen auf die alten, runzligen Finger.

Mit verbissenem Groll steht der Bauer dabei. All seine Hoffnungen sieht er wie ein Kartenhaus zusammenbrechen . . . Nun ist's aber doch schon ganz aus . . . Zwanzigtausend Mark dem Mädchen, das ihn weiter nichts angeht, das nur seine Schuldigkeit getan hat, weiter nichts. Das ist doch schon eine richtige Verrücktheit . . . Wenn die Toni auch ein paar hundert Mark mitgekriegt hätte, das wär' schon zu verstehen gewesen, aber soviel? . . . Was bleibt da ihm noch? Wohl gar nichts! . . . Ob ihn das Mädchen nicht umschmeichelt hat? Trau einer so einem

Weib, und wenn's auch noch so arglos tut. . . . Da sind die paar Wassertropfen, die das Ding den Augen auspreßt, gut bezahlt. . . . So ein . . .

„Bet' nur für mich, du und dein Bräutigam, und bleibt brav alle zwei," wehrt der Janpeter des Mädchens Dank. Dann wendet er sich zu den beiden Männern: „Nun ist's geschehen, und ich bin fertig. — Was hier im Hause ist an Sachen, damit kannst du machen, was du willst, Heinrich."

Der macht eine ablehnende Handbewegung. Er möchte schon ganz was anderes sagen, aber nun sag' einer was, wenn der Pastor da ist. — Endlich aber kann er seinen Groll doch nicht mehr zurückhalten.

„An deinen Bruder hast aber schlecht gedacht, Janpeter. Ich meine . . ."

„Du hast's doch nicht nötig, Heinrich. — Hab' dir doch schon damals genug gutgetan, als ich auf den Hof verzichtete. — Damit du aber nicht meinst, mich hätte wer beeinflußt, so sage ich dir: Ich habe ganz frei und unbefangen gehandelt, und ich denk', daß ich mit dem Meinen so recht getan hab'!"

Still ist's, ganz still nach des Janpeters Erklärung. Ein jeder empfindet das Peinliche, das der Bauer mit seiner Habgier heraufbeschworen. Nur die Vögel jauchzen und singen, als ob sie sich freuten über die gute Saat, die der Janpeter am Abend seines Lebens gesäet. — — —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zu dieser Zeit steht die Bäuerin am Küchenfenster und späht unabläßig nach des Janpeters Hause, ob der Heinrich noch nicht zurückkommt . . . Endlich kommt er mit düsterem Gesicht und zu Boden geschlagenem Blick über den Hof. . . . Hat vielleicht was abgeben müssen, vielleicht der Kirche etwas . . . oder wer weiß. . . . Sonst ist's doch eigentlich nur ihr Erbe. Wer ist denn noch verwandt mit dem Janpeter? Keiner. . . .

„Nun, was machst denn für ein Gesicht? Was hat's denn gegeben?" fragt sie in einem Atem.

„Da hast deine Erbschaft!" stößt der Bauer mit bitterem Lachen hervor und stellt den Kasten auf den Tisch, daß er klirrt.

Sie greift gierig danach, zählt das Geld und blickt den Heinrich fragend an: „Das ist doch wohl nicht alles, was du gekriegt hast?"

„Nee, nicht alles," hohnlacht er wieder. „Dies hier ist für Meßstiftungen und Begräbniskosten bestimmt, das gehört uns nicht. — Wenn du was haben willst, dann kannst dem alten Narren seine Blumen und Vögel nehmen, dann hast was. Das ist alles, was dir bleibt."

„Was, was?" staunt die Frau mit offenem Munde und großen Augen. „Er hat doch noch Geld gehabt, sicher auf der Sparkasse."

„Stimmt, stimmt," nickt der Bauer und wandert mit harten Schritten in der Stube auf und ab. „Aber

vierzigtausend hat der . . . der . . . der Pastor gekriegt für den Kirchenneubau."

„Vierzigtausend?"

„Und zwanzigtausend das Ding da, das Mädchen, die Toni. — Hast noch Worte? — Und mehr ist nicht da."

„Die Toni, unser Dienstmädchen, zwanzigtausend? Das ist doch wohl nicht zu glauben."

„Ist so. Ist so bestimmt, und der eine ist des anderen Zeuge. Kannst nichts machen."

Da sinkt die Bäuerin wie erschöpft mit verschlungenen Händen auf den Stuhl, während der Bauer weiter durch die Stube schreitet, hart und schwer, und dabei knurrt und knurrt wie einer, den ein Hund gebissen. Und beider Gedanken bewegen sich um die entgangene Erbschaft, die wie ein hohnlachendes Teufelchen vor ihren Augen tanzt und sie prickelt und zerrt.

„Ist nicht zu glauben, wirklich nicht," stößt die Bäuerin endlich mit rotem Kopf hervor, indem sie sich wieder erhebt. „Das hat man nun davon. . . . Und das ist dein Bruder. . . . Aber wird ihm schon in den Ohren gelegen haben, der Pastor. Vierzigtausend, das lohnt sich schon."

„Darfst gar nichts dagegen sagen, Anna," wendet sich der Bauer seiner Frau zu, „hat extra gesagt, der Janpeter, daß er ganz freiwillig die Schenkungen macht. Was willst nun machen? . . . Und redest darüber, kannst dir leicht noch den Schnabel ver-

brennen. Deshalb rat' ich dir: schweig' still von dem Pastor."

„So, so?" Mit in die Hüften gestemmten Armen steht die Frau in der Mitte der Stube. „Und das Ding, das Mädchen, zwanzigtausend! .... Das hätt' ich nur ahnen sollen, keinen Schritt wär' mir das in das Haus gekommen. . . . So eine Scheinheilige! Tut so still und fromm und hat's faustdick hinter den Ohren. . . . Hat ihn doch beschwatzt, den alten Narren, das ist doch mal sicher."

Der Bauer zuckt nur die Schultern und sagt nicht ja und nicht nein darauf.

Da kommt die Toni ernst und still über den Hof auf das Haus zugegangen. Die Augen der Bäuerin funkeln vor Gift und Galle, wie sie das Mädchen erblickt. In der offenen Tür erwartet sie es.

„Kannst mal hereinkommen!" ruft sie mit zornbebender Stimme auf die Tenne.

Die Toni mag wohl ahnen, was ihr bevorsteht, aber im Bewußtsein ihres gutes Gewissens tritt sie der Bäuerin frei gegenüber.

„Da kann man ja wohl gratulieren", höhnt die Bäuerin mit verzogenem Gesicht, „bist ja nun aus allem Dreck heraus. Zwanzigtausend, das ist schon was, dafür kann man sich schon etwas gefallen lassen, kann man auch mal einem Honig um den Bart schmieren."

Der Toni steigt das Blut in den Kopf und hämmert's in den Schläfen. Sie fühlt die versteckte Anschuldigung, die in den Worten der Frau liegt. Vorwurfsvoll blickt sie das keifende Weib an: „Bäuerin, wie könnt Ihr so was sagen?"

„So, willst auch noch die Beleidigte spielen? Steht dir schlecht an."

„Nichts könnt Ihr mir vorwerfen. Ich hab' stets nach meinem Gewissen getan. Und wenn ich den alten Mann behandelt habe, wie sich's dem Alter gegenüber gebührt, — ich hätt' das jedem getan —, so war das nur meine Pflicht. — Hat mir oft leid getan, der alte Janpeter, daß sich niemand um ihn kümmerte und keiner . . ." Jäh bricht die Toni ab. Sie empfindet, daß sie sich in ihrem Eifer wohl zu weit gewagt hat.

„Hörst's, Heinrich, das geht uns an!" ruft die Frau dem Manne zu, der am Fenster steht und sinnend in den Garten starrt.

„Du willst uns doch wohl nicht schulmeistern?" fragt der mit verbissener Wut und rotem Gesicht.

„Nein, Bauer, nur rechtfertigen will ich mich."

„Ich denk', wir zwei sind fertig, ganz fertig," fährt die Bäuerin fort, „wir zwei passen nicht mehr zusammen, deshalb kannst du gehen, je eher, je lieber!"

Mit feuchten Augen blickt die Toni von der Frau zum Manne.

„Ja, ist schon so. — Tut kein gut, wenn du länger auf dem Hofe bleibst. — So eine . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Da geh' ich morgen, wenn Ihr es so wollt," antwortet das Mädchen mit vor Erregung zitternder Stimme. . . . Einen groben Empfang hat sie wohl vermutet, aber so, einfach hinauswerfen, anders ist's wohl nichts, das kommt ihr doch hart und schwer an. Die langen Jahre hat sie nach besten Kräften ihre Pflicht getan, nie hat man ihr etwas vorwerfen können, und nun . . . „Vergeben will ich Euch alle Vorwürfe, mag Euch Gott auch verzeihen. Eins weiß ich: In all den Jahren, die ich Euch gedient, hab' ich immer meine Pflicht getan, und nie habt Ihr ein Wort des Tadels für mich gehabt, deshalb mein' ich . . ."

„Brauchst nichts mehr zu sagen, nichts mehr!" schreit ihr die Bäuerin mit erhobener Hand ins Gesicht. „Da ist die Tür, und das andere weißt' . . . Du, Heinrich, gib ihr den Lohn, der ihr von Rechts wegen zusteht. Ich will mir von so einer Mamsell nichts nachsagen lassen, nichts, nichts."

Weinend geht die Toni aus der Stube. In ihrer Kammer sinkt sie am Tische nieder, stützt den Kopf in die Hand, und ihre tränenfeuchten Augen blicken ins Weite, ihre Gedanken gehen hin und her. . . . So glücklich ist sie immer gewesen, und nun . . . Soll sie dem Weibe das Geld vor die Füße werfen? Wäre auch nichts gebessert, denn die Bäuerin hat nun ihren Groll, und das Geld hat der Janpeter ihr ohne jede Beeinflussung geschenkt. Es wär' dem gegenüber schon

nicht recht, wenn sie es nicht nähm'. . . . Und war doch kein Unrecht, daß sie es annahm. . . . Wohin nun? Die Eltern tot, keine Geschwister. . . . Nun, Gott wird schon sorgen. Da ist's wohl am besten, sie fragt den Pfarrer um Rat. . . .

* * *

Am anderen Morgen ganz früh packt die Toni ihren Koffer. Den soll nachher der Lorenz Wende schon holen. Zum Gehen gerüstet, geht sie unten ins Haus, nimmt von den anderen Mädchen Abschied. Bauer und Bäuerin sind noch nicht zu sehen. . . . Ist auch wohl gut so, denn da bleibt ihr wohl noch manch' hartes Wort gespart. . . . Und sie tritt auf den Hof in den jungen Tag, der hell und klar geschritten kommt und alles in Licht und Glanz hüllt. Da fällt ihr Blick auf des Janpeters Behausung. Mitleid mit dem Alten, der ihr Wohltäter geworden ist, wallt in ihrem Herzen auf. Um ihm noch einmal zu danken, um ihm die Hand zum Abschied zu reichen, schreitet sie auf das Häuschen zu. Leise klinkt sie die Tür auf. Es ist so still drinnen, nur die Vögel singen und schmettern in den Käfigen . . . Ihr wird's auf einmal so beklommen, so . . . sie weiß nicht, weshalb. Wie sie in die Stube tritt, liegt der Janpeter da mit geschlossenen Augen und gefaltenen Händen . . . Schläft noch, und war doch sonst des Morgens immer so früh wach. Auf den Zehenspitzen tritt sie an das Bett, sanft und vorsichtig berührt sie des Alten Hände. Da erschrickt sie ob der

Kälte, die sie fühlt. Sie horcht — kein Atemzug regt sich. „Janpeter!“ ruft sie nun angstvoll. Keine Antwort, kein Lebenszeichen. Ihre Hand betastet die Stirn. Eiskalt ist die . . . der alte Janpeter ist tot. Still und friedlich ist er hinübergeschlummert. Einsam und allein.

Und sie sinkt nieder in die Knie und widmet ihm das erste Opfer des Gebetes und dankt ihm noch einmal mit innigem Händedruck. Dann geht sie wieder mit bewegtem Herzen hinaus.

Noch einmal tritt sie in das Wohnhaus. Sie würde ihre Schritte nie mehr dahinlenken, aber sie fühlt sich verpflichtet, die Leute von dem Tode Janpeters zu benachrichtigen.

In der Stubentür tritt ihr der Bauer entgegen.

„Bauer, Euer Bruder ist tot! — Ist wohl heute nacht entschlafen. — Gebe ihm Gott die ewige Ruhe. — — Und nun lebt wohl!“

Der Bauer findet keine Antwort auf diese Nachricht. Mit großen Augen und staunendem Gesicht blickt er dem dahingehenden Mädchen nach . . . Sein Bruder tot . . . der Janpeter . . . der Sonderling . . . in der Ewigkeit . . . „Anna, hörst du“, ruft er endlich in die Küche, „er ist tot, der Alte, tot. . .“ — — —

Nach drei Tagen wird der Janpeter auf dem Dorffriedhofe zur letzten Ruhe gebettet. An der Seite seines alten Freundes, des so plötzlich ver-

storbenen Wende, hat man ihm das Grab geschaufelt. Die hochherzigen Schenkungen des Verstorbenen sind im Dorfe bald bekannt geworden. Da hat sich ein äußerst zahlreiches Leichengefolge eingefunden, um dem Janpeter auf diese Weise zu danken für seine Gabe. Dichtgeschart umstehen sie nun die offene Gruft, beten sie mit dem Pfarrer die Grabgebete. Vom Hofe ist der Bruder des Verstorbenen, der Heinrich, mit seinen beiden erwachsenen Söhnen bei der Beerdigung anwesend. Manch höhnischer und schadenfroher Blick fliegt aus dem Kreise der Dörfler zu den drei Männern hin, die mit düsteren Gesichtern und zusammengepreßten Lippen dastehen. Die wären schon am liebsten wie die Frauleute zu Hause geblieben, aber des Geredes wegen haben sie dem Alten das letzte Geleit gegeben, nur deshalb.

Der Pfarrer mit dem Küster und den Meßdienern geht wieder dahin. Nun treten die Leute an das Grab, um dem Janpeter die Handvoll Erde als letzten Gruß nachzuwerfen. Dann gehen auch sie wieder, und bald hat sich der Friedhof geleert. Nur zwei knien noch an der Gruft: die Toni Holt und der Lorenz Wende, denen der Tote das zertrümmerte Glück neu errichtet hat. In ihren Herzen haben sie ihm bereits ein Denkmal errichtet; die Dankbarkeit hat es gefügt, und die Liebe rankt den Gebetsefeu darum. Und das soll bestehen, solange sie leben, wenn auch sein Grab längst mit Gras und Geranke über-

wuchert und verfallen ist und niemand vom Hofe mehr des da Ruhenden gedenkt.

Wie sie nach einem Weilchen ihre Gebete beendet haben, nimmt die Toni ein Gläschen mit Weihwasser hervor und sprengt die Tropfen in das offene Grab.

So nehmen sie Abschied von dem alten Janpeter, dem Sonderling. —

# Der barmherzige Samaritan.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1.

Etwa eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt liegt ganz zwischen Büschen und Bäumen eine Mühle, deren Rad vom klaren Bergbach und von dem reichen Kornsegen der Umgebung fast stets in Bewegung gehalten wird. Das ist die Herrgottsmühle. Diesen Namen hat sie von einer hübschen Kreuzigungsgruppe, die sich am Eingang des Mühlengehöftes unter einer breitkronigen alten Linde erhebt und von einem Vorfahren des jetzigen Müllers für glückliche Heimkehr aus dem russischen Feldzug 1812 errichtet worden ist.

Noch liegt das volle Tageslicht auf Feld und Fluren, noch spiegelt sich die Sonne im Bach, und in den Kammern stehen genug Säcke voll Korn, das darauf harrt, zu Mehl verarbeitet zu werden; aber dennoch ruht das Mühlenwerk, und wie erzürnt rauschen die Wasser zur Seite des graugrünen Schaufelrades dahin.

Und das wird schon alle Jahre so gehalten. Am Nachmittag vor dem Fronleichnamsfeste ruhen die klappernden Räder. Da sind alle Hände beschäftigt, dem Gehöft ein festliches Ansehen zu geben. Da wird gefegt und geputzt, da werden Kränze und Girlanden gewunden und dann mit Fähnchen am Hause und zwischen den Bäumen angebracht. Eine ganz beson-

dere Sorgfalt erfährt die Kreuzigungsgruppe. Hier wird ein Altar errichtet, so prächtig und schön, wie ihn manche arme Kirche nicht besitzt. Die Müllersleute haben es sich stets was kosten lassen, wenn es diesem Zwecke galt. Sie wollten dem eucharistischen Heiland einen würdigen Ruheplatz bereiten, wenn er gelegentlich der Fronleichnamsprozession für ein paar Minuten auf den Hof kam und dort unter dem Kreuze, von der vierten Station aus, alles segnete, das Feld und den Wald, die Mühle und deren Bewohner.

Vor dem Wohnhause, im Schatten eines blühenden Fliederbaumes, sitzt ein alter Mann, der Besitzer der Herrgottsmühle, Franz Lohmann. Weiß ist sein Kopfhaar wie der Mehlstaub in seiner Mühle, aber noch frisch und rot ist sein Gesicht, auf dem der Abglanz eines stillen, seligen Friedens liegt. Und doch sehen seine Augen so gut wie nichts von all der blühenden und grünenden Pracht um ihn her, von all dem Schmuck, den fleißige Hände zum morgigen Tage errichten. — Seit Jahresfrist ist der alte Lohmann fast völlig erblindet. Der liebe Herrgott hat ihm, dem rastlos Tätigen, auf diese Weise die Arbeit aus der Hand genommen. Und übrig ist er ja auch schon in der Mühle. Dort ist sein ältester Sohn, der Libori, an seine Stelle getreten. Aber anfangs ist ihm die Untätigkeit, zu der er nun verurteilt war, recht schwer geworden; jedoch allmählich hat er sich in seine Lage zurechtgefunden, ja, noch mehr: er hat Gott gedankt

auch für dieses Kreuz, das ihm Zeit gab, den Gedanken mehr wie zuvor eine höhere Richtung zu geben. Und die Agnes sorgt schon dafür, daß er auch mal was Neues aus der Welt erfährt; die liest ihm ab und zu die Zeitung vor, erzählt ihm von diesem und jenem, wenn was passiert ist, so daß er stets auf dem Laufenden bleibt, führt ihn am Arme im Hause herum, auf dem Hofe oder im Garten oder geleitet ihn auch wohl zur Kirche.

Die Agnes ist ein Gottessegen für ihn. Damals, vor fast zwanzig Jahren, als der Joseph Rehm, ihr Vater, auf so traurige Weise zwischen den Mühlenrädern zu Tode kam und die Mutter bald nachher vor Gram starb, da nahm er das fünfjährige Kind aus Barmherzigkeit in seine Familie auf. Heute empfindet er den Segen dieser guten Tat. Denn die Agnes ist um ihn so besorgt wie eine Mutter um ihr Kind; mehr noch wie sein Sohn, der Libori, und dessen Frau, die Regina.

Da kommt die Agnes aus dem Hause, eine schlanke Gestalt mit blauen Augen und dichtem, blondem Haargeflecht. Zu dem Alten tritt sie mit einem Glase Milch.

„So, Onkel, nun trink!“

„Ich dank' dir, Kind! — Wie weit sind sie mit der Arbeit?“

„Bald sind sie fertig. Nur noch die große Fahne und den Spruch müssen sie anbringen, dann ist's getan.

Und prächtig ist's wieder geworden. Da muß der liebe Herrgott schon seine Freude dran haben, mein' ich."

„Hat er auch, glaub's nur. Und seinen Segen gibt er uns auch dafür, das hab ich noch immer erfahren."

Da kommt der alte Briefträger auf den Hof geschritten. Ein Weilchen steht er bei der Kreuzigungsgruppe, sieht dem Arbeiten der Leute zu und gibt auch sein Urteil ab. Dann tritt er zu dem Alten.

„'n Abend, Lohmann! — Habt den Hof wieder geschmückt wie kein anderer. — Könnt stolz darauf sein. — Aber hier hab ich noch etwas für Euch, einen Brief. Wohl vom Johannes."

„Vom Johannes? — Da sollt Ihr Dank haben. — Habe lange nichts von ihm erhalten."

Während der Briefträger wieder dahingeht, reicht der alte Lohmann den Brief, den er ein paarmal in den Händen umgewendet hat, der Agnes hin, die mit gerötetem Gesicht an seiner Seite steht.

„Da lies einmal, Agnes, was der Junge macht. — Bin ordentlich neugierig."

Mit klopfendem Herzen öffnet die Agnes den Brief. Es ist ja ein Lebenszeichen von dem einen, der in ihrem Herzen lebt, dessen Ringlein sie am Finger trägt. Es ist schon eine ganze Zeit her, seit das letzte Brieflein von ihm in die Mühle getragen wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das war aus Italien. Dort war er auf Kunstreise, wie er schrieb. Seit der Zeit hat er nichts mehr von sich hören lassen. Aber in der Zeitung hat die Agnes zweimal einige Zeilen über ihn gefunden und dem Vater vorgelesen, daß die ausgestellten Bilder des Malers Hans Lohmann ungeteilten Beifall gefunden hätten und mit dem ersten Preise ausgezeichnet seien. Da ist in ihr Herz eine selige Freude gezogen, und dem Vater haben die Zeilen eine kleine Genugtuung gegeben, denn der hat sich anfangs nur mit Widerstreben dazu verstanden, den Jungen Maler werden zu lassen. Einen Glückwunschbrief hat ihm die Agnes darauf geschickt, in dem sie viel liebe Worte und des Vaters und der anderen herzliche Grüße schrieb. Keine Antwort ist darauf an sie zurückgekommen. Kann ja sein, daß der Brief verloren gegangen ist. Wird auch wohl nicht viel Zeit zum Schreiben gehabt haben, der Hans. Und da sie ihm nicht weiter hat schreiben können, da ihr ja seine fernere Adresse nicht bekannt war, hat sie ihn desto inniger in ihr Gebet geschlossen.

„Ist von München, der Brief, Onkel!"

Der Alte hebt den Kopf etwas. „Von München? — Das liegt ja in Bayern. — Was schreibt er denn?"

„Er kommt, er kommt, Onkel!" jubelt die Agnes, die mit leuchtenden Augen das Schreiben schon überflogen hat.

„Hör zu:

Lieber Vater!

Teile Dir nur kurz mit, daß ich meine Studien in Italien und München beendet habe und mich nun zur Reise in die Heimat rüste. Für den Herbst ist mir eine Anstellung an der Akademie sicher. Bis dahin werde ich mich in der lieben Heimat aufhalten. Hoffe, daß ich Euch allen in der Mühle willkommen bin. Ich reise mit dem Schnellzuge ohne Unterbrechung und werde Mittwoch abend bei Euch eintreffen. Einstweilen die herzlichsten Grüße.

Dein Sohn Hans."

Mit angehaltenem Atem hat der Vater den Worten gelauscht. Ein Schimmer von Freude liegt auf dem Gesicht, das von der Abendröte noch verklärt wird.

„Mittwoch abend?" fragt er dann mit vorgebeugtem Körper.

„Das ist ja heute, Onkel!"

„Ja, heute, Kind! — — — Dieser Junge! — Wie mich das aber freut, daß er nun kommt. — Libori! Libori!" ruft er dann zu den arbeitenden Leuten hin.

Der kommt gleich darauf herbei. „Nun, was gibt's denn?"

„Der Johannes kommt heute abend!"

„Der Johannes? — Heute abend?" staunt der mit offenem Munde und blickt die Agnes an, die ihm

mit glückstrahlendem Gesicht den Brief zum Lesen reicht.

„Da sag' der Regina, daß sie seine Stube herrichtet. — Ist ja wohl noch alles in Ordnung . . .?"

Der Libori ist schon mit der Freudenbotschaft ins Haus geeilt, um seiner Frau Mitteilung zu machen von dem Besuch, der ihnen bevorsteht. Derweil unterhält sich der Vater noch ein Weilchen mit der Agnes über den Heimkehrenden, bis er sich endlich ins Haus geleiten läßt. — — —

Die Ausschmückung ist beendet. Still und friedlich liegt die Herrgottsmühle da, und die Dämmerung des Juniabends webt ihren geheimnisvollen Frieden um das Gehöft. Murmelnd eilen die Bachwellen an der Mühle vorüber zu Tale, und im Erlengebüsch schluchzt die Nachtigall und eint ihre Stimme mit dem Geläut der Dorfglocken zum Lobe des Herrn.

In der großen Stube sitzen die Müllersleute beim Abendessen um den Tisch. Da dringt das Rollen eines Wagens in das Zimmer. „Das wird er sein!" jubelt die Agnes und eilt auch schon hinaus auf den Hof. Dort steht ein offener Kutschwagen, dem gerade ein junger Mann von etwa dreißig Jahren entsteigt.

„Johannes!" ruft da eine helle Stimme. „Willkommen in der Heimat!"

Der Angerufene wendet sich um und sieht das junge Mädchen mit leuchtenden Augen und rotem Gesicht, schön wie eine Frühlingsblume, vor sich stehen.

„Agnes! — Du heißt mich als erste willkommen. — Wie mich das freut!"

Er hält der Agnes Hände fest und blickt in ihre hellen Augen. „Hast du dich aber herausgemacht!"

Die Agnes errötet noch mehr und gibt mit stotternder Stimme zur Antwort: „Du bist auch so lange nicht hier gewesen. Und bist auch voller und kräftiger geworden. — Ein richtiger Professor!"

„Nun hör aber auf. — Kannst das Necken gar nicht lassen."

Da erscheinen auch der Libori und die Regina und begrüßen den Bruder und Schwager, während der Fuhrknecht ein paar lederbezogene Koffer ins Haus schleppt.

„Vor einer Weile erst bekamen wir deinen Brief. Hätten wir gewußt, mit welchem Zuge du kamest, dann wäre unser Wagen in der Stadt an der Bahn gewesen," sagt der Libori.

„Bin ja auch so hier," lacht der Johannes. „Aber wo ist der Vater?"

„Den haben wir ganz verlassen und vergessen," klagt nun die Agnes. „Sitzt allein in der Stube am Tisch. — Nun komm aber herein zu ihm, oder soll ich ihn herausholen?"

„Agnes!" Der Johannes droht mit dem Finger und folgt den Voranschreitenden ins Haus.

Der alte Lohmann sitzt am Tische und lauscht auf jedes Geräusch. Jetzt treten sie in das Zimmer, und dann . . . „Vater! Vater! — Hier bin ich, Hans!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Alte hält die hingereichten Hände und richtet die erblindeten Augen empor, wo er des Sohnes Gesicht vermutet. „Bist du's denn wirklich, Junge?"

„Ja, Vater, ich bin's, und hoffentlich bin ich dir willkommen."

„Gott sei Dank, daß ich dich noch einmal bei mir habe. Bleibe hier, solange du willst. Die Herrgottsmühle ist dein Elternhaus. — Und kommst gerade zur rechten Zeit. Hast ja wohl den Schmuck gesehen auf dem Hof und beim Kreuz. Haben den ganzen Tag gearbeitet, die Leute. Weißt ja, wir haben morgen das große Fest!"

„Ja, ja, ich weiß, Prozession!" antwortet der Hans mit etwas spöttischem Lächeln, was der Vater freilich nicht gewahrt, was aber den andern nicht entgeht. Die Agnes blickt gar bestürzt und forschend zu ihm auf.

Dann begrüßt der Hans die Leute, die mit ihrem Brotherrn nach altem Brauch den Tisch teilen. Die älteren sind ihm ja bekannt, aber einigen jungen ist er fremd. Jedoch für alle hat er ein freundliches Wort. Die Agnes deckt ihm an der Seite des Vaters den Tisch, und nun wird das unterbrochene Abendessen fortgesetzt, wobei der Hans nur immer erzählen muß.

Wie Hans Lohmann am anderen Morgen aufwacht, steht die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel. Gähnend erhebt er sich von seinem Lager. Da fällt sein Blick auf den Hof, wo sich die Fahnen in

der blauen Morgenluft blähen. Just kommt der Vater vom Kirchgang heim, sorgsam geführt von der Agnes. Wie Scham befällt es ihn, daß er die Zeit verschlafen hat. Was mag sein Vater denken? Ein paar Minuten später tritt er völlig angekleidet nach unten, um mit dem Vater den Morgenkaffee zu trinken.

„Gehst auch zum Hochamt?" fragt der Vater im Laufe der Unterhaltung.

„Ja, kann ja wohl hingehen," gibt der Hans etwas zage zur Antwort. Er möchte wohl fortbleiben, aber um gleich am ersten Tage kein Aufsehen zu erregen, muß er schon mal hingehen. Die aus dem Dorfe würden ja mit Fingern auf ihn zeigen, und der Vater, was sollte der sagen, wenn er das heute erführe, und erst die Agnes? . . . Die hängen ja noch alle an dem alten Formelkram, den er schon längst beiseite geworfen. Damals ist ja auch er so „bigott" gewesen, aber der Verkehr mit glaubenslosen Kunstgenossen, das Studium der heidnischen Antike hat seinem Geist eine andere Richtung gegeben, hat ihn an seinem Heiligsten, dem überlieferten Glauben, Schiffbruch leiden lassen. — Heute wird er sich noch etwas zusammenreißen, damit den anderen die Festesfreude nicht verdorben wird, aber dann wird er sich doch keinen Zwang mehr antun.

„Freust dich doch gewiß, unsere Prozession mal wieder mitmachen zu können?" fragt nun der Vater weiter.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Die werde ich nicht mitmachen, Vater. Bin von der Reise noch zu sehr ermüdet."

„Da ruh dich noch aus. — Aber den Segen vergiß nicht, wenn er hier auf dem Hofe gegeben wird. — Weißt ja, es ist der liebe Herrgott selbst, der hierhergetragen wird, und seinen Segen wirst du schon gebrauchen können, denk ich."

„Will's nicht vergessen, Vater," antwortet der Hans gleichgültig. Dann begibt er sich hinaus, um weiteren religiösen Erörterungen des Vaters aus dem Wege zu gehen.

Auf dem Hofe ist die Agnes daran, aus einem Korbe Blumen vor den Altar zu streuen. Just wirft sie die letzten Blüten zur Erde, als der Hans in langsamem Schlenderschritt auf sie zukommt.

„Bist ja schon recht fleißig, Agnes, und ich hab' geschlafen bis vorhin, als du von der Kirche kamst."

„Wirst auch wohl rechtschaffen müde gewesen sein. — Aber was ich hier tue, macht mir keine Mühe, ist mir eine Freude, es ist ja für unsern lieben Herrgott, und dafür ist mir nichts zuviel."

In diesem Augenblick beginnen die Glocken der Dorfkirche ihr Geläut, um die Leute zum Hochamt einzuladen. In vollen, mächtigen Akkorden werden die Schallwellen dahingetragen, um sich in der Ferne mit den Glockentönen der Nachbardörfer zu einem herrlichen Lauda Sion zu vereinigen.

„Hörst, Hans, es läutet zum Hochamt. Da wird's Zeit für dich. Gleich nachher ist die Prozession. Das wirst du ja noch wissen."

„Ja, schon; aber die mach' ich nicht mit. — Ich komme von der Kirche nach Hause. — Bin noch zu müde."

Die Agnes sieht ihn groß an, so daß er seine Blicke zur Seite wendet. Da nimmt sie seine Hand. „Hans, mein Hans, du bist doch noch der alte, oder sollt' ich mich täuschen?"

„Agnes, was du nur hast," sucht er sich zu wehren. „Gewiß bin ich noch derselbe, noch dein Hans. Wenn ich aber nicht mehr so alles mitmache, wie früher, so müßt ihr da keinen Anstoß dran nehmen. Ich habe das Leben von einer anderen Seite betrachten gelernt."

„Du kannst doch noch beten, Hans?"

Der Hans entzieht ihr die Hand. „Agnes, frag' doch nicht so kindisch."

„Ist das kindisch? — Armer Hans." Weh klingen der Agnes Worte. „Da werde ich aber für dich mitbeten."

Der Libori und die Dienstboten kommen aus dem Hause, um zur Kirche zu gehen, da muß sich der Hans schon anschließen.

Vor dem Kreuze aber steht lange gedankenvoll die Agnes. Ihre Finger spielen mit dem Ringlein an ihrer Linken. Dann hebt sie die Augen zu dem Kreuzbilde auf, und leise murmelt sie: „Guter Gott,

wenn er irregegangen, dann führe ihn zurück und gib ihm deinen Segen!" —

Der Libori geht bis auf das Chor der Kirche. Der Hans aber drückt sich am Eingange in den Schatten eines Pfeilers. Dort lehnt er sich an die Wand und läßt die Blicke umherschweifen. Noch alles wie damals. Es kommt ihm alles so bekannt vor, und doch fühlt er sich fremd in dem Kirchlein, in dem er getauft ist und zum ersten Male zum Tisch des Herrn gegangen. Der Hochaltar prangt in einem Walde von Blumen und Kerzen. Ein Sonnenstrahl liegt grade auf dem großen Bilde, das sich über dem Tabernakel erhebt und fast die ganze Breite des Altares einnimmt. Es ist das alte Bild, das er so oft und so gern betrachtet hat, die Darstellung des barmherzigen Samaritans. Wie verklärt erscheint ihm das Gesicht des Mannes, der von seinem Maultier gestiegen ist und sich über den Todwunden beugt, um Öl in dessen Wunden zu träufeln. Mit kritischen Blicken mustert er das Gemälde, er kann keinen Tadel entdecken und muß bekennen: es ist ein Kunstwerk, wenn auch ein religiöses, zu dessen Schöpfung ihm der rechte Geist, seinem Pinsel der Schwung fehlen würde. Aber dafür hat er andere Skizzen in seiner Mappe, herrliche antike Götter und Göttinnen.

Die Orgel erbraust. Der alte, weißhaarige Pfarrer tritt an den Altar. Das Hochamt nimmt seinen Anfang. Gleichgültig lehnt Hans Lohmann an der

Wand. Die Erhabenheit des feierlichen Amtes, der mehrstimmige Gesang, nichts macht auf ihn tiefen Eindruck. Nur mechanisch beugt er seine Knie zur Wandlung und zum Segen. Er ist der erste, der aus der Kirche hinausschlüpft. Und während er der Mühle zuschreitet, ordnen sich die Leute zur Fronleichnamsprozession.

Zu Hause angekommen, begibt sich Hans auf sein Zimmer, um zwischen seinen Skizzen zu suchen und zu kramen. Dann starrt er eine ganze Weile durch das offenstehende Fenster in den sonnenhellen Morgen. Und da draußen läuten die Glocken, zeitweilig krachen Böller, und nun wird Gesang hörbar, der immer näher kommt. Das ist die Prozession, die sich nun zur vierten Station auf dem Hofe der Herrgottsmühle bewegt. Hans lehnt sich aus dem Fenster. Dort hinten kommen sie herangezogen, die Leute. Im Sonnenglanze wallen die Fahnen und Banner.

„Hans, willst du nicht herunterkommen und mir etwas helfen?“ fragt da eine helle Stimme hinter seinem Rücken.

Er tritt vom Fenster zurück. „Ach, du, Agnes? — Was hast du denn noch zu tun?“

„Komm nur,“ spricht sie. Da muß er schon folgen.

„Ich muß den Vater herausbringen mit seinem Lehnstuhl,“ fährt sie fort, wie sie auf die Treppe heruntergehen. „Derweilen kannst du die Kerzen am Altar anstecken.“

Ein Lächeln umspielt seine Züge. — Also Küster soll er spielen. Nicht schlecht! — Was die Agnes ihm doch zumutet. Und er darf sie doch nicht beleidigen und es abschlagen.

Unten drückt ihm die Agnes eine Streichholzschachtel in die Hand. „Nun eile dich, es wird Zeit!" Dann huscht sie in das Zimmer, um gleich darauf mit dem alten Lohmann am Arme zurückzukehren, den sie zu seinem Sessel auf dem Hofe geleitet. Unterdessen zündet der Hans die Kerzen des Altars an. Gerade ist er damit fertig, da kommt die Spitze der Prozession heran. Er tritt zurück hinter einen Baumstamm, um das farbenprächtige Bild, das sich ihm bietet, zu betrachten. Einen Augenblick ruhen seine Blicke auf dem Vater, der barhaupt dasitzt, die Hände gefaltet, ihm zur Seite die Agnes. Dann nimmt ihn die Prozession wieder gefangen. Langsam und feierlich ziehen die Scharen über den Hof. Voran die Knaben mit den blauen Fahnen — denselben, die auch er damals mitgetragen, — denen die Schulen folgen, dann die Jünglinge mit ihrem Banner des hl. Aloisius, und nun eine ganze Schar kleiner Mädchen, weiß gekleidet, mit Kränzchen in den Haaren und Blumenkörbchen in den Händen, die „Engelchen", denen die Knaben im roten Röckel und dann der Baldachin mit dem Allerheiligsten folgen. Auf den Altar zu Füßen des Kreuzes wird die Monstranz niedergesetzt. Kopf drängt sich nun an Kopf, ernste Männer, manche mit grauen Haaren und ge-

beugtem Rücken. Der Libori trägt die Josephsfahne, und dahinter schreiten die vielen Mädchen, Jungfrauen und Frauen des Dorfes, die den eucharistischen Heiland auf seinem Triumphzuge begleiten.

Weihrauchwolken ziehen über den Hof. — Das Evangelium des hl. Johannes wird gelesen. Die Kollekte und die Gebete um Gedeihen der Feldfrüchte. Dann ein silberhelles Glockenzeichen: Der Segen beginnt. Das Volk sinkt in die Knie. Hans steht aufrecht hinter dem Baum und schaut über den ebenfalls knienden Vater und die Agnes hinweg nach dem Altare, wo der Pfarrer die funkelnde Monstranz in Händen hält und die Segensworte singt.

Und der Heiland segnet die Leute, die da knien, segnet die Felder und die Fluren, auch den weißhaarigen Alten und die blühende Jungfrau, die ihm mit feuchten Augen zur Seite kniet und in ihr Gebet den einen schließt, dessen Liebe sie im Herzen trägt.

Langsam und feierlich, wie sie gekommen, entfernt sich die Prozession wieder. Bald haben die letzten das Gehöft verlassen, das nun wieder still und friedlich daliegt.

Kurz vor Mittag kommen die Prozessionsteilnehmer von der Herrgottsmühle zurück. Der Libori ist in heller Aufregung und erzählt, daß das schöne, große Altarbild durch Feuer vernichtet sei.

„Der Samaritan?“ fragt der alte Müller ganz bestürzt. „Wie ist das denn gekommen?“

„Es war just nach dem letzten Segen," erklärt der Libori. „Eine der Kerzen war durch die Hitze weich geworden und hatte sich gebogen und war dann mit ihrer Flamme an das Bild gekommen. Ehe man die Kerze beseitigen konnte, war die farbengetränkte Leinwand von der Flamme ergriffen. Hellauf lohte sie. Im Augenblick war das Bild vernichtet, und es muß noch als helles Wunder betrachtet werden, daß der Altar nicht mehr Schaden gelitten hat. Die Aufregung, die unter den Leuten entstand, könnt ihr euch denken. Lärm und Geschrei gab's. Aber der Pfarrer behielt die Geistesgegenwart. Er mahnte zur Ruhe, und ihm ist es wohl zu danken, daß alles noch so glücklich abgelaufen ist. Freilich, das schöne Bild ist vernichtet."

„Das läßt sich wieder ersetzen, nicht wahr, Hans?" fragt der Vater. „Da kannst du mal zeigen, was du gelernt hast."

„Meinst du, Vater?" lacht der Hans ironisch und geht sinnend hinaus.

„Ja, gewiß, ich mein' es. Ist doch eine Ehre, wenn du für unsere Kirche ein solches Bild malen kannst, wenn nach Jahren noch die Leute sagen: Das hat der Hans von der Herrgottsmühle gemalt."

Der Hans aber hört die Worte des Vaters nicht mehr. Auf seinem Zimmer sitzt er nun und betrachtet eine Skizze: Neptun, von Nymphen umringt.

Und unten auf dem Hofe nimmt die Agnes die Kerzen vom Altare.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

2.

Am Tage nach dem Fronleichnamsfeste kommt der alte Dorfpfarrer, der einen Spaziergang in die Felder gemacht hat, auf die Herrgottsmühle, um dem alten Lohmann einen Besuch abzustatten.

Im kühlen Zimmer sitzen die beiden alten Herren einander gegenüber. Lohmann lauscht mit angehaltenem Atem den Worten des Pfarrers, der von dem Unglück in der Kirche erzählt.

Da erscheint der Hans in der Türöffnung. Er staunt, wie er den Pfarrer da sieht, und will sich schon wieder zurückziehen, aber der hält ihm bereits die Hand hin. Da kann er nicht anders, er muß eintreten und den Gruß erwidern.

„Es freut mich, daß ich Sie begrüßen kann, Herr Lohmann. Habe einige Male in der Zeitung rühmend von Ihrem Schaffen gelesen und meine helle Freude daran gehabt. — Wie lange gedenken Sie denn hierzubleiben?"

„Wahrscheinlich bis zum Herbst, Herr Pfarrer!"

„Das ist ja schön. — Da müssen Sie mir aber mal Ihre Skizzenmappen zeigen. Sie wissen ja wohl noch von früher her, daß ich ein großer Kunstfreund bin. — Und ein Gedanke ist schon in mir aufgestiegen: Sie wissen ja, daß gestern durch ein Unglück unser schönes Altarbild vernichtet wurde. Der Kirchenvorstand wird noch heute abend hierüber beschließen. — Wie wäre

es: Würden Sie sich dazu verstehen, ein neues Bild für unsere Kirche zu malen?"

„Herr Pfarrer, ich denke, er wird mit beiden Händen zugreifen", fällt der Vater ein. „Es wird ihm doch eine Ehre sein."

Der Hans lacht. „Ich ein solches Bild malen, Herr Pfarrer?" Dann schüttelt er den Kopf.

„Und warum denn nicht, Herr Lohmann? — Ich bin der Überzeugung, daß Sie uns ein Kunstwerk liefern würden, an dem sich noch viele Geschlechter erbauen könnten. Und gerade Sie, einen Sohn unserer Pfarre, möchte ich zur Ausführung des Auftrages empfehlen, und ich bin sicher, daß alle mir beistimmen werden."

„Hans, ich weiß nicht, warum du dich bedenken wolltest. — Kannst hier ein gutes Werk schaffen, das dir Segen bringen wird bis in die spätesten Zeiten."

„Ach, Vater, wie kann ich ein solches Bild malen? An religiösen Bildern habe ich mich noch nicht versucht."

„Nicht?" Mit vorgebeugtem Körper und erstauntem Gesicht fragt der Alte: „Was hast du denn gemalt? Wirst doch wohl kein Schmutzian geworden sein? — Ich bin ja nur ein schlichter, ungebildeter Mann, aber ich meine, das Schönste und Edelste in der Malerei wäre doch nur in religiösen Bildern zu suchen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dem Hans wird's ungemütlich bei den Worten des Vaters. . . . Schmutzian! . . . Gewiß, der würde viele seiner Schöpfungen als Schmutzerei bezeichnen. Was wissen die Leute auf dem Dorfe mit ihren beschränkten Ansichten auch von der Kunst? . . . Heiligenbilder, das ist was für die, und weiter ist ihr geistiger Horizont auch nicht gespannt.

„Herr Pfarrer, Sie wünschen meine Skizzenmappen zu besichtigen. Darf ich Sie einladen, mir zu folgen?"

Er ist froh, daß er auf diese Weise das Gespräch mit dem Vater beenden kann, wenngleich er weiß, daß er seitens des Pfarrers auch manch abfälliges Urteil wird zu hören bekommen. Aber dem gegenüber kann er seinen Standpunkt schon eher vertreten.

„Gewiß, gern, Herr Lohmann. Es wird mir eine Freude sein. — Und Sie, Vater Lohmann, müssen mich ein paar Minuten entschuldigen", wendet er sich an den Alten, „ich komme aber gleich wieder zu Ihnen."

„Gehen Sie mit dem Hans und besichtigen Sie seine Sachen, und sagen Sie mir dann auch, wie und was er gemalt hat. — Ich kann's ja nicht sehen!"

„Das werde ich, mein Lieber."

Dann gehen der Hans und der Pfarrer hinauf, während der Alte sich erhebt und tastend nach der Türe sucht, bis die Agnes kommt und ihn hinausgeleitet in den Hof und in den grünenden, blühenden Garten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus einem der großen Lederkoffer holt der Hans einige Mappen hervor, die er vor dem Pfarrer auf den Tisch legt.

Die Blätter wandern einzeln durch des Pfarrers Hand. Manche werden aber kaum eines Blickes gewürdigt, während bei anderen der Kunstfreund mit seinem Lobe nicht zurückhält. Hans hat sich auf einen Stuhl geworfen, gibt Erklärungen zu den Zeichnungen und beobachtet das Gesicht seines Besuchers, um dort den Eindruck zu erfahren, den seine Bilder hervorrufen.

Endlich legt der Pfarrer das letzte Bild beiseite.

„Herr Lohmann, die Skizzen zeugen von Ihrer großen Begabung, jedoch muß ich sagen, daß ich einigermaßen enttäuscht bin. Sie sind in Italien, in Rom gewesen, haben dort studiert und Aufnahmen gemacht, jedoch haben Sie, wie es scheint, nur Augen für die heidnischen Antiken gehabt, während Sie die religiöse Kunst, die doch gerade in der Ewigen Stadt so herrliche Blüten getrieben hat und noch treibt, fast ganz unbeachtet gelassen haben."

„Herr Pfarrer, auch das heidnische Altertum ist überreich an Kunst", wirft Hans etwas schroff ein.

„Darüber wollen wir nicht streiten, Herr Lohmann. Aber sagen Sie mal selbst, ist eine Raffaelsche Madonna nicht herrlicher, prächtiger als eine Venus, die Sie mehrfach in Ihren Skizzen festgehalten haben, ein Christus nicht idealer als die Nacktheit eines griechischen Gottes?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hans zieht gleichgültig die Schultern hoch. „Das sind eben Geschmacksachen, Herr Pfarrer."

„Geschmacksachen nennen Sie das, Herr Lohmann? — Sie tun mir leid. — Nehmen Sie mir ein freies Wort nicht übel. — Sie sind fromm erzogen, aber auf Abwege geraten. Ich will beten, daß Sie wieder den rechten Pfad finden im Glauben und auch in Ihrer Kunst."

Ein geringschätziges Lächeln fliegt über des Malers Gesicht. „Ich habe Ehre und Ruhm durch meine Kunst erworben."

„Das glaube ich gern. Die Welt liebt das Sinnliche. — Aber auch auf religiösem Gebiete kann Ihnen Ehre erblühen. Da können Sie durch Gemälde ein Prediger und Priester werden, der die Seelen zu Gott erhebt. Und die edelste Kunst wächst nur auf dem Boden der Kirche. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Sie keine profanen Werke schaffen sollen. Nur verlassen Sie die Richtung, die Sie mit Ihrem Pinsel und Zeichenstift eingeschlagen haben, die den Sinnenreizen Vorschub leistet, durch die Sie aber auch ungezählte Seelen vergiften, wofür Sie einst Rechenschaft werden ablegen müssen."

„Herr Pfarrer, so schnell bin ich nicht zu überzeugen," lacht der junge Mann. „Ich kann mir ja denken, daß Ihnen meine Skizzen nicht zusagen, und Sie werden nun auch selbst zugeben, daß ich die unge-

eignetste Person bin zur Schaffung eines neuen Altarbildes."

„Da bin ich doch anderer Ansicht, Herr Lohmann. Talent haben Sie, das beweisen Ihre Blätter. Wenn Sie nur wollen, wenn Sie sich nur ein wenig auf Ihre ererbte Grundlage besinnen, wenn Sie die christliche Kunst nicht gänzlich und geflissentlich übersehen, dann können Sie uns ein Altarbild schaffen, daß Ihnen als Sohn unserer Pfarre zur Ehre, unserer Kirche zur Zierde und den Gläubigen zur Erbauung dient. — Das ist mein Urteil, und das werde ich auch den Herren des Kirchenvorstandes sagen. — Soll denn ein Fremder unsere Kirche mit Gemälden schmücken? — Ich werde dieser Tage wiederkommen und Ihnen den endgültigen Auftrag bringen. — Ich hoffe und erwarte, daß Sie sich Ihrer Ehrenpflicht unterziehen."

„Es geht nicht, es geht nicht."

„Doch geht es. Wenn nur der Wille da ist. — Überlegen Sie einmal reiflich."

Der Pfarrer ist schon lange wieder fort, aber Hans Lohmann steht noch immer in Gedanken vor seinem Tisch, auf dem die geöffneten Skizzenmappen liegen. . . . Ein Heiligenbild malen . . . er ein Heiligenbild malen, einen barmherzigen Samaritan . . .? Zum Lachen ist's ihm schon. . . . Wie oft hat er diese Kunstrichtung bespöttelt. . . . Und nun soll er selbst ein . . . Gewiß, wäre ja unverständlich, wenn ein anderer hier Lob und Ehre ernten sollte, wo er doch . . .

Und was der Pfarrer, dieser Schwarzrock, für ein reifes Urteil hat! Fast dieselben Worte hat ihm schon mal einer an den Kopf geworfen, ein Professor, aber das war auch so ein Nazarener. . . .

Und Hans Lohmann sinnt und überlegt, kramt zwischen seinen Skizzen und Zeichnungen herum, sucht alte Bilder hervor und ist mit sich selbst nicht im klaren. Das eine Mal lacht er über des Pfarrers Zumutung und verwirft dessen Ansinnen, das andere Mal treibt ihn der Ehrgeiz, einem anderen Maler diese Gelegenheit streitig zu machen, bis er am folgenden Tage, wo ihm der Pfarrer den Beschluß des Kirchenvorstandes mitteilt, eine Zusage gibt.

„Sie haben mich genug gequält, und ich habe nun ‚ja' gesagt, Herr Pfarrer, aber wie das Bild ausfällt, ob es Ihren Beifall finden wird, das weiß ich nicht. Wenn Sie nur nicht enttäuscht werden."

„Das glaube ich kaum. — Aber Sie gestatten doch, daß ich Sie ab und zu mal besuche?"

„Herr Pfarrer, am liebsten bin ich bei meinen Arbeiten ungestört", antwortet der Maler ablehnend, „aber die Besichtigung des Entwurfs will ich Ihnen wohl zugestehen, wenn es Ihnen Freude macht."

„Auch das soll mir recht lieb sein!"

Am Hoftore nimmt der Pfarrer von dem jungen Künstler Abschied. Eine Weile blickt der Hans dem Scheidenden nach, der sein Brevier aus der Tasche gezogen hat und nun am Ufer des Baches langsam

dahinwandelt dem Dorfe zu. Dann wendet er sich um, um wieder ins Haus zurückzukehren. Da fällt sein Blick auf das große Kreuzbild, zu dessen Füßen noch ein Strauß Blumen blüht vom Fronleichnamstage her. Er hemmt den Schritt und läßt die Augen auf dem Kunstwerk ruhen. Und beim Betrachten tritt vor seine Seele das Bild des barmherzigen Samaritans, wie es ihm aus der biblischen Geschichte bekannt ist.... Voll Mitleid beugt er sich über den am Wege liegenden Verwundeten . . . aber da . . . wie höhnische Grimassen erheben sich vor ihm wieder die Schöpfungen seines Stiftes und Pinsels, die der Pfarrer nur der Sinnlichkeit dienende Nacktheiten genannt hat und führen vor seinem Geistesauge einen tollen Reigen auf. . . . Nun wieder der Zwiespalt. Unwillkürlich wendet er sich ab.

In der Haustür steht die Agnes, die ihn schon eine ganze Weile beobachtet hat.

„Nun, Hans, was gibt's?"

Der Hans versucht zu lachen. „Denke dir, Agnes, ein Bild für die Kirche soll ich malen, einen barmherzigen Samaritan."

Der Agnes Augen leuchten auf. „O, wie mich das freut! — Hans, ich beneide dich. — Wenn ich es könnte, ich wollte ein Bild malen, woran sich alle erbauen sollten. Der Samaritan sollte der Heiland selbst sein, der Verwundete am Wege die arme, sündige Menschheit. . . . Aber du kannst es, Hans, und wirst es

auch tun. . . . O, ich bin ordentlich stolz auf dich. . . . Nun aber komm zum Vater, er hat schon nach dir gefragt."

Hans folgt der voranschreitenden Agnes in die kleine Stube, wo der Vater am offenen Fenster sitzt und seine Stirn von der lauen Luft umkosen läßt.

„Nun, Hans, wie wird's mit dem Bilde? — Hast den Auftrag doch angenommen?"

„Ja, Vater, ich hab's übernommen," antwortet er etwas gedankenvoll.

„Dann Gott sei Dank! — Sieh, Hans, gestern und vorgestern kamen mir manchmal Gedanken, als ob du deine religiösen Pflichten nicht mehr erfülltest. Ich weiß nicht, woher sie kamen, aber nun bin ich doch zufrieden. — Wenn du einen barmherzigen Samaritan für unsere Kirche malen willst, dann mußt du auch noch religiös sein. — Da hab ich nur den einen Wunsch, daß mich Gott die Vollendung des Bildes noch erleben läßt."

„Nun, Vater, das wird ja nicht lange währen."

„Darf es auch nicht. — Ich bin alt, hoch in den Siebzig, und oft fühle ich mich recht matt und müde, als ob ich den Tod schon in den Gliedern hätte."

„Aber, Vater, wie kannst du so denken? — Du siehst noch so frisch und gesund aus."

„Der Schein trügt. — Aber ich hab' ja keine Angst. Mein Tagwerk ist getan. Der Libori hat mir die Arbeit in der Mühle abgenommen. Habe mich

stets bemüht, Gottes Wege zu gehen, und du mußt wissen, daß ohne des Herrn Gunst all Tun umsonst ist."

Dann lehnt sich der Greis in seinen Stuhl zurück, die lichtlosen Augen schließen sich. — Ein Weilchen noch, dann ist's ganz still in dem Gemach, nur das Rauschen des Mühlbachs und das Klappern der Räder dringt durch das Fenster. Hans betrachtet den Vater, auf dessen Gesicht ein so stiller Friede ausgedrückt liegt. Wie er bemerkt, daß er entschlummert ist, geht er leise hinaus.

Der junge Maler richtet nun sein Zimmer zu einem Atelier ein. Farben, Pinsel, Tuben und Zeichenstifte bedecken den Tisch. Den beiden Fenstern gegenüber befindet sich eine Staffelei, auf der ein großer, mit Leinwand bezogener Rahmen steht. Und überall, wo noch ein Plätzchen frei ist, Skizzen und Blätter. Dort arbeitet er tagsüber fast ununterbrochen, nur zu den Mahlzeiten findet er sich unten am Tische ein, wo ihn der Vater fast jedesmal nach dem Fortschreiten des bestellten Bildes fragt.

Und das geht doch gar so schnell nicht, besonders nicht bei dem Hans, der erst wieder in seinen Erinnerungen suchen und kramen muß, der nun biblische Bilder und Schriften studiert, um einen geeigneten Entwurf zustande zu bringen. Aber endlich ist's doch so weit. Die Umrisse des Bildes heben sich bis ins kleinste klar und deutlich von der Leinwand ab, eine

Anzahl Skizzenblätter tragen Einzelheiten des großen Bildes.

Da stellt sich eines Tages der alte Pfarrer wieder ein.

Mit siegesgewisser Miene führt ihn der Maler vor die Staffelei. Wenn er sich bisher auch nur in profaner Richtung bewegt hat, er glaubt doch, daß er auch mit diesem Entwurf den Grund zu einem Meisterwerk gelegt hat.

„Herr Pfarrer, was sagen Sie nun?"

Der steht lange vor dem Bilde und prüft kritisch jede Linie, ohne mit einer Wimper zu zucken, ohne sein Urteil zu verraten. Endlich doch wendet er sich zu dem Künstler, der mit übereinandergeschlagenen Armen dasteht.

„Sie haben großartig gearbeitet, Herr Lohmann, alle Anerkennung, aber dennoch ist's so nicht recht."

Des jungen Mannes Wangen röten sich vor Entrüstung, groß blicken die Augen den Pfarrer an. „Was haben Sie denn daran auszusetzen? — Betrachten Sie doch einmal die landschaftliche Perspektive. Ist's nicht, als ob die Berge da aufgebaut, die Palmen und Sykomoren lebend wären? Und in der Ferne der Priester, dort der Levit, und hier der Zerschlagene, dann der Samaritan, sein Maultier? — Ich habe all meine Kunst in die Linienführung und in die Gewandschürzungen gelegt. Und nun sagen Sie: Es ist so nicht recht?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Das alles erkenne ich lobend an, Herr Lohmann," spricht der Pfarrer, indem er die Hand auf des Malers Schulter legt, „das ist alles unübertrefflich und bestärkt mich nur in meiner Auffassung, daß gerade Sie uns ein vollendetes Meisterstück schaffen können. Aber die Hauptperson haben Sie vernachlässigt, den barmherzigen Samaritan. Verzeihen Sie mir ein freies Urteil, aber das Gesicht, der Ausdruck der Züge hätte auch jedem Jahrmarktströdler zu eigen sein können. Darin liegt rein gar nichts von Liebe und Erbarmen, die doch darin ausgeprägt sein sollen."

„Herr Pfarrer," braust der junge Mann auf, „das wagen Sie mir zu sagen?"

„Ich denke, ein offenes Urteil, das alle Schönheiten anerkennt, aber auch alle Mängel kritisiert, wäre Ihnen lieber als eine schmeichelhafte Lobhudelei. — Den Samaritan müssen Sie ändern."

„Das tue ich nicht. — Sehen Sie hier, so ändere ich's."

Mit einem Ruck wendet sich der junge Mann zu dem Bilde, ein Riß mit dem Taschenmesser, und die Leinwand mit der prächtigen Zeichnung klafft auseinander.

Der Pfarrer schüttelt bedauernd das Haupt: „Mein lieber Herr Lohmann, seien Sie doch nicht so aufgeregt! — Ich meine es gut mit Ihnen. — Da haben Sie sich unnötigerweise geschädigt."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ist mir gleich! — Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich das nicht könnte, ich bin kein Heiligenkleckser, aber Sie wollten ja nicht anders."

„Ich denke auch heute noch so. — Ich will Ihnen ein Büchlein hier lassen, das studieren Sie einmal, dann werden Sie den Samaritan besser kennen und zeichnen."

Der Pfarrer zieht aus der Tasche seines Rockes ein kleines, abgegriffenes Buch, das er dem Maler hinreicht.

„Was soll ich damit? — Ich habe genug studiert."

„Tun Sie mir den Gefallen und lesen Sie das Büchlein bedächtig durch, es ist ja nicht umfangreich, und dann machen Sie einen neuen Entwurf. Ich bin überzeugt, dann wird es ohne Tadel sein."

„Fällt mir nicht ein, Herr Pfarrer!"

„Tun Sie es! — Soll es denn heißen: Herr Lohmann kann das Bild nicht malen? — Soll ein anderer . . .? Sie würden Ihren Vater kränken, der fest und zuversichtlich auf Sie baut. — — — Nun muß ich aber zu meinem alten Freund hinunter. — Also auf Wiedersehen, Herr Lohmann! — Ich will Sie nicht drängen, lassen Sie sich Zeit. — Es sollte mir leid tun . . ."

Der Pfarrer geht die Treppe hinab, um den alten Müller wieder aufzusuchen, während der Hans grollend und zürnend auf seinem Zimmer steht . . . So ein

Urteil ist ihm noch nie zuteil geworden. Und dieser Dorfpriester mit seinen beschränkten Ansichten will ihn Kunst lehren? Es ist zum Lachen! . . . Lange läßt Hans Lohmann seinem Unmut die Zügel schießen, bis er endlich aus Neugierde nach dem Büchlein greift, das da auf dem Tisch liegt. Er schlägt es auf und liest den Titel: „Von der Liebe Gottes zu den Menschen." Ein höhnisches Lachen flattert durch das Zimmer, und das Buch fliegt wieder auf den Tisch. Wie aber allmählich die Aufregung verflogen, Ruhe und Überlegung wieder bei ihm eingekehrt sind, da greift er doch wieder zu dem Buch und liest und liest. Und je mehr er liest, desto heller wird es in seiner vom Weltgeist verdunkelten Seele, desto klarer tritt das Bild des göttlichen Samaritans vor seine Augen. — Und wie einmal die Agnes auf sein Zimmer tritt und bestürzt das zerschnittene Bild sieht, das sie schon so oft mit Bewunderung betrachtet hat, und ihn fragt: „Hans, wer tat das?", da antwortet er kleinlaut: „Ich selbst, Agnes, es ist nichts. — Aber ich male ein neues, ein schöneres!"

„O, dann ist ja alles gut! — Hans, ich will's dir mal sagen, sei aber nicht bös: das Bild war schön — ich habe oft gestaunt, wie dein Stift all die prächtigen Partien so dahinwerfen konnte —, aber dennoch fehlte eins: der rechte Samaritan. — Das war ja kein Samaritan, der trug nichts an sich von der Liebe und Güte und Barmherzigkeit, die er uns verkörpern soll."

Groß blickt der Hans dem jungen Mädchen in die Augen: „Wer hat dir das gesagt, der Pfarrer?“

„Mein Herz!“

„Das hab' ich ja noch gar nicht gewußt, daß du so viel Verständnis für Kunst hast. Bist ja ein Prachtmädel!“

„Hans, schmeichle nicht! — Ich habe mich gefreut, als du die Zeichnung machtest, aber ich habe doch um dich gebangt . . . Da hab' ich dich denn oft dem . . .“

„Nun, was denn?“ forscht er weiter, wie Agnes schweigt und errötend den Blick senkt.

„Da — da hab' ich dich im Gebet dem barmherzigen Samaritan empfohlen.“

„Das hast du getan?“ — Es jubelt und jauchzt in seiner Seele, und ehe sich's die Agnes versieht, hat er seine Arme um ihren Hals geschlungen und mit seinen Lippen ihre Stirn berührt. „Du Gute, Edle! Hilf mir auch ferner so, dann soll ein neues, schöneres Bild erstehen. — Willst du, Agnes?“

Die nickt mit glückstrahlendem Gesicht und geht dann wieder hinaus. — — —

Und der Hans wirft sich wieder auf die Arbeit. Eine neue Lebenskraft scheint in ihm erwacht zu sein, ein neuer Geist ihn zu beherrschen. Oft sucht er zwischen seinen Skizzen, legt einige beiseite in eine besondere Mappe, nickt befriedigt und greift dann wieder zu dem kleinen Buch, um dann aufs neue an dem Entwurf zu arbeiten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und abends in der Dämmerstunde, da kniet die Agnes am Altare der Dorfkirche und betet um Gnad' und Segen für den einen, der ihrem Herzen nahesteht, und betet um ihrer beider Glück. —

3.

So ist die Zeit gekommen, wo Sichelklang auf den Fluren erschallt und die goldenen Wogen des Kornes dahinsinken unter den Händen der Schnitter. — Aber noch ein anderer Schnitter durchwandert das Land mit nimmerrastender Sense, mäht hier ein kaum erblühtes Menschenblümlein, dort einen in der Vollkraft der Jahre stehenden Mann, und da wieder einen alten, müden Greis hinweg, wie's ihm vor die Sichel kommt: der Tod. — Auch auf der Herrgottsmühle hat er seine Sichel zum Schwunge ausgeholt und den alten Lohmann durch einen Schlaganfall aufs Lager geworfen, das für ihn wohl zum Boot wird, auf dem er hinüberfährt in die Ewigkeit!

Still und ruhig liegt der alte Mann da, die lichtlosen Augen geschlossen, nur der röchelnde Atem verkündet, daß das Leben noch in den Adern pulst. Und ihm zur Seite sitzt unablässig seine Pflegetochter, die Agnes Rehm.

Und über ihnen tut der Hans die letzten Pinselstriche an seinem Bilde.

Tagtäglich hat der Vater danach gefragt, und der Hans oder die Agnes haben ihm über den Fortgang

der Arbeit erzählen müssen. Mit glücklichem Gesicht hat er dann gelauscht, hat er von der religiösen Sinnesänderung seines Sohnes Kenntnis genommen und mehr als einmal gesprochen: „Nun, Herr, lässest du deinen Diener in Frieden fahren." Und das ist auch gestern noch sein letztes Wort gewesen, kurz bevor ihn der Schlag traf, der ihn bewußtlos hinwarf.

Sogleich ist der Pfarrer gekommen und hat ihm die letzte Ölung gespendet.

„Beichten und kommunizieren kann er nun nicht," hat er zu den Angehörigen gesprochen, „aber Sorge braucht ihr nicht um ihn zu haben, denn er hat fromm und rechtschaffen gelebt. Wenn jedoch das Bewußtsein zurückkehren sollte, dann bringe ich ihm auch noch die hl. Kommunion."

Damit ist der Pfarrer wieder gegangen, und der Hans hat ihn bis an das Hoftor begleitet und noch mit ihm gesprochen über des Vaters Leben und nahe bevorstehendes Ende. Von seinem Bilde hat er nichts erwähnt, und der Pfarrer hat auch nicht danach gefragt. Wie sie aber vor dem Kreuzbild standen am Hofeingang, da hat der Pfarrer einen großen und fragenden Blick in des Malers Augen getan, und der hat ihn verstanden und nur gesagt: „Bald ist's soweit, Herr Pfarrer!" — Mit herzlichem Händedruck sind sie dann auseinandergegangen. — — —

Und nun ist's soweit! Der letzte Pinselstrich ist getan.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hans Lohmann wirft sich in den Sessel und läßt die Augen auf seinem jüngsten Gemälde ruhen, das vom vollen Tageslicht verklärt auf der Staffelei steht. — Lange, lange betrachtet er das Bild, dann nimmt er wieder das kleine Büchlein, zu dem er so oft in den Tagen der Arbeit gegriffen, liest einige Stellen darin, legt es wieder beiseite und prüft und forscht wieder an seinem Werke . . . Ob's dem Pfarrer nun wohl gefallen wird? . . .

Er geht hinunter, klinkt leise die Tür auf zu des Vaters Kammer, wirft einen besorgten Blick auf den Kranken und nähert sich der mit einer Näharbeit dasitzenden Agnes.

„Ich bin mit dem Bild fertig geworden. Willst du einmal hinaufgehen? Ich möchte dein Urteil hören."

Die Agnes blickt erfreut zu ihm auf, meint aber mit besorgtem Blick auf den alten Mann: „Ich kann hier nicht fortgehen!"

„Ich bleibe so lange beim Vater."

Da geht die Agnes, und er nimmt ihren Platz ein, stützt den Kopf in die Hand und sinnt und spinnt seine Gedanken.

Die Agnes ist ja ab und zu mal nach oben gehuscht, um einen Blick auf das fortschreitende Bild zu werfen, und stets hat sie neue Schönheiten an ihm entdeckt. Die letzten Tage aber hat sie des Künstlers Zimmer nicht mehr betreten. Nun aber, wo sie vor dem fertigen Gemälde steht, überwältigt sie fast die Bewun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

derung: „O, wie schön!“ entfährt es ihren Lippen, dann legt sie die Finger auf den Mund, um jeden Laut zu unterdrücken, denn sie glaubt, in einem Heiligtum zu stehen. Und während sie schaut und betrachtet, öffnet ihre edle und unverdorbene Seele weit ihre Pforten, um den Eindrücken, die das Bild hervorruft, Einlaß zu gewähren. Und es wird ihr so warm ums Herz, und so feierlich kommt's sie an, so daß sie die Hände faltend in die Knie sinkt und mit feuchten Augen ein Dank- und Bittgebet stammelt zu dem im Bilde dargestellten göttlichen Samaritan.

Der Hans wacht aus seinem Sinnen auf, wie sie endlich wieder in das Krankenzimmer tritt.

„Nun, Agnes?“

„Hans, dich hat Gott gesegnet! — Du hast ein Heiligtum geschaffen,“ antwortet sie mit glückstrahlenden, feuchten Augen.

Der Hans ist glücklich über dies Urteil. „Ich danke dir!“ Fest preßt er der Agnes' Hand.

Da tritt der Pfarrer leise ins Zimmer, der unbemerkt gekommen ist. Etwas verwirrt erhebt sich der Hans, während sich die Agnes noch einmal durch die Augen wischt.

„Wie geht es dem Vater?“

„Liegt noch so dahin!“

„Kann sein, daß er sich noch einmal etwas erholt, ist aber auch leicht möglich, daß es zum Ende geht.“ —

Ein Weilchen steht der Pfarrer in stillem Gebet an dem Lager, dann bekreuzt er den Kranken mit Weihwasser und schickt sich an, das Zimmer wieder zu verlassen.

„Wollen Sie einmal mit hinaufgehen, Herr Pfarrer?" fragt der Hans leise.

Der Pfarrer blickt ihn groß und fragend an und antwortet: „Gewiß, Herr Lohmann."

Dann gehen die zwei hinauf.

Beim Eintritt in das Zimmer bleibt der Pfarrer erstaunt stehen. „Ist das möglich, Herr Lohmann? Das Gemälde ist fertig, und ich warte von Tag zu Tag, Sie würden mich zur Besichtigung des neuen Entwurfs einladen?"

„Hab's absichtlich nicht getan, Herr Pfarrer. Vollständig fertig wollte ich Ihnen das Bild zeigen. Vorhin habe ich den letzten Pinselstrich daran getan. Ob's nun so gut ist, das weiß ich nicht. Ich hoffe jedoch . . ."

Der Pfarrer schließt die Finger wie zum Gebet und betrachtet das Bild eine ganze Weile, während es in seinen Gesichtsmuskeln zuckt und zerrt. Dann ergreift er des Malers Rechte. „Herr Lohmann, ich darf Ihnen Glück wünschen. Sie haben hier ein Meisterwerk geschaffen, für das Sie Gott segnen möge! — Das ist etwas anderes, als was der erste Entwurf verhieß. — Jetzt haben Sie meinen Sinn erfaßt, jetzt haben Sie die Güte und Liebe Gottes aufs neue kennen gelernt und dem Samaritan die Züge des ewig

gütigen und liebenden Gottes gegeben. Ja, das ist der barmherzige Samaritan Jesus Christus, wie er sich über den armen, am Wege liegenden Zerschlagenen, über den sündigen Menschen, beugt. — Herr Lohmann, Ihr Bild ist eine immerwährende Predigt von der Liebe und Güte Gottes. Ich danke Ihnen schon heute für Ihr Werk!"

„Lassen Sie das, Herr Pfarrer," wehrt der Maler.

„Verstehen Sie nun, weshalb ich Ihnen das Büchlein gab?"

„Ja, ich verstehe. Und dafür danke ich Ihnen!"

„Danken Sie Gott, der Ihnen die Erkenntnis gab. — Nun, Herr Lohmann, eine Frage: Ist's Ihnen recht, wenn wir das Bild zu Sonntag im Altare anbringen lassen?"

„Wenn es am Ende der Woche geschieht, so bin ich damit einverstanden."

„Das paßt gut. Wir haben nächsten Sonntag nämlich das Evangelium vom barmherzigen Samaritan. Da erscheint mir kein Sonntag so geeignet wie gerade dieser."

„Und hier, Herr Pfarrer, noch etwas," spricht Hans Lohmann, indem er zu einer Skizzenmappe greift. „Ich habe sortiert. Diese Blätter habe ich ausgeschieden; sie sollen fürder keinen Platz mehr bei mir finden, wie ich auch diese frivol-profane Richtung in Zukunft meiden werde. — Ich kann Ihnen aufrichtig sagen, es hat Kampf gekostet, bis ich mich durchrang;

die Darstellungen lockten und umwarben mich aufs neue. Nun sei es durchgeführt."

Der Pfarrer nimmt die Mappe zur Hand und wirft einen Blick hinein. Das sind die anstößigen Skizzen und Zeichnungen, die er einmal verurteilt hat, Gift für Seelen. Viel Zeit und Talent wird der Maler darauf verwendet haben, und sicher hätten sie ihm bei lüsternen Weltmenschen Ruhm und klingenden Erfolg eingebracht. . . . Nun also. . . . Da muß seine Seele völlig erwacht sein und Heimkehr gehalten haben. . . . Hat der barmherzige Samaritan sicher ein Wunder gewirkt!

„Mein lieber, junger Freund," spricht der Pfarrer freudig bewegt, „ich freue mich, daß Sie den rechten Weg wiedergefunden haben. Seien Sie versichert, daß Sie auf diesem Wege edlere und reinere Blüten der Kunst pflücken und schaffen werden, als auf dem Parkettboden des lüsternen Sinnenkultus. Ihre neueste Schöpfung gibt mir die Gewißheit, daß wir noch viel Schönes, noch wahre Meisterwerke christlicher Kunst von Ihnen erwarten dürfen."

Dann nimmt Hans Lohmann die Mappe zurück, tritt zu dem alten Ofen, steckt sie hinein und hält ein Streichholz darunter. Im Augenblick flackern die Zeichnungen in heller Lohe auf; nach ein paar Augenblicken ist von all den Blättern, von denen sich der Künstler viel Ehre und Ruhm versprach, nichts übrig wie ein Häuflein schwelender Asche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Die wären erledigt!“

Der Pfarrer staunt über die Seelengröße, den Opfermut des jungen Mannes. Er findet keine Worte. Schweigend, mit feuchten Augen, drückt er dem Künstler die Hand und geht dann wieder zu dem Kranken hinab. — — —

In der Dorfkirche werden nun auf Veranlassung des Pfarrers die Vorarbeiten zur Aufnahme des Bildes in Angriff genommen. Der Freitag ist zur Aufstellung des Gemäldes bestimmt. Den ganzen Tag über weilt Hans Lohmann im Gotteshause, um die Arbeiten zu überwachen. Gegen Abend ist alles geschehen, sind die Leitern und Gerüste wieder beseitigt. Da fällt ein Strahl der Abendsonne durch das Fenster auf den Altar und verklärt das Gemälde und verleiht den Figuren Form, so daß sie wie lebend erscheinen. In ehrfürchtiger Scheu stehen einige Dörfler unten in der Kirche. Sie staunen das Bild an und den Maler, „Müller-Hannes“, der mit gefaltenen Händen in der ersten Bank kniet und dem Herrn ein Dankgebet für das glücklich vollendete Werk weiht. — Leise kommt die Dämmerung und hüllt alles in ihren grauen Schleier. — Da geht Hans Lohmann glücklich und zufrieden, wie seit langer Zeit nicht, zur Herrgottsmühle zurück. —

Am anderen Tage wandert Hans Lohmann die Straße dahin, die zur Stadt führt. Dort ist ein altes Kloster, in dem Franziskanermönche ihr gottgeweihtes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leben führen. Lange, lange kniet Hans Lohmann in der Klosterkirche im Gebet, dann tritt er in einen Beichtstuhl, in dem der alte P. Ambrosius Platz genommen hat, und reinigt seine Seele von jahrelangen Schlacken und begräbt die Vergangenheit und legt den Grundstein zu einem neuen Leben.

Wie er gegen Abend wieder auf den Mühlenhof kommt, ist der Libori just dran, das Wehr aufzuziehen, um das Werk stillzusetzen. Noch einmal dreht sich das Schaufelrad, dann ist alles ruhig, nur das Wasser rauscht seine alte Melodie. Die Knechte räumen und reinigen den Hof, und bald liegt der feierliche Friede, der dem Sonntag vorangeht, über dem Gehöft. Und feierlich und friedlich ist's auch in Hans Lohmanns Herzen, selbst sein Gesicht strahlt den inneren Frieden seiner Seele wider.

Am Krankenbett des Vaters fragt er die Agnes: „Wann gehst du morgen zur Kirche?"

„Ich wollte um acht Uhr zum Hochamt gehen. Dann bleibt die Regina bei dem Vater. Ich habe gebeichtet und will kommunizieren."

„Ich auch!"

Die Agnes blickt freudig zu ihm auf, und ihr Herz jubelt. Sollte ihr Gebet erhört sein? „Wie, du hast auch gebeichtet und willst kommunizieren?"

Der Hans nickt ernst und doch so glücklich. „Da darf ich wohl mit dir gehen?"

„Hans, das fragst noch? — Ich wünschte mir ja keine größere Freude." — — —

Vom Turm der Kirche klingt feierliches Glockengeläut durch den sonnenhellen Sonntagmorgen. Einzeln und in Gruppen eilen die Leute zum Hochamt, und bald ist das Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Vorn in der ersten Bank knien Hans Lohmann, die Agnes und der Libori. Der Hochaltar ist geschmückt wie an hohen Festtagen. Blumen und Kerzen gruppieren sich um den Tabernakel, und darüber erhebt sich klar und prächtig das neue Bild des barmherzigen Samaritans, von einem Blumengewinde umrahmt. Und wie dann der Pfarrer das Evangelium vorliest: „Es zog ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber . . .", da bilden die Worte eine Ergänzung. Klar und deutlich steht das Begebnis ja vor ihren Augen, und der Geist eilt dahin über Raum und Zeit in die rauhen Berge Judäas zu dem Verwundeten, der wie halbtot am Wege liegt, zu dem Samaritan, der nur das eine kennt: Liebe, Erbarmen und Güte. Und tief in ihre Seelen dringt dessen sanft-mahnender Blick: Gehet hin und tuet desgleichen!

Auch Hans Lohmanns Seele erschauert aufs neue unter dem Eindruck der schlichten, eindrucksvollen Evangelienerzählung. Der barmherzige Samaritan ist ja zum Angelpunkt in seinem Leben geworden, der göttliche Samaritan Jesus Christus, der gestern im

Bußsakrament seine Seele geheilt hat und nun in der Kommunion bei ihm einkehren, sich mit ihm vereinigen will. —

Kurz vor Mittag stellt sich eine Abordnung des Kirchenvorstandes in der Herrgottsmühle ein, um dem Maler Hans Lohmann zu danken für seine prächtige Schöpfung.

„Herr Lohmann", meint der alte Schmied, indem er des jungen Mannes Hand drückt, „ein so schönes Bild hätte uns gar kein anderer malen können. — Ordentlich stolz sind wir auf Sie, das können Sie glauben!" —

Mittag ist's geworden. Der Klang der Aveglocke dringt durch das geöffnete Fenster in das Krankenzimmer und an die Ohren des alten Mannes. Der ist seit einigen Stunden stiller, ruhiger geworden. Er liegt da wie schlummernd. Und nun, wie das Geläut des Angelus im Zimmer hörbar ist, faltet er auf einmal die zitternden Hände und beginnt zu beten: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft . . ." Die Agnes staunt. Voll Hoffnung und Freude beugt sie sich über das Bett. Da heben sich die Lider von den lichtleeren Augen. „Hans, Hans," spricht fragend und stöhnend der Mund.

„Hans? — Soll ich ihn rufen, Onkel?"

„Ja!"

Bald kommt der Hans mit herein. Auch der Libori und die Regina treten ins Gemach und umringen das Krankenbett.

„Hier bin ich, Vater", sagt der Hans, indem er des Kranken Hände umschließt.

„Wie ist's mit dem Bilde, dem barmherzigen Samaritan?"

„Gut, gut, Vater. — Es ist fertig."

„Ist schon in der Kirche, Vater, auf dem Altare", fällt der Libori ein. „Schade, daß du es nicht sehen kannst. Ein Kunstwerk hat uns der Hans gemacht."

„Das mußt' es auch werden. — Junge, Hans, ich danke dir. Eine große Freude hast du mir gemacht. Nun bin ich zufrieden. . . ."

Dann schweigt der Kranke wieder. Nach einer Weile spricht er: „Agnes!"

„Hier bin ich!"

„Laß mir den Pastor holen."

Der Libori selbst geht ins Dorf, um dem Pfarrer Mitteilung von dem veränderten Zustand des Vaters zu machen. — Es dauert auch nicht lange, da geht der Pfarrer mit der heiligen Wegzehrung dahin, dem Mühlenhofe zu; vor ihm schreitet der Ministrant mit Glöcklein und Versehlaterne, hinter ihm der Libori und noch ein paar Dörfler, die dem göttlichen Heiland das Geleit geben und dem alten Müller einen Scheidegruß bringen wollen.

Die vom Mühlenhofe — auch die Knechte und Mägde sind hereingekommen — knien am Boden, als der Pfarrer mit dem heiligen Sakrament in das Kran-

kenzimmer und an den mit Kruzifix und brennenden Kerzen geschmückten Tisch tritt.

Dann verlassen alle das Gemach. Der Pfarrer ist mit dem Kranken allein, der seine Seele noch einmal im Sakrament der Buße von allen Makeln reinigt. Nicht lange währt's, da winkt der Pfarrer die Angehörigen wieder herein, auch die mitgekommenen Dörfler drängen sich hinzu, und nun hält der göttliche Heiland zum letzten Male bei dem alten Lohmann Einkehr. —

Schon eine ganze Weile ist der Pfarrer wieder fort. Auch die Dorfleute sind leise wieder gegangen, nachdem sie dem Kranken noch einmal wortlos die Hand gedrückt. Der liegt da wie schlafend, die Hände gefaltet, aber die oft lispelnden Lippen geben Kunde von Zwiesprache, die er mit seinem Erlöser hält. An seinem Bette stehen die Agnes, seine beiden Söhne und seine Schwiegertochter. Da hebt der Kranke wieder an zu reden. Er fragt nach diesem und jenem, was die Mühle und die Wirtschaft betrifft, und bekundet ein so klares Gedächtnis, so daß sich alle schier wundern.

„Vater, mache dir keine Sorge", sucht ihn der Libori zu beruhigen, „ist ja alles in bester Ordnung. — Willst du nicht lieber etwas ruhen?"

„Dazu hab' ich nicht Zeit", stammelt der Kranke, „muß erst noch . . . Hans!" ruft er dann, „gib mir die Hand."

Der legt seine Hand in des Vaters welke Rechte. „Hier, Vater!"

„Und Agnes! — Wo bist du?"

„Ich bin auch hier. Was soll's denn?" fragt sie leise und hält des Kranken linke Hand.

„Ich weiß, wie ihr beide steht. — Hab' oftmals Sorgen gehabt um dich, Hans, wegen der Agnes. — Sollte mir leid getan haben, wenn du sie enttäuscht hättest, denn sie ist gut und hat den Himmel an mir altem Mann verdient. — Nun aber kann ich wohl ruhig sein. — Kann euch nicht mehr sehen, aber eure Hände leg ich ineinander. — Ist doch wohl recht so?"

Die ineinandergelegten Hände hält er umschlossen.

Die Blicke der beiden jungen Leute begegnen sich ernst und feuchtschimmernd.

„Onkel, ach Onkel", ringt es sich schmerzvoll aus der Agnes Brust, dann perlen ihre Tränen auf die Hände wie Weihwassertropfen am Traualtare.

„Ja, es ist recht so," spricht der Hans ergriffen, „und ich verspreche dir, daß ich die Agnes wie meinen Augapfel ehren und hegen werde."

„Dann ist's gut. — Viel Glück wünsch' ich euch für die Zukunft. — Möge euch der liebe Herrgott segnen, wie ich euch von Herzen segne."

Dann schweigt der Kranke erschöpft und läßt die Hände sinken. Nur das unterdrückte Weinen der Umstehenden ist hörbar, und von draußen dringt das Rauschen des Wassers herein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So währt's eine Weile. Da öffnet der Vater die Augen plötzlich weit; die glanzlosen Augensterne stieren ins Leere, die Hände heben sich, und wie ein Aufschrei entringt es sich dem Munde: „Licht wird's! — Der Samaritan! — — —" Dann sinken die Hände zurück, der Kopf fällt schwer in die Kissen, und ein dumpfes Röcheln gibt Kunde, daß das Ende gekommen ist.

Die Agnes zündet die geweihte Kerze an. Dann knien die vier am Boden nieder, und während sie die Sterbegebete sprechen, löst sich die Seele vom Körper.

Lange stehen sie dann ergriffen am Sterbebette.

„Wohl dem, der so selig stirbt," spricht der Hans dann mit bewegter Stimme.

„Er hat rechtschaffen gelebt und ist auch gut gestorben, Bruder," sagt der Libori und drückt noch einmal die erkaltenden Hände.

Die Agnes drückt einen Kuß auf des Toten Stirn, besprengt die Leiche mit Weihwasser und breitet ein Leinentuch darüber aus. „Ich denke, Gott, der barmherzige Samaritan, wird ihn in seine himmlische Herberge führen."

„Möge er ruhen in Frieden!"

„Amen!"

* * *

Es sind schon viele Jahre wieder über das Dorf und die Herrgottsmühle dahingezogen, und schon gar manchmal ist der Fronleichnamssegen wieder auf dem

Hofe unter der alten Kreuzigungsgruppe gegeben worden.

Der Libori und sein Weib, die Regina, gehen gebeugt unter der Last der Jahre, geehrt und geachtet von ihren herangewachsenen Kindern, die ihnen die Arbeit bereits abgenommen haben.

Alljährlich zur Sommerszeit kommen zwei alte Leute, ein Herr und eine Dame, auf den Mühlenhof, um einige Wochen dort zu verleben. Das ist der Hans und sein Weib, die Agnes. —

Und in der Kirche prangt noch immer in herrlicher Farbenfrische das Bild des barmherzigen Samaritans und mahnt zu Liebe und Güte und Barmherzigkeit. Und Segen geht von ihm aus und Friede, aber auch Balsam für die von Sünden verwundete Seele.

# Weh' dem, der lügt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1.

Ein echter, rechter Frühlingstag ist's, wie er im Buche steht. Die Sonnenstrahlen liegen warm auf der neuerwachenden Erde, und hoch oben in der sonnigen Bläue jubilieren die Lerchen. Die Wiesen zeigen eine frischgrüne Färbung, und Bäume und Sträucher tragen braune Knospen. Hier und da lugt sogar schon eine weiße Blüte neugierig vom Apfelbaume in die Welt. Vielfach sind die Leute auf den Feldern beschäftigt: hier wird gepflügt, dort gesäet oder gepflanzt. — Ein Lenzesbild.

Auch Franz Brockhoff zieht zum Pflügen hinaus aufs Feld. Mutig wiehernd ziehen die beiden Pferde den leichten Wagen, der nur mit dem Pfluge belastet ist. Und der junge Bauernsohn blickt mit fröhlichem Gesicht bald rechts, bald links; er freut sich der wiedererwachten Natur. Dort die Heide und das krüppelhafte Kieferngestrüpp scheinen freilich von dem Frühlingswehen noch nicht berührt zu sein, aber hier an den Birkenhecken ist der Lenz nicht achtlos vorübergegangen. Und der kleine Bach am Wege, er murmelt so hell, und die Kätzchen an den Weidenzweigen überschütten ihn mit gelblichem Blütenstaub, wie er unter ihnen herfährt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Endlich ist der Acker erreicht, und mit einem Ruck werden die Pferde zum Stehen gebracht. Mit kräftigen Armen hebt Franz Brockhoff den Pflug vom Wagen, schirrt die Pferde davor, dann geht's auf die noch brach daliegende braune Fläche. — Bald reiht sich Furche an Furche; frischer Erdgeruch steigt aus ihnen empor. Franz geht ernst und sinnend hinter dem Pfluge her, noch ernster als der Rabe, der hinter ihm herstelzt und die Erde nach Würmern und Engerlingen absucht. Er träumt mit offenen Augen von der Vergangenheit, von der Zukunft . . und hinter dem Pfluge träumt sich's leicht und gut.

Aber glückliche Träume sind es nicht, die sein Denken in Anspruch nehmen und eine Unmutsfalte auf seine Stirne legen. Und doch würde mancher an seiner Stelle glücklich sein, so glücklich, wie nur ein siebenundzwanzigjähriger Bursche sein kann.

Der einzige Sohn eines ziemlich begüterten Bauern, Erbe des Brockhofes, von dem Vater geliebt, gesund, kräftig . . . Was könnte ihm noch zu seinem Glücke fehlen? . . . Die Braut? . . . Er braucht doch nur zu wählen! . . . Und er würde wählen, wenn's nicht schon der Vater an seiner Statt getan hätte . . . und gerade diese Wahl ist's, die ihm die Freude raubt.

Die Anna Dahlberg! — Wie konnten nur des Vaters Augen auf dieses Mädchen fallen? — Nicht, daß an ihrer Ehre etwas zu tadeln wäre, nein, aber

stolz und herrisch ist sie, und mit einer solchen Frau zu leben, kann er sich nicht denken.

„Die Dahlbergs haben ein gutes Vermögen," hat der Vater gesagt, „und dem alten Dahlberg habe ich's schon vor einigen Jahren so quasi versprochen, daß die Anna auf den Brockhof soll. Also wäre es mir lieb, wenn du dich nach meinem Wunsche richten wolltest. Du bist nun alt genug, und es wird Zeit, daß wieder eine Frau ins Haus kommt. Fremde Leute sind fremde Leute!"

So hat der Vater wieder gestern abend zu ihm gesprochen, schweigend hat er die Worte angehört, dann hat er die Zähne aufeinandergebissen und ist hinausgeeilt. — Ja, wenn's sich um die Agnes Schmidt gehandelt hätte, dann wäre es was anderes gewesen, denn mit der möchte er schon glücklich werden. — Längst schon hätte er dem Vater seinen Herzenswunsch mitgeteilt, aber der Mut hat ihm bisher gefehlt . . . Und doch, er muß nun bald mit der Sprache heraus, denn der Vater drängt und . . .

„Guten Morgen, Herr Brockhoff!" ruft da eine helle Stimme.

Verwundert schaut dieser auf von seinem Sinnen, und eine tiefe Röte überzieht sein Gesicht, als er nur wenige Schritte von sich entfernt am Wege dasselbe Mädchen stehen sieht, mit dem sich soeben seine Gedanken beschäftigten. Bei seinem Sinnen und Grübeln

hat er dessen Herankommen nicht bemerkt, und nun steht die Agnes Schmidt unbefangen lächelnd vor ihm.

„Guten Morgen, Fräulein Agnes," grüßt er zurück, indem er die Pferde zum Stehen zwingt. „Was treibt Sie denn schon so zeitig heraus?"

„Das gute Wetter," antwortet sie. Mit einem Blick auf ihren Spaten fährt sie dann fort: „Ein wenig graben wollte ich, denn es wird Zeit, wenn das Gärtchen in Ordnung soll."

„Sie sollten solch harte Arbeit aber andern überlassen, Fräulein Agnes."

„Wer soll's denn tun, Herr Brockhoff? — Die Mutter ist schwach und kränklich; fremden Leuten können wir die Arbeit nicht übertragen. — Sie wissen ja selbst, daß der selige Vater hier keine Reichtümer sammeln konnte. Sein Gehalt war nur gering, und Augusts Studium auf dem Lehrerseminar hat auch Geld gekostet."

„Hat er nun eine gute Stelle?"

„O ja! — Er unterstützt die Mutter nun, so gut er vermag."

„Aber ist Ihnen die landwirtschaftliche Arbeit denn nicht zu schwer?"

„Nein, Herr Brockhoff", lächelt sie wieder, „ich bin ja gesund und gut bei Kräften. Der Vater hat uns Kinder früh mit derlei Arbeiten bekannt gemacht, und heute machen sie mir Freude."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich glaube es, Fräulein Agnes! — Aber ob die Freude auch noch anhalten würde, wenn es sich um das Regiment eines Bauernhofes handelte, zwischen Knechten und Mägden?"

Forschend suchen seine Augen in den Zügen des jungen Mädchens zu lesen.

„Warum sollte es da mit der Freude zu Ende sein, Herr Brockhoff?" gibt dieses arglos zur Antwort. Es bemerkt das Verfängliche nicht, das in der Frage des jungen Mannes liegt. „Eine echte Bäuerin, die für die Landwirtschaft lebt, wird unter den Knechten und Mägden auch ein gutes Regiment führen und stets nach dem Rechten sehen. Es muß ihr ja eine Freude sein, wenn alles seinen ordnungsmäßigen Gang geht, und dann kann Gottes Segen doch nicht ausbleiben. — Aber ich stehe hier und halte Sie bei der Arbeit auf. Sehen Sie, dort hinten kommt Ihr Vater schon gegangen."

Franz Brockhoff folgt mit den Augen der Richtung, die ihm des Mädchens Hand weist. Ja, das ist sein Vater, der alte, gebeugte Mann, der quer über die Felder diesem Acker zuschreitet.

„Nur nicht zu fleißig, Herr Brockhoff!" ruft die Agnes, dann eilt sie mit ihrem Spaten weiter.

Der Franz treibt die Pferde wieder an, und wieder wird Scholle auf Scholle von dem Brachboden losgerissen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und der Franz sinnt wieder, wie er hinter dem Pfluge hergeht, aber diesmal beschäftigen sich seine Gedanken nur mit dem jungen Mädchen, das nun hinter der Birkenhecke verschwindet, und er faßt den Vorsatz, nur dieses als Bäuerin auf den Brockhof zu bringen.

Da steht der Vater auch schon vor ihm.

„Nun, Vater, wo kommst du denn her?" fragt er verwundert.

„Ich war bei den Knechten drüben und wollte nun einmal sehen, wie es hier mit dem Boden steht. — Ist schon ziemlich ausgetrocknet, da können wir bald säen."

„Und nun willst du wieder nach Hause, Vater?"

„Hm, eigentlich ja. — Ich könnte auch mal bei Dahlbergs zusehen, wie es da steht."

„Nach Dahlbergs willst du?" Unmutig blickt Franz zu dem Vater auf.

„Ja! — Ist ja nicht mehr als Freundespflicht . . . und wenn die Anna auf den Brockhof soll als junge Bäuerin . . ."

„Halt ein, Vater", spricht nun Franz mit abwehrenden Gesten, „ich führe die Anna nicht auf den Brockhof. — Ich habe dir nie widersprochen, und es tut mir leid, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann, aber in dieser Angelegenheit, wo es sich um mein Lebensglück handelt, muß ich selbst entscheiden."

Erstaunt, mit weitgeöffneten Augen blickt der alte Brockhoff seinen Sohn an. Er kann die Worte, die er vernommen, nicht fassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Junge, du willst die Anna Dahlberg nicht?"

„Nein, Vater!"

„Und ich habe es ihrem Vater schon vor einigen Jahren versprochen. — Soll ich denn wortbrüchig werden?" Erregt klingen diese Worte, doch Franz bleibt ruhig.

„Das Versprechen hat für dich keine bindende Kraft. — Im übrigen war es nicht recht von dir, ohne mein Wissen und Willen über meine Zukunft zu bestimmen."

„Unsinn! — Aber warum willst du denn die Anna Dahlberg nicht? — Eine Frau muß wieder auf den Hof, so kann nicht weitergewirtschaftet werden. — Oder hast du bereits eine andere Wahl getroffen?"

Der junge Mann wird verlegen, wie er die Augen des Vaters so ernst und forschend auf sich gerichtet sieht. Einen Augenblick zögert er, dann aber zwingt er sich zu einer Antwort.

„Ja, Vater, ich habe bereits eine Wahl getroffen. — Wollte es dir schon gestern abend sagen, daß ich dir eine Schwiegertochter auf den Hof bringen möchte und auch welche, aber ich konnte es nicht herausbringen, wirklich nicht."

„So, also doch?" fragt der Vater gedehnt. „Und wer ist's?"

„Wer's ist?" Frei blickt Franz dem Vater in die Augen. „Die Agnes Schmidt meine ich."

„Agnes Schmidt, des seligen Lehrers Tochter?"

„Ja, Vater, und wenn du dein Herz und deinen Verstand urteilen läßt, wirst du sie als Schwiegertochter willkommen heißen müssen, wenn sie auch nichts mit auf den Hof bringt. — Oder hast du an ihr etwas zu tadeln?"

Der Vater schlägt mit seinem Stocke Ringe in die Luft. Es fällt ihm aber schwer, des Sohnes Ansichten zu seinen eigenen zu machen.

„Das gerade nicht," antwortet er nach einer Weile, „aber überlegen muß ich's mir doch mal."

Dann stapft er ohne Gruß wieder weiter dem Dorfe zu, während der Franz ihm eine ganze Zeit hangend und bangend nachsieht, bis er hinter der Wegebiegung verschwindet.

Höher und höher steigt die Sonne, und wärmer und wärmer wird's den Leuten, die im Felde arbeiten. Da hallt vom Turme der Dorfkirche der Klang der Aveglocke durch die klare Frühlingsluft, freudig begrüßt von den Ermatteten, denn nun gibt's etwas Ruhe, oder es geht dem Dorfe zu.

Franz ist just mit dem Pflügen des Ackers fertig geworden. Bald hat er die Perde wieder vor den Wagen geschirrt, und nun fährt auch er heim. —

Das Mittagsmahl ist beendet. . . . Der alte Brockhoff betet die Dankgebete. . . . Es ist, als ob seine Stimme ein wenig zittert. . . . Jetzt verlassen die Knechte und Mägde das geräumige Zimmer, nur

der Hofbauer bleibt unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen.

„Franz, bleib' einmal zurück," spricht er tonlos, als er sieht, wie sich auch dieser erhebt.

Damit sich die Leute erst verlaufen und er mit dem Vater völlig allein ist, tritt er ans Fenster und blickt hinaus in den Hausgarten, wo Veilchen und Aurikeln ihre Kelche bereits erschlossen haben. Endlich ist der letzte hinausgegangen, und nun tritt er an den Vater heran.

„Nun, Vater?" fragt er, halb fürchtend, halb hoffend.

Dieser sitzt noch immer regungsos da, ernst wie ein Bild von Stein, nur die Rechte trommelt nervös auf der weißen Tischplatte.

„Ich habe darüber nachgedacht, über die Agnes Schmidt nämlich," quält er endlich hervor, ohne aufzublicken.

„Und wie lautet dein Urteil, Vater?" fragt Franz in höchster Spannung, indem er einen Stuhl heranzieht und sich dem Vater gegenüber am Tische niederläßt.

„Ich habe es ja schon längst bemerkt, daß du dich für die Agnes mehr als nötig interessierst. Nun, sie ist ja ein braves Mädchen, das mir als Schwiegertochter schon recht wäre, wenn sie auch kein Vermögen hat. Der Sohn vom Brockhofe kann sich auch eine Bäuerin ohne Geld holen."

Die Freude leuchtet dem jungen Manne bei diesen Worten aus den Augen. „Hab' Dank, Vater, für diese Worte," spricht er, indem er sich über den Tisch beugt und dem Vater die Hand reicht, die dieser jedoch nur lässig ergreift.

„Aber ich fürchte, daß wir uns Dahlbergs zu Feinden machen, denn die Anna lebt in der Hoffnung, Brockhofbäuerin zu werden."

Franz zuckt mit den Schultern. „Es tut mir leid, wenn sie sich ohne mein Wissen Hoffnungen gemacht hat, aber wenn Dahlbergs rechtlich denken, werden sie in meinem Entschlusse keine Zurücksetzung erblicken."

„Ja, wenn. — Also mit der Agnes bist du einig?"

Erstaunt, mit weitgeöffneten Augen blickt Franz den Vater an. „Einig? Nein, Vater, gefragt habe ich sie noch nicht, aber ich glaube fest, daß sie eine diesbezügliche Anfrage bejahen würde."

Nun ist die Reihe des Staunens an dem Vater. „Noch nicht gefragt und tust doch so sicher? Was sind denn das für Geschichten? — Da war's zu meiner Zeit doch eine andere Mode. — Da wurde gefragt, ja gesagt und Hochzeit gefeiert. — Na, da werde ich wohl den Freiwerber spielen und dir das Jawort aus dem Lehrerhäuschen holen sollen?"

Verlegen kaut der Franz an den Spitzen seines Schnurrbartes.

„Aber das sage ich dir, Junge, bekomme ich einen Korb . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dann füge ich mich deinem Wunsche, Vater, und heirate die Anna Dahlberg."

Laut lachend erhebt sich der alte Brockhoff von seinem Sitze. Franz geht hinaus, überglücklich, er zweifelt gar nicht daran, daß die Agnes dem Vater das Jawort mitgibt. Er macht sich im Hausgarten zu schaffen, aber die Arbeit will ihm nicht von der Hand, es ist, als ob das Glück in seiner Brust nicht Raum genug fände. Ab und zu wirft er einen verstohlenen Blick nach der Hecke am Hofeingange, er kann die Zeit gar nicht erwarten, bis der Vater zum kleinen Häuschen hinaufgeht, das die Lehrerswitwe bewohnt. Die Minuten werden ihm zu Stunden. Endlich, nach langem Warten — die Sonne neigt sich bereits zum Untergange — hört er das Hoftor knarren. — Sein Herz pocht, als er den Vater dahingehen sieht, und er schämt sich ob seiner Zaghaftigkeit. — Mit hochrotem Gesicht schleicht er ins Haus auf seine Kammer. Von dort aus späht er hinaus auf den Weg, über den der Vater wieder heimkehren muß.

Der alte Brockhoff hat das etwas abseits vom Dorfe gelegene Häuschen erreicht. Nun steht er vor der Türe ein wenig still, um etwas zu verschnaufen, denn die alte Atemnot macht sich wieder bei ihm bemerkbar. Dann tritt er in den kleinen Hausflur, und etwas zaghaft klopft er an die Tür.

Erstaunt blicken Mutter und Tochter auf den Besucher; sie erinnern sich nicht, den Besitzer des Brock-

hofes schon einmal in ihrer schlichten Wohnung gesehen zu haben.

„Ach, Herr Brockhoff," spricht die Mutter, „was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?"

Etwas umständlich nimmt dieser auf dem ihm von Agnes hingestellten Stuhle Platz.

„Ja, Frau Schmidt, das ist eine eigentümliche Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt. Aber der Junge, der Junge . . ." Verlegen fährt er sich mit der Hand über das Gesicht.

„Wie meinen Sie, Herr Brockhoff," fragt die alte Frau wieder verwundert.

„Daß das junge Volk heute keine Courage mehr hat. — Ist's nicht so, Agnes?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Brockhoff," gibt diese unbefangen zur Antwort.

„Na, da werde ich mit der Tür ins Haus fallen müssen. — Also, ich habe dem Jungen, dem Franz, schon oft gesagt, er müsse sich nach einer Frau umsehen, damit wieder eine Bäuerin auf den Brockhof kommt, die nach dem Rechten sieht. Nun hat mir der Junge aber fest und bestimmt erklärt, er wolle keine andere zur Frau als die Agnes hier. Und darum bin ich gekommen, um zu fragen, ob die Agnes und Sie, Frau Schmidt, dazu ja sagen?"

Eine Weile blickt die Mutter fragend zu ihrer Tochter herüber, die mit hochrotem Gesicht auf dem Stuhle sitzt, die Augen zu Boden geschlagen. Dann

wendet sie sich an den Besucher: „Der Antrag ist uns eine große Ehre, Herr Brockhoff. Aber ich selbst kann über das Glück und die Zukunft meines Kindes nicht entscheiden. Das sind Herzensangelegenheiten. Wenn Agnes ja sagt, bin ich gern zufrieden."

„Welche Antwort soll ich dem Franz geben, Agnes?" fragt nun Brockhoff das Mädchen.

„Ich kann nicht ja sagen, Herr Brockhoff," gibt die verschämt zur Antwort. „Ich bin der Mutter einzige Stütze und Hilfe und kann sie deshalb nicht verlassen."

„Wenn's nur das ist, dann wären wir wohl schon einig, denn der Brockhof ist groß genug, auch der Mutter Platz zu gewähren. — Also, Agnes?"

Fragend schaut diese die Mutter an, die in seligem Sinnen dasitzt. Auch ihr ist es ja kein Geheimnis geblieben, daß sich die beiden jungen Menschenkinder gern sehen, wenn sie auch anscheinend gleichgültig aneinander vorübergehen. Aber dennoch hat sie sich mit ihren Gedanken und Wünschen nicht so hoch verstiegen. Oft hat sie die Agnes schon warnen wollen, denn sie hat's nicht gut glauben können, daß der reiche Bauernsohn ernste Absichten auf ihre arme Tochter habe. — Und nun doch . . .

„Glaubst du mit dem Franz glücklich zu werden, so gib dem Vater Brockhoff das Jawort mit," rät sie endlich der Tochter.

Und Agnes nickt, glücklich, selig — sprechen kann sie nicht — und feucht schimmert es in ihren Augen. Es ist ja auch so plötzlich, so unerwartet gekommen, das Glück, das große, das sie kaum erhofft hat.

„Gut ist's so, Mutter Schmidt und Agnes," spricht der Alte freudig bewegt; „und gleich schicke ich den Franz her. Sonntag geht ihr dann zum Pastor und bringt die Verlobung ins reine."

Brockhoff geht wieder heim, seinem Sohne die Nachricht zu bringen. — Die beiden Frauen bleiben noch lange beisammen sitzen und plaudern von der Vergangenheit und von der Zukunft. — Und dann kommt der Franz. Etwas befangen grüßt er seine Braut und deren Mutter, aber bald wird er freier und heiterer. Das Glück leuchtet ihm aus den Augen.

Der Sonntag geht zur Neige, ein Tag seliger Freude für die Brautleute. Am Vormittag sind sie zum Pfarrer gewesen, der das kirchliche Verlöbnis entgegengenommen hat, nun sitzen sie in der großen Stube des Brockhofes. Und manche andere sind noch da. Auch Dahlbergs haben sich eingefunden. Plaudernd sitzen sie am Tische, aber in Annas Augen schillert es oft tückisch, wenn ihr Blick auf das glückliche Brautpaar fällt.

## 2.

Mehrere Wochen sind verflossen. Der Verlobung des jungen Brockhofbauern, die vielfach mit großer

Verwunderung aufgenommen worden ist, wird kaum mehr gedacht. Andere Begebenheiten und die Sommerarbeiten haben die Gedanken längst davon abgelenkt. — Eine jedoch kann die Verbindung der jungen Leute nicht vergessen, Anna Dahlberg. Wenn sich auch ihre Eltern schweigend in das Unabänderliche gefügt haben, sie kann die Enttäuschung, die ihr bereitet ist, nicht verzeihen. Wohl trägt sie äußerlich eine höchst gleichgültige Miene zur Schau, als ob es sie nichts anginge, daß sich die beiden gefunden und verbunden, aber in ihrem Innern kocht und gärt es von Groll und Haß. Jede edlere Regung ist in ihr erstorben. Die Habsucht und das Streben, einst als Bäuerin des schönen Brockhofes zu gelten, haben sie völlig umgewandelt.

Abend ist's. In Dahlbergs Hause begibt man sich zur Ruhe, denn die Leute sind müde von den Arbeiten im Felde. Es währt nicht lange, da herrscht auf dem weitläufigen Gehöft der Frieden der Nacht.

Eine nur wacht noch — die Anna. Lauschend sitzt sie auf ihrer Kammer, endlich ist jedes Geräusch im Hause verstummt, und nun erhebt sie sich leise, verhängt das einzige Fenster mit einem dichten, wollenen Tuche, damit kein Lichtschein nach außen dringt, und zündet dann die Lampe an. Aus ihrem Koffer nimmt sie Feder, Tinte und Briefpapier. — Dann beginnt sie zu schreiben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eilig läßt sie die Feder über das Papier gleiten, während ihre Augen wie im Fieber glühen und ein höhnisches Lächeln den Mund umspielt. Nach einigen Minuten ist sie mit dem Schreiben fertig, und noch einmal liest sie den Brief, den ihr Haß und Rachsucht diktiert haben:

Werter Herr Brockhoff!

Soeben erfahre ich, daß Sie sich mit der Agnes Schmidt verlobt haben. Also hat die hochnäsige Trine doch ihr Ziel erreicht. Irren Sie sich nur nicht in des Schulmeisters Tochter. Oft genug hat sie gesagt, sie würde nicht eher rasten, bis sie den Franz Brockhoff am Bändel habe und Bäuerin des schönen Hofes sei. Da hat sie doch gut spekuliert und deshalb wohl auch so manchen Bewerber um ihre Hand hingehalten. — Sehen Sie sich vor, auch harmlos scheinende Naturen können ihren Stachel zeigen. — Gern möchte ich Ihnen meine Glückwünsche zur Verlobung aussprechen, aber ich bezweifle, ob die in diesem Falle angebracht sind.

Ein alter Bekannter.

Befriedigt adressiert sie das Schreiben, diese Teufelswaffe, die dazu bestimmt ist, zwei hoffnungsfrohen Menschenkindern das Glück und den Frieden zu rauben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Der wird's tun," murmelt sie leise, „und genügt der nicht, kann ihm ein zweiter folgen. — Die Schrift ist verstellt. Niemand kann in mir den Schreiber suchen. — Wer weiß, vielleicht lacht mir doch noch das Glück, das mir die simple Lehrerstochter in die Ferne gerückt hat."

Dann legt sie sich zur Ruhe, doch währt es noch eine ganze Weile, bis sich ihre Augen im Schlummer schließen. —

Das sonntägliche Hochamt ist beendet. Einzeln und in Gruppen gehen die Leute die Dorfstraßen hinunter, um sich zu ihren Wohnungen zu begeben. Unter der breitblätterigen Linde des Dorfkruges haben sich einige Männer niedergelassen, um sich mit einem Glase Bier zu erfrischen. Nun tritt auch Franz Brockhoff zu ihnen, von den Anwesenden freundlichst begrüßt. Bald ist ein ungezwungenes Geplauder im vollen Gange.

Da tritt der Briefträger aus dem Wirtshause und schreitet auf Franz Brockhoff zu.

„Da kann ich mir den Weg zum Hofe ja sparen," meint er und überreicht ihm einen Brief, den Franz gar verwundert hinnimmt, ein Weilchen beschaut und dann in die Tasche schiebt.

Zerstreut beteiligt sich Franz nun wieder an dem Gespräche der Männer, seine Gedanken beschäftigen sich mit dem Briefe, dessen Poststempel auf die zwei Stunden entfernt liegende Stadt hindeutet. Er sinnt

und sinnt, um den Absender zu erraten, und ist froh, als sich die Männer zum Heimgehen erheben. Nun verläßt auch er den schattigen Platz, um auf einem Umwege dem Brockhofe zuzustreben. Unter einer am Wege stehenden Eichengruppe hemmt er seine Schritte. Scheu blickt er noch einmal umher . . . niemand ist in der Nähe, und nun zieht er den Brief aus der Tasche, der wie eine Zentnerlast seine Brust gedrückt hat.

Hastig reißt er den Umschlag auf, und neugierig fliegen die Augen über die ihm unbekannten Schriftzüge. Und wieder liest er die Worte und wieder, er kann den Inhalt nicht erfassen, und sein Gesicht verfinstert sich, und ein Seufzer entringt sich endlich seinem Munde.

„Sollte ich mich doch getäuscht haben? — Sollte die Agnes doch nicht das sein, was sie zu sein scheint? — Dann ist's aber . . . Aber Lüge und Verleumdung ist's . . . Warum nennt sonst der Schreiber seinen Namen nicht? Ich kenne keinen Bekannten in der Stadt . . . Fort mit dem Wisch!"

Grimmig zerreißen die Hände das Schreiben, und der Wind trägt die kleinen Fetzen im tollen Wirbel davon.

Dann geht der Franz weiter, dem Hofe zu, den er auch bald erreicht. Mit keiner Silbe erwähnt er dem Vater gegenüber, vor dem er sonst nie Geheimnisse hat, den Brief.

Zwar hat er den Brief zerrissen und die kleinen Papierstückchen davonfliegen sehen, aber den Inhalt hat er nicht aus seinen Gedanken verscheuchen können. Immer wieder wird er daran erinnert, mag er nun wollen oder nicht. Der Friede hat das Herz verlassen, Unruhe und Mißtrauen haben es in Besitz genommen.

Am Nachmittage geht der Franz zu dem kleinen Häuschen hinauf, um seine Braut zu einem kleinen Spaziergange ins Freie abzuholen. Bald schreiten die beiden Menschenkinder durch die grünenden Fluren. Sie lachen und plaudern und erfreuen sich an dem Segen Gottes, der sich in dem üppigen Wachstum zeigt. Agnes aber bleibt es nicht verborgen, daß ihr Bräutigam gedrückter, seine Heiterkeit nur erkünstelt ist. Schon mehrmals hat sie nach dem Grunde der Verstimmung gefragt, doch Franz hat die Worte nicht herausbringen können. Nun aber kann er sein Herz nicht mehr beschwichtigen. Plötzlich bleibt er stehen, und mit großen und forschenden Augen blickt er seine Braut an, sucht er in ihren Mienen zu lesen.

„Agnes," beginnt er mit unsicherer Stimme, „hast du früher schon Bekanntschaften mit jungen Männern unterhalten?"

Wie betäubt vernimmt Agnes diese Worte aus dem Munde ihres Bräutigams. Frei hält sie den forschenden Blick des Fragenden aus, und mit fester Stimme antwortet sie: „Nein!"

„Niemals, Agnes?"

„Nein, Franz! — Aber was ist dir nur? — Freilich suchte sich vor einem Jahre der Joseph Schulte in bester Absicht mir zu nähern, doch habe ich ihm in Gegenwart meiner Mutter bedeutet, daß er sich keine Hoffnungen machen solle, ich wollte und könnte die Mutter nicht verlassen. Das ist alles, und das wirst du mir nicht als Unrecht anrechnen können."

„Nein, gewiß nicht. — Und ist er dir ferngeblieben?"

„Ja, und wer's anders sagt, der lügt." Feucht schimmert es in ihren Augen.

„Sei mir nicht böse wegen dieser Frage, Agnes," spricht der Franz nun in freundlichstem Tone, „man hat es versucht, dich anzuschwärzen."

„Bei wem?" fragt die Agnes verwundert.

„Bei deinem Verlobten. — Nun, ich will dir alles erklären. Heute morgen bekam ich einen Brief, worin dieses behauptet wurde."

„Wer hat den Brief geschrieben, und wo hast du ihn, Franz?"

„Ich habe ihn gleich zerrissen. Wer ihn geschrieben hat, ist mir unbekannt. Die Unterschrift lautete nur: Ein alter Bekannter."

„Also ein anonymer Brief, ein Schreiben von Lug und Trug. Wer ihn geschrieben hat, mag es mit seinem Gewissen vor Gott verantworten. Ich fühle mich unschuldig."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Länger kann Agnes die Tränen nicht zurückhalten. Unaufhaltsam perlen sie hervor, und ein unterdrücktes Schluchzen erschüttert ihren Körper.

Eine ganze Weile steht der Franz ratlos dem jungen Mädchen gegenüber; er schilt sich selbst, daß er nicht geschwiegen und ihr den Schmerz erspart hat. Aber es war auch alles so überzeugend geschrieben.

„Laß uns heimgehen," sagt Agnes nach einer Weile, als der Schmerz sich gelegt hat.

„Wohl," spricht Franz, „aber verzeihe mir, daß ich an deiner Redlichkeit gezweifelt habe."

Mit einem Lächeln ergreift Agnes die dargebotene Hand. „Ich verzeihe dir. Du mußtest ja Zweifel hegen ob der abscheulichen Schrift. Sicher hat man uns unser Glück mißgönnt. Aber wehe der Hand, die Zwietracht sät. Wehe dem, der lügt. — Dem seligen Vater hat man auch vor mehreren Jahren einmal so einen Schandbrief geschickt, der von Lügen und Schmähungen strotzte, und der Vater hat sich darüber gegrämt, daß er krank wurde. — Man forschte nach, aber den Schreiber hat man nicht ermittelt. — Gott aber wird ihn kennen und ihn dereinst zur strengen Rechenschaft ziehen."

„Agnes, wir wollen diesen unliebsamen Zwischenfall zu vergessen suchen. Ich habe noch mit niemand über diesen Brief gesprochen, schweige auch du darüber. — Also du vergibst mir?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich habe dir nichts mehr zu vergeben, Franz. — Doch nun komm, die Mutter möchte warten."

Dann gehen die jungen Leute wieder heim. Wohl versuchen sie, wieder zu plaudern und auch zu scherzen, aber der richtige fröhliche Ton will doch nicht wieder aufkommen, die Herzen zittern noch von dem Weh, das ihnen von ruchloser Hand bereitet ist.

Endlich ist die Wohnung der Lehrerswitwe wieder erreicht. Auch Franz geht wieder mit hinein, obwohl er fürchtet, den Blick zur alten Mutter Schmidt zu erheben. Die jungen Leute zwingen sich mit Gewalt zur Heiterkeit und erreichen ihren Zweck; die alte Mutter nimmt arglos an der Heiterkeit ihrer Kinder teil; sie ahnt nicht, daß ein kalter Reif auf die jungen Menschenblumen gefallen ist.

Heiteren Mutes geht der Franz dann wieder den gewohnten Arbeiten nach. Er weiß ja, daß der Brief eine große Verleumdung war und seine Braut in moralischer Beziehung unantastbar dasteht. Und doch muß er sich oft selber bekennen, daß es besser gewesen wäre, wenn er den Brief nicht bekommen und den Inhalt nicht erfahren hätte. Denn es gibt Augenblicke, wo er immer wieder an das niederträchtige Schreibwerk erinnert wird. — Das arme Menschenherz ist ja so unberechenbar in seinem Wollen und Vollbringen, und leider findet das Böse in ihm allzeit eher eine Freistatt als das Gute. —

So vergehen Tage und Wochen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Korn auf den Feldern ist reif zur Ernte. Die Sicheln rauschen durch die Halme, die Garben werden zusammengebunden, und hochbeladene Wagen fahren den Segen Gottes in die sicheren Scheunen. Alles ist draußen in emsiger Tätigkeit; die Landleute haben alle Hände voll zu tun und keine Zeit zum Sinnen und zum Grübeln.

Und für den Franz ist's auch gut so. Denn seine Gedanken werden von dem Briefe abgelenkt; die Arbeit nimmt alle seine Kräfte in Anspruch, und am Abend ist er froh, wenn er sein Lager aufsuchen kann, um sich im Schlafe zu erquicken.

Auch Agnes Schmidt findet den Tag über keine müßige Stunde. Zu ihren gewohnten Arbeiten ist nun auch noch die Sorge für die Zukunft getreten. Geld und Gut kann sie freilich nicht mitbringen auf den Brockhof, aber ein gutes Teil Leinen, das sie selbst und die Mutter gesponnen, nennt sie ihr eigen, und nun sitzt sie stundenlang und näht und näht und denkt an die Zukunft und an ihr Glück. — Im Herbst, wenn alles eingeerntet ist, soll ja die Hochzeit sein, so hat's der Franz bestimmt; dann muß sie die Wäsche in Ordnung haben.

So hat sie auch heute stundenlang am geöffneten Fenster über dem Leinengespinst gesessen. Und sie näht noch, trotzdem die Sonne bereits untergegangen ist und sich die Dämmerung des Augustabends bemerkbar

macht, wobei sie die Melodie eines alten Volksliedes vor sich hinsummt:

„. . . Er tat zum Angedenken
Als Liebespfand mir schenken
Den schönsten Myrtenstock . . .“

Da bemerkt sie nicht, daß Franz Brockhoff auf ihr Häuschen zukommt; erst als er unter dem Fenster herschreitet, vernimmt sie die kräftigen Schritte. Dann hört sie, wie er auf dem Hausflur der Mutter einen „Guten Abend!“ bietet — und nun tritt er zu ihr ins Zimmer.

„Ei, Franz, das nenne ich überraschen,“ spricht die Agnes unter Lachen und Erröten.

„Glaub's wohl, daß du überrascht bist; auch ich bin's!“

Wie ernst und kalt der Franz das sagt, während er hochaufgerichtet mitten in der Stube steht. Die Mutter, die gerade hereintritt, bleibt bei diesen Worten, die sie nichts Gutes ahnen lassen, bestürzt an der Türe stehen, und Agnes schaut mit weitgeöffneten Augen fragend zu ihrem Bräutigam auf, der so ernst und kalt tut.

Der greift in die Tasche, holt einen Brief hervor und reicht ihn dem jungen Mädchen.

„Schau, Agnes, kennst du diesen Brief?“ fragt er mit schneidender Stimme.

„Diesen Brief? Nein!“ antwortet sie verwundert. Dann beginnt sie zu lesen:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Lieber Joseph!

Du weißt, daß ich mit Franz Brockhoff verlobt bin, also unterlaß es künftig, mir Briefe zu schreiben. Es tut mir ja leid, dir nicht folgen zu können, allein du hättest Not und Entbehrung doch nicht von uns fernzuhalten vermocht. Der Brockhof bietet mir dagegen ganz andere Vorteile, die mich diese Absage, die ich dir geben muß, wohl verschmerzen lassen.

Agnes Schmidt."

„Heiliger Gott," schreit Agnes entsetzt, und ihr Gesicht wird bleich wie das Leinen in ihrer Hand, „diesen Brief soll ich geschrieben haben?"

„Hast du's denn nicht getan? — Muß ich denn nicht glauben, daß du ihn in ein falsches Kuvert gesteckt hast und er nur so in meine Hand gelangt ist? — War er nicht für den Joseph Schulte bestimmt?" — Rauh klingt die Stimme des Fragenden durch den kleinen Raum.

„Franz, Gott weiß es, ich bin unschuldig. Ich kenne diesen Brief nicht und habe ihn nicht geschrieben."

Schluchzend preßt sie ihre Hände vors Gesicht, und auch der Mutter treten die Tränen in die Augen ob der Intrigue, die man gegen ihr Kind und dessen Bräutigam gesponnen.

„Soll ich's glauben, was du sagst?" fragt Franz gedehnt. „Gern möchte ich's, denn es ist mir schwer und hart, an deiner Wahrheitsliebe zu zweifeln. — Aber Klarheit muß in diese sinnverwirrende Angelegenheit kommen, eher kann es keine Hochzeit geben."

Ohne ein weiteres Wort, ohne Gruß geht er fort, der zürnende Bauernsohn, der Argwohn hat ihn ganz und gar umstrickt, und sein Charakter ist zu schwach, den Unschuldsbeteuerungen seiner Braut zu glauben.

Wie geistesabwesend sitzt die Agnes da; mit tränenvollen Augen stiert sie vor sich hin. All die Beruhigungsworte der Mutter finden kein Gehör. Mit einem tiefen Seufzer erhebt sie sich endlich und räumt die Leinwand beiseite.

„Morgen ist Samstag, Marientag," spricht sie dann mit schmerzbebender Stimme, „da gehe ich wallfahren nach Verne, um der Mutter Gottes mein Leid zu klagen. Von Menschen kann ich keine Hilfe erhoffen."

„Ja, gehe in Gottes Namen, Kind," ermuntert sie die Mutter, „meine Gebete werden dich begleiten."

Noch früh ist's. Die ersten Sonnenstrahlen lugen eben erst über die Höhen des Teutoburger Waldes, als Agnes aus dem Hause tritt, um ihre Wallfahrt nach dem vier Stunden entfernten marianischen Gnadenorte Verne zu beginnen. Rüstig schreitet sie voran über staubige Landstraßen und zerfahrene und rauhe Feldwege. Der Schweiß träuft ihr von der Stirne,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Pulse hämmern, und die Füße drohen oft den Dienst zu versagen. — Endlich erscheint der Turm der Wallfahrtskirche. Sein Anblick gibt der Pilgerin neue Kraft; eiliger strebt sie voran und rastet nicht eher, als bis sie in der Kirche angelangt ist. Dort schüttet sie ihr Herz reuevoll im Bußsakramente aus, und mit größter Andacht empfängt sie das Brot des Lebens. Dann kniet sie lange, lange in flehentlichem und inbrünstigem Gebete, die Augen von Tränen gefeuchtet, vor dem Gnadenaltare. Und das altersgraue Bild, die Mutter-Gottes mit dem Kinde, blickt so friedlich, so trost- und hilfeverheißend auf die Kniende nieder, so daß es ihr schon viel leichter ums Herz wird, und als sie sich endlich erhebt, um die Kirche zu verlassen und den ermatteten Körper etwas zu kräftigen, da weiß sie, daß sie an der „Trösterin der Betrübten" eine gute Sachwalterin hat.

Körperlich und geistig gekräftigt tritt sie dann die Heimreise an. Leicht schreitet das junge Mädchen nun dahin, obwohl die hoch am Himmel stehende Sonne brennt und glüht, und schwüler Dunst über den Feldern liegt. — Wohl eine Stunde ist Agnes so dahingeschritten auf einsamem Feldwege, als sich plötzlich ein dumpfrollender Donner hören läßt. Wie sie erschreckt aufblickt, sieht sie im Westen schwarze Gewitterwolken drohend aufsteigen. Und während sich diese immer weiter ausbreiten, folgt Blitz auf Blitz und Donner auf Donner. Ratlos, hilfesuchend blickt

sich die Agnes um, doch kein Haus ist in der Nähe, das ihr während des Gewitters Schutz bieten könnte. Nun fallen auch schon die ersten Tropfen, da entdeckt sie dicht am Wege eine Gruppe Buchen. Eilig huscht sie dahin, um unter deren Zweigen etwas Schutz zu suchen. Da bricht aber auch schon das Unwetter los. Der Wind rüttelt und schüttelt an den starken Bäumen, in Strömen rauscht der Regen auf die dürre Erde nieder. Nur in den ersten Augenblicken gewähren die Bäume dem Mädchen Schutz, schon bald halten die Laubkronen das Wasser nicht mehr ab. — Nach nur wenigen Augenblicken ist die Agnes völlig durchnäßt.

Endlich verstummt der Donner, der Regen läßt nach, und die Sonne tritt wieder hervor und spiegelt sich in den Tropfen, die wie Diamanten an Büschen und Gräsern hängen. — Agnes verläßt ihren Zufluchtsort, aber das Gehen wird ihr beschwerlich, denn der Boden ist schlüpfrig geworden, und die nassen Kleider hindern die Bewegung. Und so kühl ist's ihr . . ., fröstelnd sucht sie die Schritte zu beschleunigen, um wieder in Wärme zu kommen. Abgemattet langt sie gegen Abend wieder bei der Mutter an, von Frost- und Fieberschauern abwechselnd befallen.

Am andern Morgen wird der Arzt ins Häuschen der Witwe Schmidt geholt und an das Bett der kranken Agnes geführt. — Er konstatiert eine Lungenentzündung.

3.

Vierzehn Tage sind nach Agnes' Erkrankung verflossen. Ihr kräftiger Körper hat die Krisis glücklich überstanden, aber äußerst schwach und entkräftet liegt sie auf ihrem Lager, und es wird noch lange währen, bis sie ihren Verrichtungen wieder nachgehen kann. Wenn ihr genügend kräftigende Mittel zu Gebote ständen, würde ihre Genesung wohl rascher Fortschritte machen, aber es fehlt an dem nötigen Gelde, und hätte Agnes' Bruder nicht hilfsbereit die Hand geöffnet, so wäre wohl längst die Not in das kleine Haus eingezogen.

Franz Brockhoff ist stiller, ernster geworden, eine tiefe Falte hat sich in seine Stirn eingegraben. Bestürzt hat er, erschrocken sein Vater die Kunde von Agnes schwerer Erkrankung aufgenommen. Sie sind auch beide einige Male hinaufgestiegen, die Kranke zu besuchen, haben einige tröstende Worte gesprochen und sind dann wieder gegangen. Zwar sind sie wohl beide selbst überzeugt, daß Agnes nichts von den Briefen weiß, aber so lange der Schreiber nicht entdeckt ist, will der Franz sie nicht als Bäuerin heimführen und der alte Brockhoff sie nicht als Schwiegertochter auf dem Hofe wissen. — „Franz," hat der Alte eines Abends zu seinem Sohne gesagt, „ich habe nichts gegen die Agnes, im Gegenteil, sie ist mir sehr willkommen, aber diese Geschichte mit den Briefen gefällt mir nicht. Ich glaube ja gern, daß alles Verleumdung

ist, was in den Briefen stand, aber solange die Sachlage nicht geklärt ist, bleibt immer etwas hängen. Und das junge Mädchen, das auf dem Brockhofe Bäuerin werden will, darf wohl arm sein, aber sonst muß es in jeder Beziehung ganz tadellos dastehen. So ist's von jeher gewesen, und so bleibt's. Damit basta! Also von Hochzeit kann erst dann die Rede sein, wenn Agnes' Unschuld offenbar wird." — Und Franz hat zu diesen Worten Beifall genickt. —

Die Therese, die als Magd auf dem Brockhofe dient, kommt mit dem Milchkarren von der Weide. Kurz vor dem Dorfe trifft sie mit Anna Dahlberg zusammen, die aufs Feld hinaus gewesen ist.

„Nun, wie geht's auf dem Brockhofe?" fragt Anna mit einem lauernden Blick.

„Wie soll's da gehen", antwortet die Gefragte arglos, „es ist nicht mehr das frohe Leben wie sonst. Vater und Sohn gehen schweigend umher. Die unglückseligen Briefe haben beide ernst und verschlossen gemacht. Dazu nun die Krankheit der Agnes Schmidt."

„Ja, ich habe davon gehört, Therese."

„Wer solche Lügen und Verleumdungen in die Welt setzt, kann es vor Gott nicht verantworten," plaudert die Therese weiter, ohne zu gewahren, daß ihre Begleiterin bei diesen Worten den Kopf verlegen zur Seite wendet.

„Sollen die Briefe denn wirklich Unwahrheiten enthalten?" fragt Anna Dahlberg nach einer Weile wieder.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ja, Anna! Die Agnes hat's gesagt, und wir alle glauben es!" Fest und bestimmt klingt die Antwort des Mädchens.

„Auch euer Herr glaubt es?"

„Der Vater sowohl wie der Sohn. — Leider haben sie nicht den Mut, für die Unschuld der Verleumdeten einzutreten, ihr Bauernstolz verlangt erst Beweise, darum wird die Hochzeit auch wohl noch hinausgeschoben werden."

„Wer mag denn die Briefe nur geschrieben haben?" Wie sinnend blickt Anna in die Ferne, doch um ihre Mundwinkel spielt ein höhnisches Lachen.

„Es kann nur ein Akt des Hasses und der Rache sein," meint die Therese, indem sie ihre Schultern zuckt.

In Annas Herzen beginnt es wieder zu kochen, denn sie ist ihren Wünschen keinen Schritt näher gekommen, trotz beider Briefe. Also beide glauben an die Unschuld der Lehrerstochter? Das hat sie nicht erwartet. Fürchtend, der Verdacht könne doch am Ende auf sie fallen, ist sie entschlossen, den Schein auf andere zu lenken, unbekümmert um die Folgen, die aus dieser neuen Verleumdung entstehen müssen.

„Sollte nicht der Joseph Schulte der Schreiber sein?" fragt sie nach einer Weile wieder. „Soviel ich weiß, hat er der Agnes einmal einen Antrag gemacht, ist aber von ihr zurückgewiesen worden. Es wäre nicht unmöglich, wenn er sich auf diese Weise zu rächen suchte."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erstaunt blickt Therese auf. „Joseph Schulte? — Nein, das glaube ich nicht."

„Ich glaube es ja auch kaum," heuchelt Anna wieder, „aber es muß doch einer getan haben. Einer, der mit den beiden nicht in Berührung gekommen ist, hat es doch sicher nicht getan. Und da es sich um Rache handeln soll, wäre das doch nicht unmöglich."

„Allerdings. — Aber der stille Joseph Schulte? — Nein! — Freilich, unmöglich ist ja nichts."

„Nun muß ich aber machen, daß ich heimkomme. — Aber reinen Mund gehalten, Therese."

„Ich plaudere nicht."

Jedes der beiden Mädchen geht seines Weges. Therese sinnt über die Worte Anna Dahlbergs nach, und diese blickt sich oft nach der eilig dahinschreitenden Dienstmagd um. Und wieder spielt das häßliche, Hohn und Haß ausdrückende Lächeln um ihren Mund. Weiß sie doch, daß ihre Worte bei dem Mädchen Glauben finden.

Die neue Lügensaat ist ausgestreut, und wie Unkraut wuchert sie allenthalben empor. —

Abend ist es geworden nach einem heißen Tage. Die Leute sind von den Feldern heimgekehrt, und feierliche Stille lagert über den Fluren, wo am Tage Sichelklang und muntere Reden gehört wurden.

Ernst und in tiefem Sinnen schreitet ein junger Mann durch den taufrischen Abend seiner Wohnung zu. Es ist Joseph Schulte, der heute, wie so oft, bei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Dahlberg im Tagelohn gearbeitet hat. Ein Seufzer entringt sich manchmal seiner Brust, und die Hände fahren oft nach dem heißen Kopfe, in dessen Schläfen das Blut hämmert und pocht. Von dem kleinen Häuschen, wo die Mutter schaltet und waltet, blicken ihm die erleuchteten Fenster wie zum Gruße entgegen. Sonst hat er diesen Lichtschein wie ein trauliches Willkommen betrachtet, und frohen Herzens hat er dann die Schritte beschleunigt. Heute aber achtet er nicht darauf, und die Füße werden ihm schwer, so daß sie oft über den grasbewachsenen Weg schleifen.

Wohl noch einmal soviel Zeit wie an andern Tagen hat er heute zu dem Heimwege gebraucht, aber nun steht er vor der Türe, und mit schwerem Herzen tritt er ein.

Die Mutter hat bereits das Abendessen aufgetragen. Sie weiß ja, daß der Joseph stets pünktlich kommt.

„Guten Abend, Mutter!" grüßt der junge Mann beim Eintreten.

„Guten Abend, Joseph! — Nun, wirst wohl herzlich müde sein, denn der Tag war heiß."

„Mutter, müde schon — und auch nicht müde." Schwer läßt er sich auf die alte Bank hinter dem Tische fallen, dann greift er in die Tasche und holt einige Geldscheine heraus. „Da, Mutter, ist mein Tagelohn."

Die alte Frau betrachtet verwundert das Geld, dann blickt sie ihren Sohn an, der gedankenvoll vor sich hinstarrt.

„Aber wie kommt es denn, daß du schon heute deinen Lohn bekommen hast? — Es ist doch erst Freitag. — Und der alte Dahlberg löhnt doch erst Samstags aus."

„Wie es kommt, Mutter, weiß ich selber nicht. Wie alle Tage habe ich heute meine Pflicht getan, darum war es mir befremdend, daß der Bauer mir heute abend den verdienten Lohn gab mit der Bemerkung, daß er meine Dienste nicht mehr nötig habe."

Die Mutter schlägt die Hände vor Staunen zusammen. „Warum nur das? — Es ist doch noch nicht alle Arbeit geschehen. Hattest doch sonst bis spät in den Herbst auf dem Hofe Arbeit."

„Wahr ist's, Mutter, und darum ist's mir auch unbegreiflich, daß ich dort keinen Verdienst mehr finden soll. Wüßte nicht, was der Bauer gegen mich haben könnte; aber daß etwas nicht in Ordnung ist, sah ich seinen Mienen an, und die anderen taten auch so eigen . . ."

„Nun, da hätte ich einmal nach der Ursache gefragt."

„Hab' ich auch, Mutter, aber der Bauer wollte nicht mit der Sprache heraus. ‚Geh' und verstell dich nicht', sagte er und wandte mir den Rücken. — Ich weiß nicht, was dies bedeuten soll, aber Gott weiß es, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich glaube es dir," antwortet die Mutter, die Augen fest auf den Sohn gerichtet. „Nun iß!"

„Heute mag ich nicht, Mutter," entgegnet der Joseph, indem er sich von der Bank erhebt, „ich könnte doch keinen Bissen herunterbringen, denn es liegt mir schwer auf der Brust. — Aber zu Bett will ich nun gehen, hoffentlich finde ich da Beruhigung."

„Tue das, Joseph, und laß Gott sorgen. — Gute Nacht."

Joseph geht auf sein Zimmer, während die Mutter gedankenvoll in der Stube zurückbleibt. Aber lange liegt der junge Mann wach auf seinem Lager; er sinnt und sinnt, um die Ursache zu ergründen, die ihn bei Dahlbergs um Arbeit und Verdienst gebracht hat, aber vergebens. — Abgespannt und müde schließt der Schlaf endlich seine Augen.

Leider bringen auch die folgenden Tage dem Joseph Schulte manche Enttäuschung. Auf der Suche nach anderer Arbeit muß er bei manchem Bauer, bei dem er sonst gerne gesehen war, eine Absage erfahren. Mit unfreundlichen Augen sieht man ihn vorwurfsvoll an, wo man ihm begegnet. So sehr er sich auch Mühe gibt, den Grund dieser Abneigung zu finden, es gelingt ihm nicht. Gekränkt in seiner Ehre, muß er sein Schicksal ertragen, aber sein Herz blutet bei dem Gedanken, daß ihm der Verdienst genommen ist und die Not in sein Häuschen einziehen könnte. Wenn er allein stände, dann würde er den Staub von den Füßen

schütteln und davonziehen, aber die alte Mutter kann und darf er doch nicht verlassen. So muß er bleiben, um auch der Mutter Gram mitanzusehen, denn auch ihr Herz ist von Schmerz und Sorgen erfüllt, seit er den letzten Verdienst von Dahlbergs heimgebracht hat und sie die offenbare Abneigung der Leute selbst erfahren muß. —

Im Häuschen der Witwe Schmidt macht die Genesung der Kranken gute Fortschritte. Agnes kann schon stundenlang das Bett wieder verlassen. Dann sitzt sie in dem alten Lehnstuhle, von Kissen gestützt, und schaut durch das geöffnete Fenster auf das Dorf, dessen rote Dächer sich aus dem herbstlich gefärbten Laub der Bäume freundlich und traulich abheben, und lange bleibt ihr Blick dann auf dem Brockhofe haften. . . . Von dem Gerüchte, daß der Joseph Schulte aus Rachsucht die Briefe an ihren Bräutigam geschrieben haben soll, hat sie und die Mutter nichts vernommen. Und es ist auch gut so, denn sie würde auch dieses Gespräch gleich als Verleumdung bezeichnen und sich nur aufregen und so ihre Genesung verzögern.

So sitzt sie auch an einem Sonntagnachmittag in dem Zimmer und lauscht den Worten der Mutter, die ihr die Worte der Sonntagsvesper vorliest:

„In ewigem Gedächtnisse wird der Gerechte sein, sich nicht fürchten vor böser Nachrede. Sein Herz ist gefaßt und hofft auf den Herrn.

Sein Herz steht fest; er wankt nicht, bis er wegschauen kann über seine Feinde."

Da wird an die Tür geklopft, und auf das „Herein!" erscheint Franz Brockhoff im Zimmer. Ein Lächeln fliegt über das Gesicht der Genesenden, als sie dem jungen Manne die Hand zum Gruße reicht, und die Mutter legt ihre Brille ins Gebetbuch, um die Seite nicht zu verschlagen, und blickt halb freudig und halb fragend zu dem Besucher auf.

„Habt mein Kommen wohl ganz überhört?" lacht dieser. „Wie ist's denn mit der Besserung?"

„Ganz gut, Franz," antwortet die Mutter, „freilich geht es langsam, die Kräfte wollen erst wiedergewonnen werden."

Und Franz nickt dazu. Dann zieht er aus der Tasche seines Rockes eine langhalsige Weinflasche und überreicht sie der staunenden Mutter.

„Hier ist etwas zur Stärkung," sagt er, und seine Stimme zittert leise. „Ihr, Mutter, gießt der Kranken ab und zu ein Glas davon ein, damit sie sich schneller erholt. Ist die Flasche leer, dann bring' ich eine neue, und Eier werd' ich ihr auch besorgen."

Der Agnes wird's so eigen und so selig froh ums Herz, wie sie die Sorgfalt ihres Bräutigams erkennen muß. Ist doch wohl ein Zeichen, daß er ihrer Unschuld versichert ist. . . . Feucht steigt es in ihren Augen auf, und dankbar und glücklich blickt sie zu dem Franz auf.

„Aber etwas Neues muß ich euch noch erzählen," spricht der junge Mann nach einer Weile.

„Und das wäre?" Neugierig blicken ihn Agnes und deren Mutter an.

„Mission wird hier in unserm Dorfe gehalten. — Ich habe es heute morgen vom Herrn Pfarrer erfahren."

„Mission?" fragt sie mit leuchtenden Augen; dann setzt sie im Tone des Bedauerns hinzu: „Wenn ich die doch auch mitmachen könnte."

„Das ist ein Glück und ein Segen für unser Dorf; hoffentlich gereicht sie ihm zum Heile," meint Mutter Schmidt bewegt. „Da wird manches Ärgernis wieder gutgemacht."

Bedeutungsvoll blickt Agnes die Mutter an: „Das gebe Gott."

„Wer hält sie denn ab?" fragt die Mutter dann wieder.

„Drei Franziskanerpatres," antwortet Franz; „heute in zwei Wochen beginnt sie. Am Vorabende ist eine Einleitungspredigt, tagsüber sind drei Vorträge. — Will's Gott, werde ich keine versäumen."

„Und ich muß zu Hause bleiben," klagt Agnes, „und doch möchte ich so gern an diesen Gnadentagen Anteil haben. Du aber, Mutter, mußt mir die Predigten erzählen, die du hörst, damit auch ich etwas von diesen Vorträgen vernehme, wenn auch auf Umwegen."

„Das werde ich tun, Agnes. — Zwanzig Jahre sind bereits verflossen, seit hier die letzte Mission ge-

halten wurde, auch von Franziskanerpatres — nun, ihr beiden werdet es ja noch wissen; wenn ihr auch noch in die Schule ginget und die Bedeutung einer Mission noch nicht erkennen konntet. Wie Feuerflammen drangen die Reden der frommen Ordensleute zu Herzen, mahnend, drohend, glückverheißend. Besonders der gute alte Pater Kasparus — er ist nun schon mehrere Jahre tot, Gott hab' ihn selig — verstand es, Reue und Zerknirschung bei den Zuhörern zu wecken. -- Gestohlenes Gut wurde zurückgestellt, alte Feindschaften aufgehoben, Verleumdungen widerrufen. — Es waren selige Tage."

„Hoffen wir, daß es auch heuer Tage des Segens werden," spricht Franz.

„Auch für uns," setzt Agnes hinzu, in deren Augen es feucht schimmert. Glaubt sie doch, durch die Mission Genugtuung zu erhalten für die Frevel, die an ihrer Ehre verübt worden sind.

4.

Die gnadenvolle Missionszeit, die Zeit des Heiles, ist für das Dorf angebrochen. Bei jeder Predigt ist die alte Pfarrkirche bis auf den letzten Platz gefüllt; in atemloser Spannung lauscht die Menge den packenden Worten der Missionare. Gar manches Unrecht ist schon wieder gutgemacht, und mancher Zwist hat in herzlicher Versöhnung sein Ende gefunden. Ein Herz schlägt jedoch in dem Dorfe, das der Gnade bisher

den Eingang versagt, trotzdem diese oft laut und mahnend pocht: das Herz Anna Dahlbergs. Wohl geht die Anna zu den Predigten — es würde ja Aufsehen machen, wenn sie fernbliebe —, wohl heuchelt sie eine demütige und reuevolle Miene, aber in ihrem Innern kochen und gären die Leidenschaften. Und das Gewissen ist in ihrer Brust erwacht und klagt sie der Verleumdung und Ehrabschneidung an — eine Folter für die Seele.

„Ich habe gesündigt", denkt sie dann, „und muß beichten, auch die Verleumdungen. Gern würde ich es tun, um Ruhe zu finden, wenn ich nicht widerrufen und den Schaden wieder gutmachen müßte. — Aber was würde man von mir denken, wenn es bekannt würde, daß ich dem Franz Brockhoff die Briefe geschrieben und den Joseph Schulte fälschlich bezichtigt habe? — Die Schande ertrüg' ich nicht."

So sucht sie den Mahner in ihrem Herzen zum Schweigen zu bringen. —

Mittwoch abend ist's. Wieder haben sich die Dorfbewohner in ihrem Gotteshause versammelt, und auch Anna Dahlberg ist unter ihnen.

Das Rosenkranzgebet ist beendet, und nun betritt der Missionar die Kanzel, zum Vorspruch seiner Predigt die Worte wählend:

„Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten!"

Ein Schauer durchrieselt Anna Dahlbergs Glieder; es ist ihr, als ob sich eine kalte Hand auf ihr Herz legte. Und wie sie nach der Kanzel blickt, glaubt sie die Augen des Predigers vorwurfsvoll auf sich gerichtet zu sehen, und sie senkt schnell die Lider, um diesen ernsten Blicken nicht zu begegnen. Aber was nützt es ihr, daß sie den Augen verbietet, aufzusehen, um der stummen Mahnung zu entgehen, die Ohren kann sie nicht verschließen vor den ernsten Worten, die wie Posaunen des Gerichtes in ihre Seele dringen.

Mit größter Strenge geißelt der Pater die Sünden gegen das achte Gebot, aber liebevoll weist er auch hin auf den guten Hirten Jesus Christus, der jeden, auch den größten reumütigen Sünder in Gnaden wieder aufnimmt.

Die Predigt ist beendet. Ernst und schweigend gehen die Dörfler ihren Wohnungen zu.

Eine ganze Weile sitzt Anna Dahlberg noch sinnend im Dunkeln auf ihrer Kammer. Ihre Seele bebt noch unter der Wucht der Worte, die in der Predigt an ihr Ohr gedrungen. — Und die Gnade pocht wieder, und das Gewissen mahnt. Sie kann sich diesen Mahnungen nicht mehr verschließen — das Herz weitet sich und zerbricht die Fesseln der Leidenschaft, die es gefangen halten. — Schluchzend wirft sie sich auf ihr Lager, und in abgebrochenen Worten stammelt der Mund: „Ich habe gesündigt, und ich

will bekennen und büßen. O Gott, hilf mir und sei mir gnädig und barmherzig!" —

In der Mittagsstunde des folgenden Tages ist's, da durcheilt eine Schreckenskunde das Dorf: „Anna Dahlberg ist vom Boden auf die Tenne gestürzt und tödlich verletzt!"

Da erklingt auch schon das Versehglöcklein. — Ein Missionar ist's, derselbe, der die Predigt über das achte Gebot gehalten, der mit dem Ministranten nach dem Dahlbergschen Hofe schreitet, um der Verunglückten die heiligen Sakramente zu bringen.

Eine ganze Weile bleibt der Seelenarzt allein bei der Kranken, die zu Tode bleich und vor Schmerzen stöhnend auf ihrem Lager liegt, um das Bekenntnis ihrer verirrten Seele zu vernehmen. Endlich kann er das erlösende „Ego te absolvo" sprechen, und nun ruft er den Ministranten und die Angehörigen in das Krankenzimmer. — Ein Hauch des Friedens liegt über Annas Zügen, als sie ihren Heiland und Erlöser in ihr Herz aufnimmt. Tränen stehen in den Augen der Anwesenden.

Der alte Dahlberg weint wie ein Kind.

Noch einmal versucht Anna Dahlberg, mit Aufbietung aller Kräfte, zu reden, aber ein Strom roten Blutes, der aus ihrem Munde dringt, erstickt alle Worte und bringt sie dem Tode näher. — Und es währt nicht lange, da tut das Herz den letzten Schlag. — Unter dem Beistande des Missionars haucht Anna

Dahlberg, reuig und mit Gott versöhnt, ihre Seele aus. —

Franz Brockhoff lehnt mit dem Rücken am Pfosten des Eingangstores und blickt gedankenvoll in den dämmernden Abend. Da knarrt das Hoftor — überrascht blickt er auf und sieht sich einem der Missionare gegenüber. „Sie sind der Bräutigam der Agnes Schmidt?" fragt der Pater nach kurzem Gruße.

„Jawohl, Herr Pater!"

„Würden Sie mich wohl zu Ihrer Braut begleiten? — Eine wichtige Angelegenheit führt mich dorthin."

„Gewiß, sofort," antwortet Franz erstaunt.

Dann schreiten sie schweigend dahin; der Missionar ernst und erschüttert, Franz neugierig, was der Pater wohl bei der Agnes Schmidt zu tun hat, und mancher Dorfbewohner schaut den beiden verwundert nach.

Bald ist das kleine Häuschen erreicht, und mit gemischten Gefühlen treten die beiden Besucher in das Zimmer.

„Sie sind ja die Agnes Schmidt, die Braut dieses jungen Mannes, nicht wahr?" fragt der Pater, nachdem sich die beiden Frauen von ihrem ersten Erstaunen erholt haben.

„Ja, Herr Pater," nickt Agnes, die wieder in ihrem Sessel sitzt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich komme im Auftrage der verunglückten und verstorbenen Anna Dahlberg, um für sie Verzeihung zu erbitten für die Kränkungen, die sie euch, dem Brautpaare, in der Verirrung ihres Herzens angetan hat."

„Kränkungen?" fragt Agnes gedehnt mit einem Blick auf die Mutter.

„Ist's kein Irrtum, Herr Pater?" fragt Franz, „wir wüßten nicht, daß . . ."

„Nein, es ist kein Irrtum. — Es handelt sich um die anonymen Briefe. Vor ihrem Tode hat die Verewigte mir bekannt, daß sie diese geschrieben und auch den Verdacht auf den Joseph Schulte gelenkt habe. Sie hat mich beauftragt, in ihrem Namen dieses zu offenbaren. Für die Genugtuung wird ihr Vater sorgen."

„Die Anna hätte das getan?" Tränen treten in Agnes' Augen.

Franz steht wie vom Donner gerührt. Eine solche Offenbarung hat er nicht erwartet. Ein Gefühl des Grolles steigt in seinem Innern auf, aber da fragt der Pater wieder:

„Nun, ich darf doch hoffen, daß Sie der Verstorstorbenen verzeihen, nicht wahr?"

„Ich verzeihe ihr von ganzem Herzen," antwortet Agnes bewegt, „möge ihr auch Gott verzeihen."

„Ja, Gott gebe ihr die ewige Ruhe," sagt Franz nun mit stotternder Stimme. „Sie hat uns ja weh

getan, bitter weh, und unser schönes Glück gestört, aber nun soll alles vergeben und vergessen sein."

Froh leuchtet es in des Paters Augen auf, und ein Seufzer der Erleichterung entringt sich seinem Munde. Dann spricht er zu den beiden jungen Leuten: „Ich danke euch im Namen der Verewigten. Hoffentlich wird sie einen gnädigen Richter gefunden haben, denn sie hat ihre Schmerzen und ihren Tod ertragen als Sühne für ihre Vergehen. — Euch aber wünsche ich von ganzem Herzen Gottes reichsten Segen für die Zukunft. Möge nie wieder eine Verleumdung den Frieden eurer Herzen stören! — Und nun, mein junger Freund, begleiten Sie mich wohl noch zur Wohnung des Joseph Schulte, denn auch hier habe ich für die Tote Verzeihung zu erbitten."

„Gern, Herr Pater!"

Dann verlassen die beiden Männer wieder das Haus, um den Weg nach der Wohnung des Joseph Schulte einzuschlagen.

Die Agnes lehnt erschüttert in ihren Kissen, aber in ihrem Herzen lebt und webt nun auch wieder das Glück und die Hoffnung auf eine schöne Zukunft. Nun ist ja jeder Verdacht, der auf ihr lastete, beseitigt worden. — Lange beschäftigt sie sich noch mit der Mutter im Gespräch mit der Verstorbenen und ihrem eigenen Schicksal. Dann faltet sie die Hände, und aus tiefstem Herzensgrunde ringen sich die Worte: „Herr,

gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr." —

Das ist ein Leichenzug, der sich von Dahlbergs Hause nach dem stillen Dorffriedhofe bewegt. Alle, die nicht verhindert sind, haben sich eingefunden, um der Toten die letzte Ehre zu erweisen. Annas Verfehlungen sind bald bekannt geworden, aber auch ihre Reue, und niemand schreitet hinter dem Sarge her, der ihr nicht verziehen hätte.

Auch Franz Brockhoff geleitet seine einstige Widersacherin zur Ruhe, und als er die Handvoll Erde auf ihren Sarg hinabwirft, da raunen seine Lippen: „Ruhe sanft, ich hab' dir vergeben!"

* * *

Der alte Dahlberg ist gar still und ernst geworden, und fast täglich geht er in den Abendstunden hinaus zum Friedhofe, um am Grabe seiner Tochter zu beten. Den Joseph Schulte hat er als Tagelöhner wieder auf den Hof genommen und ihm als Ersatz für den Schaden, den er durch die Verdächtigungen erlitten, ein Stück Ackerland geschenkt, das der Joseph schon einmal kaufen wollte.

Und nun ist der Frühling wieder mit Blumenduft und Vogelsang ins Land gezogen. Wieder stehen die Bäume in voller Blüte, und sie leuchten keusch und feierlich wie die Braut, die da an der Seite des Franz Brockhoff zur alten Dorfkirche hinabschreitet, um den Bund fürs Leben zu schließen. Und ein großes, stilles

Glück, ein seliger Frieden liegt in den Zügen der Agnes Schmidt ausgedrückt, wie es nur guten Menschen eigen sein kann. — Ernst und aufrecht, doch mit sichtlicher Freude geht der Franz an ihrer Seite. — Gar mancher Dorfbewohner blickt dem stattlichen Paare verwundert nach, und mancher Bursche knallt mit seiner Pistole Freudenschüsse in den herrlichen Frühlingsmorgen.

Als die Feier beendet ist, treten die Neuvermählten auf den Friedhof an das Grab Anna Dahlbergs, um im Gebete auch derjenigen zu gedenken, die einst ihren Frieden gestört hat, nun aber, versöhnt mit Gott und den Menschen, der Auferstehung entgegenschlummert.

Dann gehen sie heim und nehmen die Mahnung, die ihnen der Grabhügel und das Holzkreuz zuflüstern, mit in die Zukunft:

„Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten!"

# Der Zuchthäusler.

Um die Mittagsstunde ist's. Glühender Sonnenbrand liegt auf den Fluren, reift das Korn und dörrt das geschnittene Gras auf den Wiesen. Eine drückende Schwüle liegt in der Luft und lähmt und ermattet die Glieder der Landleute.

Sichtlich erschöpft schreitet ein etwa 40jähriger Mann den baumlosen Weg hinan, der zum Dorfe führt. Vertrauenerweckend ist das Äußere des Wanderers nicht: die Rechte trägt einen naturgewachsenen derben Stock, ein lederner Ranzen hängt über der ziemlich schadhaften Kleidung, ein breiter Schlapphut beschattet das Gesicht mit den großen, dunklen Augen und dem wohl seit einigen Wochen nicht rasierten Kinn.

Da steht eine Eiche einsam wie ein Flurhüter am Wege. Aufatmend tritt der Mann in ihren Schatten, um auf einem Steinblock ein wenig zu rasten. Und er läßt seine Blicke zur Höhe hinaufschweifen. Es ist ihm ja alles so bekannt. Es ist noch alles so, wie vor zehn Jahren, als er die Gegend verließ. Dann schweifen seine Blicke zurück ins Tal, von wo er gekommen, und er sieht in der Ferne einen Mann heraufkommen, der auch wohl zum Dorfe will. Vielleicht kennt er ihn, und da kann der ihm Aufschluß geben über dies und jenes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der alte Schäferfranz ist's, der heraufkommt. Bestürzt blickt er auf, wie ihm, dem sinnend Dahinschreitenden, aus dem Schatten der alten Eiche plötzlich ein Mann in den Weg tritt.

„Tag, Schäferfranz!"

Der Angeredete staunt und blickt den Fremden groß an. „Wer sind Sie?"

„Kennst' mich nicht mehr, den Andreas Lenz?"

„Der Andreas Lenz vom Berghofe? — Tausend ja! Bist's wirklich? Hätte dich so nimmer erkannt." Und er nimmt die Rechte, die ihm der Fremde zum Gruße bietet, und schüttelt sie herzlich. Sie sind ja alte Bekannte.

„Aber woher kommst du nur, und wohin willst du?" fragt der Schäferfranz dann.

„Weißt doch, daß ich eingesponnen gewesen bin, zehn Jahre lang, wegen der Geschichte im Lindenkruge?"

„Ja, ja, ich weiß, Andreas; hast mir leid getan, aber es ist nun vorbei. — Und was willst du nun machen?"

Mit seinem Stock zeigt der Andreas zur bewaldeten Höhe hin. „Dort hinauf, und dann zum Berghofe. — Gern gehe ich zwar nicht hin, aber man will und muß doch leben. — Es sind nun vier Wochen, seit ich aus dem Zuchthaus entlassen bin, und ich habe mich redlich bemüht, Arbeit zu bekommen, aber überall wies man mich ab. Sobald man meine Papiere sah,

hieß es: „Wir können Sie nicht gebrauchen." — Kann den Leuten ja gerade kein Unrecht geben; einen Zuchthäusler, der schon einen Totschlag auf dem Kerbholz hat, ladet sich wohl niemand gerne zu Gaste, aber wurmen tut's einen doch in der Brust, das kannst du glauben, Schäferfranz. — Und nun will ich zum Berghofe. Ich denke, der Wilhelm wird mich wieder brauchen können."

Der Schäferfranz zuckt die Achseln: „Kannst es ja versuchen, Andreas. Aber der Wilhelm ist ein recht Feiner geworden seit dem Frühjahr, wo er Vorsteher wurde. — Dann komm nur mit."

Die beiden Männer schreiten weiter den staubigen Weg hinauf.

„Lebt der alte Bauer noch?" fragt der Andreas dann.

„Der ist schon mehrere Jahre tot."

„Und wo ist die Lene geblieben, um derenthalben sich damals der Streit entspann?"

„Die ist Bäuerin auf dem Berghofe."

„Ist's möglich?" staunt der Andreas.

„Ja, ja, so ist's. Der alte Bauer hätte sein Jawort ja nicht dazu gegeben, aber sobald er tot war, holte sie der Wilhelm als sein Weib auf den Berghof."

„War schon damals höllisch in die Lene vernarrt, der Wilhelm, und wäre er's nicht gewesen, so wäre der Streit unterblieben, und ich hätte nicht zu brummen brauchen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ja, ja, ich erinnere mich. Der Wilhelm war ja mit angeklagt."

„Genau so wie ich, Schäferfranz, und er war gerade so schuldig wie ich. — Die Sachlage war so: Der Wilhelm und der große Steffen von jenseits des Waldes warben beide um das Mädchen. Beim Erntefest im Lindenkruge hatte die Lene ausschließlich mit dem Wilhelm getanzt, und der Steffen hatte sich aus Wut darüber einen Rausch angetrunken. Als der Wilhelm mit der Lene am Abend mal in den Garten gegangen war, hatte sich der Steffen hinter dem Paare hergeschlichen. Von einem Wortwechsel war es zur Schlägerei gekommen. Ich kam hinzu und sah den Wilhelm bedrängt. Die Lene floh gerade schreiend an mir vorüber ins Haus. Kurz entschlossen nahm ich eine zur Seite liegende Zaunlatte und versetzte dem Steffen damit einen Schlag. Er brach zusammen. — Nun, das andere wirst du noch wissen, Schäferfranz. Mein Schlag soll tödlich gewesen sein; ich wurde verurteilt, der Wilhelm freigesprochen. — Zehn Jahre hat man mir zudiktiert, die beste Zeit meines Lebens ist dahin, und nun, wo ich wieder in Freiheit gesetzt bin, weiß ich nicht, wo ich bleiben soll. — Darum will ich zum Berghofe; dort, wo ich früher im Dienste gewesen, wird man mich auch hoffentlich jetzt wieder brauchen können. Der Wilhelm wird den Zuchthäusler doch wohl nicht von sich weisen. Um seinetwillen bin ich doch nur geworden, was ich bin."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich wünsche dir guten Erfolg, Andreas. Hoffentlich hat der Wilhelm doch noch etwas Gefühl in der Brust, und dir mag's dann leicht noch ganz gut gehen. Vertraue auf unsern Herrgott. Da liegt der Berghof. Mein Weg führt dorthin. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder."

Ein herzlicher Händedruck, und der alte Schäferfranz schreitet durch die Buchen dahin.

Der Andreas ist allein. Fast senkrecht fällt die Anhöhe vor ihm ab; ein schmaler Fußpfad führt von hier zum Berghofe hinunter, der zu seinen Füßen ausgebreitet liegt. Hinter dem Hofe bis zum Dorfe hin dehnen sich fruchtbare Kornfelder aus, weit seitwärts erkennt er den großen Teppich der Wiesen, auf denen das Heu in unzähligen Haufen zur Einfahrt bereit liegt. Begierig saugt er den süßen Heuduft ein, und er gedenkt der Zeit, wo auch er auf den Wiesen mit den schäkernden Mägden gearbeitet. Und vor ihm der Hof, just noch wie vor zehn Jahren liegt er da. Weit offen steht das Scheunentor, unter der Linde stehen die Leiterwagen mit Heugabeln und Rechen. Und wie er noch eine Weile steht und sinnt, da öffnen sich die Türen des Pferdestalles. Die Knechte schirren an, die Mägde steigen auf den Wagen, dann geht's hinaus zu den Wiesen. Einen Augenblick wird in der Türöffnung die Gestalt eines kräftigen Mannes sichtbar, der dem Wagen nachblickt; es ist Wilhelm Ralf, der Besitzer des Hofes. Auf den ersten Blick

hat ihn der Andreas erkannt; ob auch er ihn wiedererkennen wird? —

Und er wagt den Abstieg, etwas beklommen zwar, dennoch voll Hoffnung.

Der Hund schlägt an und zerrt an der Kette, wie er den Hof betritt. Er schnalzt mit der Zunge und ruft: „Hektor! Hektor!", aber es scheint ein anderer als damals zu sein. — Wenn nur der Bauer kein anderer geworden ist.

Auf der großen Tenne tritt ihm Wilhelm entgegen.

„Was wollen Sie?" fragt er in scharfem Tone.

„Um Arbeit möchte ich bitten, Herr Ralf, weiter nichts."

„Landstreicher kann ich nicht gebrauchen. Machen Sie, daß Sie weiter kommen."

„Herr Ralf, ein Landstreicher bin ich nicht, und wenn ich bis jetzt keine Arbeit bekam, so ist es nicht meine Schuld allein," antwortet der Andreas mit zitternder Stimme. „Kennen Sie mich denn nicht wieder? Ich bin der Andreas Lenz."

Ralf tritt einen Schritt zurück. „Du bist der Andreas, der Lump, der den Steffen erschlagen?"

Es zuckt in Andreas' Gesicht, fester umspannt seine Hand den Stock, aber mit Gewalt beherrscht er seinen aufsteigenden Zorn.

„Herr Ralf, auch ein Lump bin ich nicht. Gerade Sie kennen mich, und Sie wissen auch, weshalb

ich damals vor zehn Jahren den unglückseligen Schlag getan. — Es konnte auch anders kommen, und statt des langen Steffen konnte auch der Wilhelm Ralf von diesem erschlagen werden. — Ich habe den Schlag schwer büßen müssen . . ."

„Warum tatest du's?" unterbricht ihn Ralf. „Es hatte dir niemand geraten, ein Totschläger zu werden. Ich sicher nicht."

Einen Augenblick ruhen Andreas' Augen vorwurfsvoll auf seinem ehemaligen Freunde. Er fühlt es kochen in seiner Brust, und wäre er ein Lump, wie ihn jener genannt, wer weiß, wer weiß, was er jetzt schon wieder getan.

„Auf die Worte habe ich keine Antwort, Herr Ralf," spricht er schließlich mit gedämpfter Stimme. „Eins nur kann ich Ihnen sagen: Ich habe mich redlich um Arbeit bemüht, aber man wies mich überall ab; da blieb mir nur die Hoffnung, daß Sie mich wohl gebrauchen könnten und deshalb kam ich hierher. Sie wissen, daß ich arbeiten kann, Sie haben mich früher wegen meiner Arbeit überall gelobt. Wollen auch Sie mich nun fortweisen?"

„Einen Zuchthäusler will ich nicht unter meinem Dache haben."

„Wilhelm — Herr Ralf — durch Sie doch nur . . ."

„Herunter vom Hofe!"

Mit rohem Griff faßt der Bauer den Mann in den Nacken, um ihn hinauszuschieben. Gewandt entzieht sich Andreas der rücksichtslosen Behandlung.

„Ich kann schon allein gehen, Herr Ralf," spricht er mit zitternder Stimme, wirft einen Blick voll Verachtung auf den lieblosen Hofbesitzer, den er einst Freund genannt, um dessentwillen er ins Unglück gekommen, und schreitet vom Hofe, denselben Weg, der ihn hergeführt. Und er trägt sein Weh wieder hinauf zur Höhe, wo er soeben noch voller Hoffnung gestanden. Nur wenige Schritte macht er unter den Buchen, dann sinkt er ermattet ins Gras; er bleibt liegen und grämt und quält sich über die Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit der Menschen. Und das Weh in seiner Brust erschließt seinen Tränen den Lauf, die nun wie ein wohltuender Sommerregen durch seine Hände rieseln. — Allmählich wird's ihm wieder leichter und ruhiger ums Herz, und um das „Was nun?" und „Wohin?" macht er sich keine Sorge, so dunkel auch seine Zukunft vor ihm liegt. — „Vertrau auf Gott," hat ihm der alte Schäferfranz beim Abschiede gesagt. Ob der wohl den Ausgang seines Unternehmens geahnt? — So liegt er da im kühlen Schatten der Buchen, eine ganze Weile, dann schließen sich vor Ermattung die müden Augenlider, und ein wohltätiger Schlummer benimmt ihm allen Gram und alles Leid. —

In die Küche tretend, trifft Ralf seine Frau.

„Das war der Andreas Lenz, der eben hier war?" fragt sie, ohne aufzublicken.

„Hast du's gehört, Lene?"

„Ja, alles, und ich meine, du hättest ihn auch nicht fortschicken sollen. Arbeit hast du doch jetzt genug."

„Du nimmst Partei für den Zuchthäusler?" Finster blickt der Mann zu der arbeitenden Frau hin.

„Nenne es nicht so, Wilhelm," entgegnet die Frau vorwurfsvoll, „aber beachte doch einmal die Umstände, die ihn ins Zuchthaus geführt haben. — Nun, wo er wieder arbeiten will und muß, um ordentlich leben zu können, stößt man ihn fort wie einen Hund. Du aber solltest die gebotene Hand ergreifen und ihm Arbeit geben, damit wieder ein ordentlicher Mensch aus ihm wird. — Du hast früher selbst oft gesagt, daß der Lenz nicht schlecht gewesen sei, aber die Härte und Lieblosigkeit der Menschen kann, ja, muß ihn schließlich auf schlechte Wege bringen. — Hast du das auch alles bedacht?"

Grollend hat Wilhelm bei den Worten seiner Frau aus dem Fenster geblickt, jetzt, da sie geendet, fährt er jäh herum.

„Ich hab's gesagt, und dabei bleibt's: der Lump kommt nicht wieder auf den Hof."

Mit großen Schritten durchmißt er die Küche, um dann auf die Tenne hinauszugehen. Im Rahmen der Tür wendet er sich noch einmal um.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich gehe auch hinaus auf die Wiesen, damit das Heu bald hereinkommt. Es kann leicht ein Wetter geben. — Die Anna muß auch mit."

„Die Anna muß ich im Hause behalten."

„Für ein paar Stunden mußt du allein fertig werden können."

Die Tür ins Schloß werfend, geht der Mann hinaus. Auf der Tenne ruft er die Anna, dann eilt er mit dieser den Wiesen zu, ab und zu besorgt nach Westen blickend, wo sich dunkle Gewittertürme aufrichten. Dumpf rollender Donner erschüttert die drückende Schwüle, als er bei den Leuten eintrifft. —

Wie lange der Andreas auf der Höhe im Schlaf gelegen, weiß er nicht. Ein heftiger Donnerschlag läßt ihn plötzlich auffahren, und wie er nun die Blicke umherschweifen läßt, sieht er das ganze Firmament von schwarzen Gewitterwolken bezogen, aus denen ab und zu ein Blitz wie ein warnendes Signal aufleuchtet. Weiter vortretend, sieht er hinab zum Berghofe. Gerade haben die Knechte wieder ein Fuder Heu eingebracht, und nun geht's wieder in sausendem Galopp mit einem leeren Wagen zur Wiese zurück. Sinnend und seine Gedanken spinnend, blickt der Andreas dem Gefährt nach, eine ganze Weile, bis er es fast nicht mehr erkennen kann. Wieder und wieder rollt der Donner, die Luft wird immer schwüler und benimmt ihm den Atem. Da endlich fallen die ersten erfrischenden Tropfen, erst einzeln, dann zahlreicher, und bald

rauscht ein gewaltiger Regen hernieder, der die lechzende Natur erfrischt und erquickt. Der einsame Mann auf der Höhe zieht seinen Schlapphut tiefer ins Gesicht und drückt sich an den Stamm einer alten Buche, die schützend ihr Laubdach über ihn ausbreitet. Er findet den Baum mitleidiger als die Menschen, die ihn von Haus und Hof jagen. Und die glühenden Blitze zucken Schlangen gleich durch die Wolken. Furchtlos schaut der Andreas in das Toben der Elemente, und er sinnt und spinnt wieder seine Gedanken . . . Wenn so ein Blitzstrahl käme und ihn träfe, daß er tot zu Boden sänke; es wär ihm halt schon recht. Nachweinen tät' ihm niemand, und er wäre wohl geborgen und brauchte nicht mehr den Schimpf und Spott der Menschen zu erfahren. Und nach dem Tode sind alle gleich. Da gibt's nicht mehr Zuchthäusler und auch nicht mehr protzige Bauern, wie der Wilhelm Ralf einer ist, der so . . .

Ein gewaltiges, blendendes Feuer hüllt für eine ein, der sich bebend bekreuzt und seinen Gedanken-Sekunde das weite Tal, den Wald und den Andreas gang unterbricht. Und ein Krachen hallt durch die Luft so scharf, als ob ein wuchtiger Hammer hernieder-sauste und alles zerschmetterte.

Wie der Andreas die geblendeten Augen wieder aufschlägt, haften sie auf dem Berghofe, und er sieht, wie aus dem Dache des Wohnhauses gierig züngelnde Flammen emporschlagen und sich mit den schwarzen

Rauchwolken vereinen, die den Giebeln und Fugen entquellen. Einen Augenblick stockt ihm der Atem. Dann schießt's ihm durch den Kopf, sekundenlang: was nun der hartherzige Bauer, der Wilhelm, wohl sagt, der ihn vom Hofe wies? —

Nun stürzt aus der Tennentür, die ebenfalls schon vom Feuer ergriffen ist, schreiend und händeringend eine Frauengestalt: die Lene. Sie reckt die Arme nach einem im zweiten Stock gelegenen Fenster auf, aber niemand ist da, der ihr zur Hilfe eilt.

„Zu Hilfe! Feuer! Feuer!" schreit der Andreas wie besinnungslos, allein niemand vernimmt seinen Ruf. Dann eilt er unter Zurücklassung seines Stabes und seines Ranzens in sausendem Lauf die Höhe hinab, dem Berghofe zu.

Der dumpfe Ton der Brandglocke des Dorfes dringt zu ihm herüber und spornt seine Kräfte.

Keuchend und triefend von Regen und Schweiß ist er auf dem Gehöft angelangt, das er vor kurzem beschimpft und entehrt verlassen mußte. Doch er gibt diesen Gedanken nicht Raum.

„Ist noch wer drinnen?" schreit er, wie er auf die Frau zustürzt.

„Der Kleine, Andreas, aber im Bett in der Kammer."

„Dann nur hinein!"

„Die Treppe brennt bereits!" ruft ihm das Weib nach.

Er aber hört's nicht. Mit einem kühnen Sprunge durch die brennende Tennentür ist er auf der Deele, nun sieht er's selber: von hierher ist ein Eindringen unmöglich. — Zurück fliegt er auf den Hof. —

„Eine Leiter!"

„Dort unter der Linde," entgegnet ihm das schluchzende Weib.

Mit Aufbietung aller Kräfte schleppt Andreas die schwere Leiter herbei, lehnt sie an das Fenster und klimmt hinauf, von Glut und Qualm umwogt. Im nächsten Augenblicke ist er im Innern der Kammer verschwunden.

Voll Furcht und Hoffnung blickt die Frau zum Fenster auf.

Da kommen die ersten Dörfler gerannt.

Jetzt erscheint der Andreas wieder im Fenster, im Arm hält er den bewußtlosen dreijährigen Knaben. Ein Schwung, und er steht wieder auf der Leiter. Die vor Rauch schmerzenden Augen geschlossen, steigt er hinab, wo die Hände der Mutter und der Dörfler sich ihm entgegenstrecken. Schon fühlt er die Last seinen Armen entnommen, ängstliche Schreie werden laut, da wird er zu Boden geschmettert. Ein brennender Giebelbalken hat ihn getroffen; Funken und Flammen sprühen um ihn her.

Ächzend und stöhnend wird er von den Leuten in eine Scheune getragen und auf ein Bund Stroh niedergelegt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In rasendem Galopp, quer über die Äcker, naht dem brennenden Gehöft nun ein Reiter. Am Hofzaun springt er von dem abgehetzten Tier.

„Wo ist meine Frau?" gellt sein angstvoller Ruf durch die Leute.

„Dort in der Scheune," antworten mehrere Stimmen.

Im Scheuneneingang sitzt auf einem Holzklotz die Lene. Auf ihrem Schoße ruht der Knabe, ihr einziges Kind. Einige ältere Männer sind um ihn beschäftigt, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Endlich regen sich die kleinen Glieder, ein wimmerndes Weinen wird hörbar. In diesem Augenblick tritt der Vater hinzu.

„Was ist's mit dem Kleinen, Lene?"

„Gott sei Dank, daß er gerettet ist," kommt es mit einem schweren Seufzer stoßweise aus dem Munde der geängstigten Mutter.

„Just, als wir auf den Hof kamen, kam der Fremde mit ihm aus dem brennenden Hause, Wilhelm," spricht ein alter Dörfler.

„Ein Fremder?" Fragend blickt er seine Frau an, der die hellen Tränen noch immer aus den Augen perlen.

Das Weib schlägt die feuchten Augen vielsagend zu ihm auf und antwortet: „Der Andreas Lenz. Er war der erste auf dem Hofe, und hat das Kind den Flammen entrissen."

„Der Andreas?" Gedehnt klingt die Frage.

Wilhelm fühlt sich am Arm gezogen und wendet sich um.

„Kommt, Ralf," spricht mit zitternder Stimme ein Mann, „bedankt Euch bei dem Retter Eures Kindes, leicht könnte es nachher zu spät sein."

„Wo ist der Andreas?"

„Dort an der Seite liegt er auf dem Stroh. Ein brennender Balken hat ihn getroffen."

Mit einem Satz ist der Bauer bei dem Verunglückten. Stöhnend liegt der auf seinem Lager, blutiger Schaum steht ihm vor dem Munde.

Einen Augenblick steht Wilhelm wie erstarrt da. Dann öffnen sich die Augen des Daliegenden, und ein Weilchen ruhen sie ernst, mahnend, vorwurfsvoll auf dem Besitzer des Berghofes. Da ist's mit Ralfs Fassung vorbei. Er schluchzt auf, sinkt neben dem Verunglückten nieder und umspannt mit beiden Händen die schlaff zur Seite liegende Rechte.

„Andreas, Andreas, ich bin hier, Wilhelm! Du mußt mir verzeihen, hörst du, verzeihen!"

Erschüttert treten die Männer bei diesem Schmerzensausbruch zurück.

Noch einmal öffnen sich Andreas' Augen, dann stammelt der Mund: „Ich verzeihe dir, Wilhelm. — Aber ein Lump — war ich nicht."

„Nein, Andreas, das warst du nicht. — Wie soll ich dir helfen?"

„Dank dir. — Es geht zu Ende. — Laß den Pastor holen."

Wilhelm wendet sich zu den Leuten: „Am Zaun steht das Pferd. Jage einer zum Doktor und zum Pastor. Und wenn der Gaul stürzt, nur schnell!"

Im nächsten Augenblick fliegt einer auf dem Tier dahin, dem Dorfe zu.

Nach Verlauf einer halben Stunde etwa tritt der Pfarrer an den Verunglückten heran, um seine edelmütige Seele zu stärken für die Reise in die Ewigkeit.

Und dann kommt der Arzt des Leibes. Allein seine Kunst ist an dem Andreas vergebens.

„Herr Doktor, versuchen Sie Ihr Möglichstes," fleht Ralf, „und wenn es ein halbes Vermögen kostet."

„Es geht zu Ende! — Keine Rettung, Herr Ralf!" antwortet der in gedämpftem Tone.

— — — — — — — — — —

In vollem Glanze strahlt die Abendsonne auf die erfrischte Erde nieder. Sie gleitet über die rauchenden Trümmer des Hauses und wirft auch einen Blick auf das Strohlager, auf dem soeben ein Todwunder die Augen zum ewigen Frieden geschlossen hat: Andreas, der Zuchthäusler.

# Der Meineidsbauer.

Nach langer, stockdunkler Nacht bricht endlich der neue Tag, der Sonntag an. Aber nur langsam kommt er herangekrochen, als ob er sich seines mürrischen Gesichts schämte. Sein Gewand ist trübe und grau, und sein Mantel, den er über das weite Tal gebreitet hat, ist gewoben aus dichtem, feuchtem Nebel, der jedwede Aussicht hindert und den Asthmatikern das Atmen beschwert. Just wie ein alter, verbitterter Griesgram schaut der junge Tag in die Welt. Selbst die Büsche und Bäume, denen die Novemberstürme das letzte dürre Laub von den Zweigen gerupft haben, stehen da wie frierende Kinder und strecken ihre kahlen Äste wie hilfeflehend in die neblige Luft. Ab und zu fallen schwere Tropfen aus den Baumkronen herab, als wären es Tränen, geweint um die so schnell vergangene Sommerherrlichkeit. Und rings tiefe Stille. Nur vom alten Kirchlein her tönt gedämpftes Orgelspiel und Singen, das leise, wie ein Engelsgruß, über das verträumt daliegende Dorf hinzieht. —

Die Frühmesse ist beendet. Ein schwarzer Menschenschwarm kommt den Kirchsteig herab, dann zerstreuen sich die Leute nach allen Richtungen hin, um eilenden Schrittes ihren Behausungen zuzustreben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fast als Letzter kommt der Heinrich Steins von der Kirche her. Langsam schreitet er dahin, ab und zu wirft er einen Blick zurück nach der offenen Kirchentür. Endlich tritt ein junges Mädchen aus dem Gotteshause. Ein Lächeln überfliegt das Gesicht des jungen Mannes. An der Kirchhofsmauer, wo der Hohlweg zum Niederdorf führt, bleibt er stehen, die Herankommende zu erwarten.

„Guten Morgen, Gertrud," grüßt er das junge Mädchen. „Nun, hast du auch gut gebetet?"

„Heinrich, ich habe getan, was ich konnte, und da du hoffentlich auch das deine getan hast, wird der liebe Herrgott schon helfen."

Langsam schreiten die zwei den Hohlweg hinab, der in grauem Nebel vor ihnen liegt.

„Wann willst du denn kommen, Heinrich?" fragt das junge Mädchen dann.

„Ich denke, gleich nach dem Hochamt, so kurz vor Mittag."

„Wird auch am richtigsten sein. Da triffst du den Vater am ehesten allein, nachher sind meist die Knechte da oder dieser oder jener."

„Was meint denn die Mutter, Gertrud?" Heinrich sucht im Gesicht seiner Begleiterin zu lesen.

„Der ist's ganz recht, Heinrich; ich wollte, der Vater wäre auch wie die Mutter, dann brauchten wir nichts zu fürchten."

„Wird schon alles gut werden, Gertrud, glaub's nur. — Ist ja wohl etwas eigen, der Vater, aber er wird doch nichts gegen mich haben können."

„Mag's kommen, wie es will. Mein Wort hast du, Heinrich, und auf mich kannst du zählen."

Nach herzlichem Händedruck verabschieden sich die jungen Leute.

Während Gertrud Lubbe ihrem elterlichen Gehöft, dem Zehnthof, zuwandert, schreitet Heinrich Steins seiner am andern Dorfende gelegenen kleinen Besitzung zu. Ein kalter Wind erhebt sich und bläst in die Nebelschwaden, daß sie wie zerrissene Fetzen dahinjagen. Dem Heinrich ist's nicht kalt, wie er so gedankenvoll dahingeht; nein, warm ist's ihm, und wärmer wird's ihm noch bei dem Gedanken an den Gang, den er vorhat.

Ist ja auch gerade nichts Leichtes und Angenehmes, als geringer Kötter, der nur ein Häuschen und ein paar Morgen Land sein eigen nennt, hinzutreten vor den reichen und als Geizhals verschrienen Bauer Konrad Lubbe, um von ihm seine Tochter als Weib zu begehren. Lieber tät' er schon mit bloßen Füßen eine Wallfahrt nach Verne machen zur Mutter Gottes. Aber sein muß es doch einmal, geschenkt wird ihm der Gang nicht, oder er müßte schon auf die Gertrud verzichten . . . Aber verzichten, wo sie so ganz einig, wo sie ein Herz und eine Seele sind? Da könnte doch schon eher das weite Himmelsgewölbe herunter-

fallen . . . Und soll es denn sein, weshalb da noch länger warten? Schulden hat er nicht. Was er besitzt, ist sein eigen. Und der Mutter ist eine Hilfe im Hause wohl zu gönnen; das Asthma macht ihr viel zu schaffen. Und der Gertrud ist's recht so und deren Mutter auch. Aber der Vater, der Bauer, weiß noch nicht drum. Die Bäuerin wie auch die Tochter haben noch nicht den Mut gehabt, es ihm beizubringen. Da will und muß er es denn heute wagen . . . Haben sie zwei, die Gertrud und er, ja ihre Wünsche und Bitten in inständigem Gebet dem lieben Herrgott vorgetragen, da wird der schon alles zu einem rechten Ende führen . . .

Als die Kirchgänger vom Hochamt zurückkommen, geht Heinrich Steins dem Zehnthofe zu. Die Gertrud steht in der Tür und wartet bereits auf ihn.

„Da bist du ja," lacht sie, „hab' nur gute Hoffnung. Im übrigen weißt du ja, was ich gesagt habe."

„Wo ist der Vater? Ist er allein?" fragt Heinrich leise.

„Ganz allein ist er in der Stube. Geh nur hinein." —

Konrad Lubbe, der Bauer vom Zehnthof, ein gesetzter Mann von mittlerer Größe mit rotem, bartlosem Gesicht, aus dem zwei kleine stahlgraue Augen hart in die Welt gucken, sitzt in seinem lederbezogenen Armsessel hinterm Ofen, als der Heinrich Steins ins Zimmer tritt.

„Morgen, Heinrich! — Das ist recht, daß du dich auch mal sehen läßt. Setz dich hin, Junge. Wie geht es denn der Mutter?"

Der junge Mann zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich dem Bauer gegenüber.

„Die Mutter hat ja viel zu leiden von dem Asthma. Das nimmt sie recht mit."

Der Bauer nickt mit dem Kopfe. „Ja, ja! Das beste ist's, Heinrich, du siehst dich nach einer tüchtigen Frau um, dann ist dir geholfen und deiner Mutter auch. Alt genug bist du ja, und dein Werkchen hast du ja auch ganz gut im Stande."

Dem Heinrich wird's fast schwindlig vor Glück und Freude . . . Hat er schon so große Angst gehabt, und nun kommt ihm der Bauer auf halbem Wege entgegen . . . Ob die Gertrud oder deren Mutter doch schon vorgearbeitet haben?

„Ist schon wahr, was Ihr sagt, Lubbe; bin auch schon zu der Einsicht gekommen, und die Mutter meint's auch so. Hab' mir auch schon eine ausgesucht und bin mit ihr ganz einig. Da bin ich nun heraufgekommen zu Euch . . ."

„Ganz recht, Heinrich, daß du zu mir gekommen bist," unterbricht ihn der Bauer, „kann's mir ja denken: wenn du heiraten willst, mußt du erst noch Geld haben."

„Lubbe, Geld haben?!"

„Gewiß, Heiraten kostet immer was," fällt der Bauer wieder ein. „Sag's nur, wieviel willst du haben, 100, 200, 300?"

Heinrich ist aufgestanden. Der Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Vorbei ist's mit einem Male mit all seiner Freude und Hoffnung. Das also meint der Lubbe, ein Kapital will er ihm leihen.

„Nein, Lubbe, Geld habe ich nicht nötig. Deshalb bin ich nicht gekommen."

„Nicht, Heinrich?" lautet die erstaunte Frage.

„Nein, Geld will ich nicht. Aber um was anderes möchte ich Euch bitten, Lubbe, um Eure Gertrud. — Die möchte ich zur Frau, und ich bitte Euch, sagt Ja und Amen dazu."

Nun richtet sich Lubbe auf. Mit etwas vorgebeugtem Körper blickt er dem jungen Manne kalt und ernst in die Augen.

„Unsere Gertrud, Heinrich, die möchtest du zur Frau?" Ein höhnisches Lachen gellt durch das Zimmer. „Die möchte mancher zur Frau, aber . . . Wie kommst du nur dazu, Junge?"

Der Heinrich hält dem harten Blick stand; mit fester Stimme erwidert er: „Weil wir, die Gertrud und ich, uns einig sind, weil wir glücklich zu werden hoffen."

„Also einig seid ihr schon? Das ist ja nett. Also so hinter dem Rücken des Vaters zusammengesponnen. Aber ich hab' da auch wohl noch ein Wörtchen mit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zureden, nicht wahr? — Bist ein ganz braver Kerl, Heinrich, und ich habe immer gute Stücke auf dich gehalten, aber als Schwiegersohn . . . das mußt du selbst einsehen. . . . Hab' nur den Jungen und das Mädchen, und was zum Zehnthof gehört, weißt du ja auch wohl. Da wirst du mich schon verstehen . . . Art muß bei Art bleiben, das ist mein Urteil."

Zornig blickt Heinrich auf den Mann, bei dem nichts anderes Wert hat als Geld, Reichtum.

„Also, nur weil ich kein Bauer, wie Ihr, weil ich in Euren Augen nur ein armer Deubel bin, verweigert Ihr mir die Gertrud, Lubbe?"

„Ich hab's dir schon gesagt, und du weißt nun Bescheid. — Mehr will ich von der ganzen Geschichte nicht wissen."

Heinrich Steins wendet sich zur Tür. Er hat Mühe, seinen Zorn zu beherrschen, es grollt ihm in der Brust und würgt ihm in der Kehle. „Lubbe," sagt er endlich mit zitternder Stimme, indem er die Hand auf den Türöffner legt, „eines sage ich Euch noch, ehe ich gehe: Himmelschreiend ist's, daß Ihr das Glück Eurer Tochter Eurer Habsucht unterordnet. Aber die Gertrud und mich werdet Ihr nicht trennen. — Nun wißt auch Ihr Bescheid!"

Damit geht er hinaus, und hinter ihm her schallt das Hohnlachen des Bauern.

Die Gertrud steht mit rotem Gesicht und tränenvollen Augen an der Haustür. Sie ergreift Heinrichs

Hand und hält sie fest umschlossen. „Alles hab' ich gehört, Heinrich, alles. Halt nur den Kopf hoch, noch ist nicht aller Tage Abend."

„Das hätt' ich doch nicht erwartet, Gertrud," spricht er bitter.

Die drückt die Hand vor die Augen, um die hervorquellenden Tränen zu verbergen. „Der Vater, der Vater," stöhnt sie; dann hebt sie den Kopf und blickt den Heinrich mit ihren feuchten Augen groß an. „Mir wirst du ja nicht böse drum sein?"

„Nein, Gertrud, dir nicht!"

„Mir tut's ja auch gerade so weh wie dir. Aber bleibe nur fest in deinem Vorhaben, auf mich kannst du dich verlassen. Da wird der liebe Herrgott auch helfen, und es müßt' gar sonderbar sein, wenn es da nicht kommen sollte, wie wir es wollen und wünschen."

Eine Antwort kann der Heinrich nicht finden auf die tröstenden Worte seiner Erwählten, aber recht tief und innig blickt er ihr in die feuchten Augen, dann nimmt er ihre Rechte, hält sie ein Weilchen mit festem Druck umspannt und geht ohne ein Wort dahin.

Die Gertrud steht noch immer an der Stelle, wo sie der Heinrich verlassen. In tiefem Sinnen starren ihre Augen in die Weite, während in ihrer Brust der Schmerz nagt und wühlt. Da ruft der Vater ihren Namen. Mit einem schweren Seufzer geht sie müden Schrittes dahin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kalte und harte Worte fallen in der Stube zwischen Vater und Tochter, so daß endlich die Bäuerin ihr Dazwischentreten für nötig hält. Als das junge Mädchen nach einer Viertelstunde wieder aus dem Zimmer tritt, liegt ein fester Vorsatz, ein eiserner Entschluß in seinen sonst heiteren Zügen ausgedrückt.

* * *

Am Nachmittag geht der Konrad Lubbe ins Feld hinaus. Den Lodenrock bis unters Kinn geschlossen, die dicke Tuchmütze auf dem Kopf, in der Hand den schweren Eichenkrückstock, so schreitet er durch die Mulde dahin, seinen Äckern zu. Als er endlich dahinkommt, weiß er sich vor Staunen nicht zu fassen. Da stehn in langer Reihe, soweit er nur sehen kann, Stangen in den Boden gesteckt mit kleinen Fähnchen dran, die lustig in der Luft flattern. Er stützt sich mit beiden Händen auf seinen Stock und wendet die Augen hin und her.

Daher kommt also die neue Bahn. Da haben die Leute gestern wohl die Zeichen gesteckt. Aber zum Tollwerden ist's doch. . . . Hat er da den großen Plan, aber der wird nicht von der Bahnlinie berührt . . . Nur die zwei Morgen, die er dem Anton Loges vor ein paar Wochen verkauft hat, liegen hart an der vorgesehenen Linie . . . Grad zum Ärgern ist's, den ganzen Tag schon, erst mit dem Steins und der Gertrud, und nun hier mit dem verkauften Boden . . . Hätte das einer ahnen können, daß das Spiel so lief,

er hätte dem Loges die zwei Morgen nicht verkauft . . . und dazu noch so billig . . . halb geschenkt . . . Es war das ja nur ein gar schlecht Stück Land, und er ist vor Wochen froh gewesen, daß er das Eck los wurde. Aber nun wird der Loges hinten im Halse lachen, denn jetzt ist das Grundstück schier über Nacht auf das Doppelte, ja auf das Drei-, Vierfache seines Wertes gestiegen. . . .

Und wie der Lubbe so steht und sinnt, kommen ein paar Herren in langen Mänteln der Stangenlinie entlang durchs Feld gegangen. Ab und zu bleiben sie stehen. Dann reden sie lebhaft miteinander und deuten mit den Händen nach rechts und nach links. Und dicht bei ihm, auf dem Acker des Anton Loges, bleiben sie wieder stehen und reden und zeigen. „Hier ist der Platz für die Haltestelle," spricht einer der Herren mit langem, dunklem Bart, „hier könnten die Stationsgebäude errichtet werden. Der Platz liegt wohl dem Dorfe am nächsten, und hier haben wir auch gleich die ins Dorf führende Landstraße, was ebenfalls berücksichtigt werden muß." Die anderen Herren der Kommission nicken und sprechen einige Worte des Beifalls, dann aber schreiten sie weiter, gefolgt von den erstaunten und starrblickenden Augen des Lubbe.

„Also hierhin der Bahnhof," murmelt der einsam dastehende Bauer, und in seinem Geiste sieht er schon die Züge fahren und die Gebäulichkeiten dastehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und auf seinem Acker — nein, seiner ist's ja nicht mehr, dem Loges gehört er — erhebt sich eine Wirtschaft oder gar ein „Hotel zum Bahnhof".

Als ob der Henker da die Hand im Spiele gehabt hätte, ihn zu äffen. . . . Da hätte er ein Geschäft machen können, wie seit langem nicht. . . . Doch nun ist's verkauft, aber zu billig, zu billig, viel zu billig. Das Doppelte müßte ihm der Loges jetzt zahlen, mindestens . . . Und den Kauf rückgängig machen? . . . Das tut der Loges nicht, so dumm wird er schon nicht sein. . . . Ihn in Abrede stellen? . . . Geht auch nicht, denn es sind Zeugen dabei gewesen. . . . Aber bezahlen soll der Loges doch noch einmal, und das muß er schon. . . . Ist doch ein Glück gewesen. . . . daß er dem Loges noch keine Quittung über die tausend Mark gegeben hat. Sonst wär's jetzt wieder nichts. Da hätte der Loges den Gewinn und er selbst das Nachsehen. Soll er also noch einmal zahlen. Sind dann zweitausend Mark. Ist auch noch billig genug. Heute würde er das Land überhaupt nicht verkaufen. . . . Hm ja, so soll es sein. . . .

Der Bauer nickt und lacht zufrieden, dann setzt er seine Wanderung fort. Just, als er auf die Landstraße biegen will, trifft er mit dem Anton Loges zusammen.

„Tag, Lubbe," grüßt der und bleibt stehen. „Nun wird es ja wohl Ernst mit der Bahn. Wollt' mir mal die Geschichte ansehen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Kannst wohl lachen, Loges. So ein Glück, so ein himmelhohes. Ein Wirtshaus oder ein Hotel kannst du auf das Land bauen und den Wirt spielen. Just am Bahnhof hast du dein Stück liegen."

„So? Ich hab's schon gehört," lacht der Loges.

„Na ja, ist dir ja zu gönnen. — Kannst es mir ja sagen, wenn du das Geld beisammen hast, dann fahre ich mit dir zum Amtsgericht und lasse dir das Land auf."

„Das Geld?" fragt der Loges gedehnt. Das Lachen ist aus seinem Gesicht verschwunden. „Was für Geld?"

„Nun, das Kaufgeld, die tausend Mark."

„Das Geld habt Ihr ja schon, Lubbe. Habe es Euch doch gleich ein paar Tage nach dem Kauf gebracht. Gerad' drei Wochen sind es heute."

„Dann hätte ich dir das Grundstück doch auch aufgelassen."

„Ihr hattet ja eben keine Zeit und sagtet, die anderen Tage müßtet Ihr sowieso aufs Gericht."

„Unsinn, Loges, was du da sagst. Hast das wohl geträumt. — Das Geld bist du mir noch schuldig!"

Mit blassem Gesicht und weitaufgerissenen Augen starrt der Mann in das unbewegliche Antlitz des Bauern. „Nun macht doch keine Geschichten, Lubbe. Ihr könnt's doch nicht ableugnen, daß ich Euch die tausend Mark gab."

„Weiß ich nichts von. Hast du eine Quittung?"

„Eine Quittung habt Ihr mir nicht gegeben, und ich habe auch gerade keine verlangt. Habe Euch für ehrlich angesehen, aber ich merke nun, daß es ein Fehler von mir war, ein großer Fehler."

„Oho, Loges, nur nicht so; das nutzt dir nichts. Entweder zahlst du mir die tausend Mark — ist sowieso billig genug — oder . . ."

„Nichts zahle ich Euch, Lubbe, keinen Heller und Pfennig, und das Land ist mein, habe die eine Hälfte bereits mit Roggen bestellt. Und wißt Ihr, was Ihr seid, wenn Ihr behauptet, Ihr hättet das Geld nicht gekriegt? Ein Betrüger, ein Gauner. . . . Wagt's nur nicht, das Land zu betreten."

„Genug ist's, Loges, wir sind fertig, wir zwei," spricht der Bauer mit lauter und harter Stimme. „Aber zahlen sollst du, und zahlst du nicht bald, so weißt du, wie ich das Geld kriege." Dann wendet er sich um und schreitet mit großen Schritten dem Dorfe zu.

Der Loges blickt dem Dahinschreitenden noch eine ganze Weile voll Grimm und Groll nach, dann geht er weiter. Wie er dann auf seinem Acker steht, steigt in seinem Herzen die Hoffnung auf das bevorstehende Glück auf, und alle seine gallige Wut über den Lubbe weht dahin . . . Wird ja wohl nur ein Scherz gewesen sein von dem Bauer. Hat sich jedenfalls geärgert, daß gerade das ihm verkaufte Landstück an den geplanten Bahnhof zu liegen kommt, da hat

er sich halt etwas reiben müssen an ihm. Aber eine Lehre soll's ihm doch sein, nie wieder etwas ohne Quittung zu bezahlen. —

Am Abend sitzt Loges mit ein paar Freunden im Dorfkrug beim Kartenspiel. Da erzählt er das Erlebnis mit dem Lubbe. Die meisten lachen darüber und wissen nicht, was sie dazu sagen sollen. . . . Ist ja wohl ein Knauser, ein Geizhals, der Lubbe, aber daß er zweimal etwas bezahlt genommen hätte, hat man noch nicht gehört. . . . Der alte Müller aber macht ein bedenkliches Gesicht, zieht die Schultern hoch und meint: „Ist so 'ne Sache, Loges. Wenn du keine Quittung hast und hast keine Zeugen, die es gesehen haben, daß du bezahlt hast, nachher bist du der Dumme."

„So? Ich dem nochmal bezahlen?" entrüstet sich der Loges. „Keinen Pfennig; darauf kann er Gift nehmen!" —

* * *

Einige Wochen später steht der Bauer vom Zehnthof vor einem grünbehangenen Tisch, auf dem ein großes Kruzifix steht. Hinter dem Tische sitzen die Richter in langem schwarzen Talar. Und vor dem Kreuzbild hebt der Lubbe mit stets gleichem Gesicht die rechte Hand empor und beschwört bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ihm der Loges die Kaufsumme von tausend Mark noch nicht gezahlt hat. . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Dorf hat es sich bald herumgesprochen, daß der Lubbe geschworen hat und der Loges zahlen muß. Man steckt die Köpfe zusammen und tuschelt über den Bauern, wagt aber nicht, ihm ein Wort über die Geschichte zu sagen oder zu fragen. Man beginnt ihn zu fürchten, denn wenn er einen Meineid schwor, ist er zu allem fähig. Und bevor man was sagt, was nicht durch Zeugen bewiesen werden kann, muß man sich schon bedenken. Also geht man ihm so weit wie möglich aus dem Wege. . . .

Etwa acht Tage nach der Gerichtsverhandlung trifft der Heinrich Steins mit der Gertrud Lubbe auf einem Feldweg dicht vor dem Dorf zusammen. Es ist in der Abenddämmerung. Ein lauer, feuchter Wind weht vom Westen her und treibt die Wolken wie Spielbälle dahin. Die beiden jungen Leute schreiten den Weg entlang, bis sie unter einer Tannengruppe haltmachen.

„Hast's denn auch schon gehört, Heinrich, was jetzt im Dorf über den Vater gemunkelt wird?" fragt die Gertrud.

Der Heinrich sieht lange und bange in das in den letzten Wochen so wehmütig und müde scheinende Gesicht seiner Geliebten; dann nickt er stumm.

Da ergreift sie seine Rechte, hält sie mit beiden Händen fest umschlossen und blickt ihn mit ängstlicher und weher Miene an. „Was denkst du denn von dem Gerede? Der Wilhelm ist gar gleichgültig dabei,

aber der Mutter und mir drückt's fast das Herz ab. Davonlaufen möcht' man, soweit einen die Füße tragen. . . . Hältst auch du den Vater für schuldig?"

„Ach, Gertrud, weshalb der Gram? Alle wissen's, daß ihr schuldlos seid," sucht er die Gertrud zu beruhigen. „Weshalb sollen wir noch darüber reden?"

„Sag's nur frei heraus, Heinrich," dringt sie weiter in ihn, „von dir kann ich's wohl hören. Und du sagst mir doch die Wahrheit."

„Gern sag' ich's dir nicht, Gertrud, aber da du so drängst . . . Ich glaube, daß der Vater Unrecht getan hat."

„Also doch?" klagt die Gertrud.

„Er mag's ja vergessen haben, aber es ist doch . . . Wirst wohl noch wissen, wie ich damals, es war, glaub' ich, der Sonntag vor Allerheiligen, mit dem Vater Abrechnung hielt. Als ich am Abend zum Vater ins Zimmer kam, nahm er gerade eine Summe Geld vom Tisch und schloß sie ein. Ich wunderte mich über das Geld und machte noch einen Scherz. „Ist für das Land, das ich dem Loges abgelassen habe," sagte der Vater. Ich hab' nie weiter darüber gesprochen und auch nicht weiter darüber nachgedacht. Erst in den letzten Tagen, als das Gerede so durchs Dorf lief, da ist's mir wieder eingefallen. Aber schweigen gegen jeden werde ich darüber deinetwegen, Gertrud. . . . Der Eid kann ja nicht ungeschehen gemacht werden, und der Vater würde bestraft, käme

ins Zuchthaus. Kann ihn wirklich nicht begreifen. Red' ihm du doch einmal ins Gewissen oder sag es der Mutter."

Müde schüttelt die Gertrud den Kopf und wischt die herabrollenden Tränen von den Wangen. „Es nützt nichts, Heinrich, darin läßt sich der Vater nicht raten und nichts sagen. Kennst ihn ja. Eine Sünd' ist's, und schämen muß man sich. . . ."

Da zieht der Heinrich die Weinende fest an sich, so daß ihr Schluchzen an seiner Brust erstickt. „Nein, du brauchst dich nicht schämen, Gertrud, du nicht; unschuldig bist du und die Mutter, und der Wilhelm auch, das wissen alle im Dorf. . . . Sei nicht so traurig. Denk', es ist eine Prüfung, die der liebe Herrgott geschickt hat. Und drückt's dich schwer, gern helfe ich dir tragen, heute und immer, mag kommen, was da will."

Nun blickt die Gertrud mit nassen Augen zu ihm auf, so vertrauend, so dankbar, ja so glücklich inmitten des Wehes, wie ein hilfloses Kind aufblickt zu der Mutter . . ., nein, wie es nur getröstete Liebe vermag. —

Es ist allmählich dunkel geworden, wie die beiden jungen Leute dahingehen ins Dorf. Die Straßen und Gassen liegen so friedlich, nur der Wind streicht durch die Bäume und um die Hausecken. Und bei dem Wandern und Gehen in der kühlen Luft beruhigen sich die Gemüter wieder, die das Leid verwundet hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Eingang zum Zehnthof nimmt der Heinrich Abschied: „Also nicht mehr traurig sein, Gertrud, hörst du — mir zulieb. Stell alles dem lieben Herrgott anheim; wie er es für gut findet, so kommt es doch."

Schweigend drückt sie ihm die Hand, dann flüstert sie noch: „Aber beten laß uns gemeinsam, Heinrich, beten für den Vater und beten um unser Glück. . . ."

Dann trennen sich die beiden. —

Die Nacht schreitet dahin und nimmt in ihre weichen Arme all die verschiedenartigen Menschenkinder, daß sie für einige Stunden all ihre Sorgen, ihr Leid und ihr Weh vergessen.

* * *

So ist der Februar ins Land gezogen. Über Dorf und Feld und Wald hat der Winter sein weißes Gewand gebreitet. Die Luft ist rein und klar. — Eine grimmige Kälte herrscht schon seit Tagen; der Schnee knirscht unter den Füßen, und an den Dächern hängen lange Eiszapfen. —

Mit zwei Gespannen sind sie in den Wald gefahren, die vom Zehnthof, der Sohn und die Knechte, um einige Buchenstämme heimzuholen. —

Das eine Fuhrwerk steht zum Abfahren bereit auf dem breiten Waldweg. Mit dem ist's gar schnell gegangen. Aber das andere Fuder erfordert mehr Mühe und Arbeit, denn dort ist's abhängig, und der Boden vom Frost glatt wie ein Spiegel. Der Wil-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

helm Lubbe hat die Zügel in der Hand und treibt die Pferde an, während die Knechte in die Radspeichen greifen und nachzuhelfen suchen. Aber so sehr sich die Tiere auch abquälen und mit ihren Hufen den schneeigen Grund aufwühlen, der Wagen rührt sich nicht von der Stelle.

„Wollen die andern beiden mal mit vorhängen," befiehlt der Wilhelm, „sonst kommen wir nicht auf den Weg." — Der Großknecht geht auf den Waldweg, koppelt die Pferde vom Wagen und spannt sie vor die festsitzende Fuhre. Noch einmal wird in die Räder gegriffen, noch einmal schwingt der Wilhelm unter lauten Zurufen die Peitsche, die Gäule legen sich in die Stränge, ein Ruck, da sind die Räder los. — „Hü, Hü!" schreit der Wilhelm und trabt neben den vorangehenden Pferden an. Jetzt darf nicht eher haltgemacht werden als auf dem ebenen Wege, dann ist's gewonnen. Und die Pferde scheinen's zu wissen; mit aller Kraft arbeiten sie vorwärts; die Nüstern dampfen, und in den Radspeichen wirbelt der gefrorene Schnee.

Schon liegt der Weg vor ihnen, da stolpert der Wilhelm, er stürzt, und ehe die Knechte herbeispringen können, ist das Gräßliche geschehen: das Hinterrad ist ihm über die Brust gegangen.

Nur einen kurzen, gellenden Schrei hat der Wilhelm ausgestoßen in den stillen, winterlichen Wald hinein, mehr nicht. Nun liegt er da, ruhig, ohne Be-

wegung, die Kleider blutbefleckt und Blutschaum vor dem Munde. Und hilflos und bebend vor Schrecken stehen die Knechte um ihn her. Als ob sie die Besinnung verloren hätten. — Ist ja auch zu schrecklich: der Wilhelm, soeben noch lebend und kraftstrotzend wie eine junge Eiche, nun tot und starr und vom Rade blutig zerrissen. —

Es ist schon Nacht, als die Knechte mit den Fuhren heimkehren auf den Zehnthof. Der Bauer hat schon mehrmals die Landstraße hinaufgeschaut bei dem so langen Ausbleiben. Etwas wie Sorge ist über ihn gekommen. Bei Schnee und Eis Holz holen aus dem Walde ist immer nicht ohne Gefahr. Gar leicht kann ein Rad brechen oder ein Gaul auf dem glatten Boden zu Schaden kommen. Als nun aber der Wilhelm als verstümmelte, blutende Leiche, in die Pferdedecke gehüllt, ins Haus getragen wird, da wird das Gesicht des Alten wie Stein. Ein Stöhnen entringt sich seiner Brust, so weh und klagend, wie der Todesschrei eines Hirsches; dann ballt er die Fäuste, die Augen rollen wild in den Höhlen, die Zähne knirschen. Und dann sinkt Konrad Lubbe gebrochen in seinen Lehnstuhl und stiert wie geistesabwesend vor sich hin.

Vorbei ist's nun mit einemmal mit all seiner Hoffnung, all seinem Stolz. . . . Hat er da den schönen, großen Hof, der sich stets von Vater auf Sohn vererbt hat . . ., und nur den Wilhelm, den einen Sohn,

der all seine Wünsche und hochtragenden Pläne erfüllen sollte, und nun liegt der da blutig und tot auf dem Bette. . . . Kann man's begreifen, so ein Unglück? . . . Hat's denn sein müssen, konnte es denn nicht einem andern passieren, einem Knecht? . . . Gerade ihm den Sohn zu nehmen, den einzigen! . . . Herrgott! so ein Unglück, einen so zu strafen! . . . Strafen!? Wofür? Sind andere denn unschuldig? . . . Daß er mit den beiden Kindern so große Pläne vorhatte, daß er dem Loges . . . daß er falsch geschworen? . . . Herrgott, die Gedanken! Wie eine kleine Hölle sind die schon. . . .

Wie abgestumpft, mit stets gleichbleibendem, ehernem Gesicht, hört Konrad Lubbe das Weinen der Frau und Tochter, läßt er alles um sich geschehen, was so ein Unglücks- und Todesfall mit sich bringt, folgt er am dritten Tage der Leiche zu Grabe auf den verschneiten Friedhof. —

Im Dorf gibt der Unglücksfall wieder Stoff zu allerhand Rede. Mit der Bäuerin und der Gertrud hat man Mitleid; auch der verunglückte Sohn dauert die meisten, doch gibt es auch viele, die weisheitsvoll meinen: „Wer weiß, was der Herrgott im Sinne hatte, daß er ihn so holte. Wenn er später auch so geworden wäre wie der Alte oder leicht noch etwas besser, dann . . ." Aber wohl nicht eine Stimme läßt sich hören, in der etwas Mitleid mit dem Bauer zu finden ist. „Wird wohl Gottes Strafe sein," ist

die allgemeine Rede, wenn das Gespräch auf die Begebenheit kommt.

Ob der Bauer selbst es auch als Gottes Strafe empfindet? — Ist wohl möglich. — Als die Beerdigung vorüber ist, geht ein seltsamer Wechsel in ihm vor. Das stets harte und kalte Gesicht nimmt einen anderen Ausdruck an, die stahlgrauen Augen blicken oft ängstlich, und um den Mund hat sich ein gar banger Zug gelegt. Die ganze Gestalt ist etwas gebeugt und der Gang schleppend geworden. Wie um Jahre ist der Bauer in diesen Tagen gealtert. — In der Dämmerung, wenn die Dorfstraße leer ist, schleicht er aus dem Hause, der Kirche zu. In einer der letzten Bänke setzt er sich hin und faltet die Hände, und nicht eher erhebt er sich, als bis der Küster kommt und mit dem Schlüsselbund rappelt. Dann geht er wieder heim.

Am vierten Tage nach der Beerdigung ruft er den Heinrich Steins zu sich ins Zimmer, der gerade am Hof vorübergeht. Verwundert tritt der ein. Der Bauer sitzt müde und gebrochen im Lehnstuhl.

„So ist's recht, Heinrich, daß du da bist," spricht der Lubbe und reicht dem Steins die Hand zum Gruß, „hab' ein Wort mit dir zu reden."

„Mit mir zu reden?"

„Ja, ja! — Denkst du wohl noch des Tages, wo du hier standest und wegen der Gertrud mit mir spracheſt? — Trag's mir nicht nach, Junge, jetzt denke ich anders über die Sache. Wenn du mit der Gertrud im reinen

bist, so macht's, wie ihr wollt; ich will euch nichts in den Weg legen. So, nun weißt du's!"

Dem Heinrich ist's, als ob das ganze Zimmer um ihn herum tanze. Soll denn auf einmal ein Wunder geschehen sein? „Ist das wirklich wahr, Lubbe, was Ihr da sagt?"

„Ja, ich mein' es so. . . ."

„Da darf ich die Gertrud hereinholen und es ihr sagen?"

Lubbe nickt und fährt sich mit der Hand über die Augen.

Nun stürmt der Heinrich, vor Glück und Freude fast bebend, in die Küche, wo die Gertrud mit der Mutter schafft. Nach ein paar Augenblicken kommt er wieder herein mit der Gertrud, und hinter den jungen Leuten tritt die Mutter ins Zimmer . . .

Ein neues Glück blüht nun inmitten der Schmerzen empor. . . .

Wie der Heinrich wieder fort ist und Lubbe sich allein im Zimmer sieht, rafft er sich auf und geht zum Schrank, wo er seine Schreibsachen aufbewahrt. Mit zitternder Hand schreibt er eine Quittung über tausend Mark für den Anton Loges, die er darauf wieder einschließt. Dann sinkt er wieder in seinen Sessel und sinnt und spinnt seine Gedanken, während der Wind die Schneeflocken an die Fenster wirft und die Nacht ihren Rundgang nimmt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

. . . Wenn das ungeschehen gemacht werden könnte mit dem Loges, wahrhaftig, er tät's. Aber geschehen ist's einmal. Wär' es das nicht, leicht lebte noch der Wilhelm, und die Qual und die Unruhe seit der Verhandlung vor Gericht hätte er nicht gehabt. . . . Muß auch verblendet gewesen sein, daß er so ein Unrecht getan. . . . Um tausend Mark! Als ob ihn die reich gemacht hätten. Darum der Meineid. Wie er nur dazu kommen konnte, jetzt weiß er's selber nicht. . . . Und wüßten es die am Gericht, leicht käme er noch ein paar Jahre ins Loch hinter Schloß und Riegel. . . . Herrgott, nur das nicht. . . . Soll ja nun alles wieder gutgemacht werden, soweit es geht. Der Loges soll nun seine Quittung haben, es kann ihm ja erst nachträglich wieder eingefallen sein, und wenn der Loges damit schweigt, mag es noch gut gehen. . . . Und der Heinrich Steins und die Gertrud haben nun auch ihren Willen. . . . Mag ihm der liebe Herrgott auch noch mal gnädig sein und die Schuld vergeben. —

Am andern Tage schneiden die Knechte mit der Göpelmaschine Rauhfutter für das Vieh auf der Tenne. Nach dem Essen schickt der Großknecht den Viehjungen auf den Boden.

„Kannst noch was abwerfen."

„Bleib nur unten", spricht der Bauer, „ich muß selbst mal hinauf und sehen, wie's oben ist. Da will ich schon was herunterwerfen."

Nun klettert er auch schon die Treppe hinauf, derweil die andern unten warten und plaudern. Bald sausen die Bunde durch die offene Luke auf die Tenne, und dann kommt mit den Bunden eine Gestalt, der Bauer, heruntergestürzt. Kreidebleich sind die Männer Zeugen des neuen Unglücks, und als sie nun schreien und rufen, kommen die Frauleute auch herbeigeeilt, gerade in dem Augenblick, als die Knechte den stöhnenden Hofbauer aufheben und ins Zimmer tragen.

„Schnell zum Doktor, schnell," befiehlt der Großknecht, während der Verunglückte ins Bett gehoben und vorsichtig und behutsam entkleidet wird.

„Eine Wunde ist nicht zu sehen; leicht, daß es gut gegangen," meint die Bäuerin.

„Weiß man nicht", spricht der Großknecht, „aber es müßt' ein Wunder sein. Bedenkt nur mal die Höhe, das Gewicht und die harte Tenne. — Hätte schon gleich ganz tot sein können."

„Vater, hast du Schmerzen?" fragt die Gertrud liebevoll, indem sie sich über ihn beugt. — Da öffnet der Verunglückte die Augen zu einem kurzen Blick und versucht zu nicken. Dann beginnt wieder das wehe Stöhnen. —

Bald ist der Arzt da. Der macht ein bedenkliches Gesicht nach der Untersuchung.

„Der rechte Arm ist gebrochen, und anscheinend innere Verletzungen. Gut ist's, wenn auch der Pastor geholt wird."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aufs neue beginnen die Bäuerin und die Gertrud nun zu weinen, die scheinen den Kopf ganz verloren zu haben; da muß der Großknecht alles ordnen und auch Nachricht nach dem Pfarrer schicken.

Es währt nicht lange, da hört man ein feines Glöckchen. Der Pfarrer kommt, er hat die heiligen Sakramente gleich mitgebracht. . . . Nun wird alles still. Auch die Frauen suchen ihren Schmerz zu unterdrücken. . . . Eine Weile ist der Priester mit dem Kranken allein, der Arzt der Seele waltet seines heiligen Amtes, dann werden die Angehörigen wieder hereingerufen. . . . Der Bauer empfängt die Wegzehrung und die Letzte Ölung unter dem unterdrückten Weinen der am Boden Knienden. Noch einige Gebete, dann geht der Pfarrer wieder mit dem Versprechen, am andern Morgen gleich wiederzukommen. Ruhig liegt der mit seinem Heiland Versöhnte in den Kissen, auf dem Kopf und vor der Stirn kalte, nasse Tücher.

Nach einer Stunde erhebt Lubbe die Augen. Suchend gleiten sie über die Anwesenden: die Frau, die Gertrud, den Heinrich Steins und einige Nachbarn, die mehr aus Neugierde als aus Teilnahme herübergekommen sind.

„Der Loges?“ fragt der Kranke leise.

Die Bäuerin blickt die Tochter an. Die beiden mögen ahnen, was er will.

„Soll er kommen, Konrad?" fragt die Frau, indem sie zärtlich seine Hand streichelt.

„Ja!" hauchen die blassen Lippen.

Der Viehjunge wird nach dem Loges geschickt. Nach einer Viertelstunde ist der Verlangte im Zehnthof am Krankenbett des Bauern.

„Anton, ich hab' dich um Verzeihung zu bitten," spricht der Kranke mit flehendem Blick, indem er die linke Hand ausstreckt, „ich hab' dir Unrecht getan. . . . Eine Quittung hab ich dir geschrieben, die liegt im Schrank. Und für die Kosten wirst auch entschädigt. . . Nichts bist du mir mehr schuldig. . . . Willst du, daß ich ruhig sterben kann, so vergib es mir, Anton!"

Der Loges hält des Bauern Linke mit beiden Händen umspannt. Eine Weile ringt er nach Worten. Erst hat er etwas wie Befriedigung empfunden, als er den Lubbe so daliegen sah, nun aber, wo er dessen Augen so bittend auf sich gerichtet sieht, wo er das Weh in den Zügen liest, da entweichen die galligen Gedanken, und es wird ihm weich und warm ums Herz.

„Seid ruhig, Lubbe! Von mir aus sei Euch alles vergeben. Aber ans Sterben sollt Ihr doch noch nicht denken."

Der Kranke versucht mit geschlossenen Augen zu nicken: „Doch, doch. Meine Strafe ist's, daß ich falsch geschworen. — Den Arm, den ich vor Gericht erhoben habe, hat mir der liebe Herrgott zerbrochen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Alles ist vergeben, Lubbe," sagt der Loges noch einmal, indem er sich über das Bett beugt, aber der Kranke gibt keine Antwort darauf. —

Gegen Abend wird Lubbe unruhiger. Stöhnend vor Schmerzen windet er sich in den Kissen, bis in der Nacht Bewußtlosigkeit seine Sinne und Nerven betäubt.

Als der Pfarrer am anderen Morgen wieder auf den stillen Hof kommt, ist das Ende nahegerückt. Unter den priesterlichen Gebeten tut der reumütige Sünder den letzten Atemzug.

Kurz vor Mittag schreitet ein Gendarm auf den Zehnthof zu. Er ist erstaunt über die verstörten Gesichter, die er sieht, und fragt nach dem Konrad Lubbe.

„Der ist in der Ewigkeit, Herr Wachtmeister, er ist vor zwei Stunden gestorben", antwortet ihm die weinende Bäuerin.

„Nanu", fragt der Beamte aufs höchste bestürzt, „ist das wahr, Frau Lubbe?"

„Er ist gestern nachmittag vom Boden auf die Tenne gestürzt und infolge der inneren Verletzungen gestorben. — Wollen Sie ihn sehen?"

Der Wachtmeister folgt der voranschreitenden Frau in das Sterbezimmer. Im nächsten Augenblick steht er erschüttert an der Leiche des Mannes, den er wegen Verdacht des Meineids verhaften sollte. Eine ganze Weile steht er da, den Helm in der Hand, endlich

wendet er sich wieder leise an die Bäuerin: „Mein herzlichstes Beileid, Frau Lubbe. — Hat er die Sakramente noch empfangen können?"

„Ja, Herr Wachtmeister, er hat noch gebeichtet und kommuniziert und hat auch die Letzte Ölung noch gekriegt."

„Dann Gott sei Dank!"

Damit geht der Wachtmeister. Auf dem Hofe bleibt er noch einmal stehen, nimmt seine Brieftasche hervor und macht eine Bemerkung auf ein Schriftstück. „Da hat ihn der liebe Herrgott doch vor dem Zuchthaus bewahrt," murmelt er und setzt seine Füße weiter.

Wie ein Lauffeuer ist die Kunde von dem neuen Unglück auf dem Zehnthof und dem reumütigen Tode des Bauern durchs Dorf geflogen. Nun ist's vorbei mit allem Groll und allem Haß; gar manche Hand schließt sich zu einem Gebet für den Verstorbenen. Und als man den Toten an der Seite seines Sohnes zur letzten Ruhe bettet, da umstehen alle aus dem Dorfe, die eben haben abkommen können, die offene Gruft.

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe . . ., laß ihn ruhen in Frieden. Amen!"

Dann gehen sie ernst und still wieder heim.

* * *

Sommer ist's geworden. Sonnenbrand liegt auf den Feldern, und aus dem reifenden Korn leuchtet der Mohn wie rote Feuerfunken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An solch einem taufrischen, sonnenhellen Morgen knien der Heinrich Steins und die Gertrud Lubbe in der Dorfkirche vor dem Altare, um den Bund fürs Leben zu schließen. Die Dorfbewohner haben sich zahlreich zur Brautmesse eingefunden, doch gibt es nur eine stille, kleine Hochzeit auf dem Zehnthof, denn das Trauerjahr ist noch nicht einmal um. Die Brautleute hätten dieses wohl noch abgewartet, aber auf den Hof muß wieder eine regierende Männerhand. So wird der Heinrich Steins Bauer auf dem Zehnthof, und die besten Wünsche aller sind mit ihm. Seine alte Mutter hat mit hinauf müssen. Hat sich ja erst was gesträubt, aber dem Drängen der jungen Leute und auch der verwitweten Bäuerin hat sie am Ende doch nicht mehr widerstehen können.

Allabendlich gehen die beiden alten Frauen gemeinsam ins Dorf. Ein Viertelstündchen wohl weilen sie in der dämmerigen Dorfkirche, und wohl ebensolange beten sie auf dem Friedhof an einem ziemlich frischen Grabe. Dann trippeln sie wieder dem Zehnthof zu, und manches Auge blickt ihnen in bester Gesinnung nach.

Man freut sich im Dorfe allgemein über das gute Verhältnis, das auf dem Zehnthof herrscht, und hat über die unliebsamen Vorgänge im Winter längst den Mantel des Vergessens gebreitet.

* * *

Eine Reihe von Jahren ist seit jener Zeit dahingeflogen.

Mehrmals im Tage fahren jetzt die Züge am Dorf vorüber. Dem kleinen, ländlichen Bahnhofsgebäude gegenüber erhebt sich ein hübsches neues Haus; über der Tür liest man die Inschrift: „Gastwirtschaft von Anton Loges". Nicht weit davon, an der Straße, ist ein gar schönes Steinkreuz errichtet, das trägt am Sockel die Bitte um ein Vaterunser für einen Verstorbenen. Gar oft kommen des Abends Kinder vom Zehnthof her und bringen Blumen vor das Kruzifix, auch der Bauer und die Bäuerin kommen zuweilen zu ihm heraus. Die beiden alten Mütter ruhen schon ein paar Jahre im Schatten der Friedhofslinde. Und die Fremden, die mit den Zügen vorbeifahren und das Kreuz sehen, grüßen wohl andächtig herüber oder machen auch wohl eine hämische Bemerkung über die „bigotten" Leute. Was schadet's? Die Dorfbewohner wissen, wer das Kreuz gesetzt hat und weshalb es gesetzt ist . . . Und wir wissen es auch . . .

Es prüfe, wer sich ewig bindet . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## 1.

Da liegt auf einer mäßigen Anhöhe, etwa einen Büchsenschuß vom Dorfe entfernt, ein gar stattliches Bauerngut: der Lindenhof. Das Anwesen ist von saftigen Weiden und fruchtbaren Feldern umgeben. Ein mit Obstbäumen bestandener Weg führt durch diese zum Dorfe hinab. Wie schützend breiten zwei mächtige Linden ihre Zweige über das langgestreckte Hauptgebäude aus, dessen vorderer Teil der Familie des Hofbesitzers als Wohnhaus dient, während in dem dahintergelegenen Teile die Stallungen, Kornkammern und Gelasse für Mägde und Knechte untergebracht sind.

Der feierliche Frieden eines Sonntagabends ruht auf dem Gehöfte. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne huschen durch das Blätterwerk der Linden und spielen mit dem Scheitel der alten Frau, die, über eine Handpostille gebeugt, auf einer Bank vor dem Hause sitzt, so daß ihr weißes Haar wie eine Silberkrone schimmert.

Es ist dies die Witwe des Lindenhofbauern Franz Meier.

In der offenen Haustüre wird nun die kräftige Gestalt eines jungen Mannes sichtbar.

Die Frau blickt fragend zu ihm auf: „Bernd, willst du doch hin?"

„Ja, Mutter," antwortet der Gefragte mit einem Anfluge von Trotz; „weshalb soll ich mir nicht ein Vergnügen gönnen nach der schweren Arbeit der Woche?"

Eine Weile ruht der Blick der Mutter auf dem Sohne. Es ist ein Blick voll Schmerz und Weh. Mit klangloser Stimme gibt sie ihm Antwort: „Du weißt, Bernd, daß ich dir gern ein Vergnügen gönne, aber das, was du Vergnügen nennst, gereicht dir zum Unheil."

Unwillig wendet sich der junge Mann zum Gehen. Ohne sich nach ihr umzublicken, ruft er der Mutter noch zu: „Du brauchst nicht auf mich zu warten, ich habe den Hausschlüssel in der Tasche."

Dann schreitet er den Weg hinab zum Dorfe, von wo die Abendluft die schrillen Klänge einer Klarinette herüberträgt.

Mit tränenfeuchten Augen schaut die Mutter dem einzigen Sohne und nunmehrigen Hofbesitzer nach. Ihr Mutterherz blutet; denn die Wege, die er wandelt, führen in Irre und Leid.

Nie hat sie über den Bernd zu klagen gehabt. Denn er war ein braver und folgsamer Sohn. Seit aber die Dora Fuchs im Sternkruge weilt, ist er wie umgewandelt. Anfangs hat sich die Mutter das nicht erklären können, aber bald haben es ihr die Leute erzählt: Der Bernd unterhalte eine Bekanntschaft mit

der Nichte des Wirtes. Wäre die Dora ein braves, tugendhaftes Mädchen, so hätte sie ja nichts dagegen. Denn zum Heiraten ist der Bernd ja alt genug, und sie, die Mutter selbst, hat ihm schon oft geraten, eine junge Frau auf den Hof zu bringen, aber er hat sich noch nicht dazu verstehen können. Nun ist die Dora aber ein recht putzsüchtiges, kokettes Geschöpf, das den jungen Männern nur zu gern den Kopf verdreht. Und was besonders zu beachten ist: sie ist protestantisch. Es ist ihr deshalb unbegreiflich, daß der Sinn ihres sonst so religiös gesinnten Sohnes auf dieses Mädchen gerichtet ist. Gestern abend hat sie ihn befragt und aus seinem Munde die Bestätigung des Gerüchtes erfahren. Mit liebevollen Worten hat sie ihn ermahnt und gebeten, von der Dora abzulassen und den Krug zu meiden. Anfangs hat Bernd über ihre Furcht gelacht. Als sie aber immer mehr in ihn drang, da ist er trotzig geworden und hat ihr, der Mutter, gesagt: in der Wahl seines Herzens lasse er sich keine Vorschriften machen. Er möge die Dora gern leiden, und daß sie anderen Glaubens sei, wäre nicht so schlimm. Wenn sie erst seine Frau sei, wolle er schon sehen, daß sie katholisch würde. Das hat er ihr gesagt und ist dann grollend auf sein Zimmer gegangen. — Die Erinnerung an jene Stunde preßt der alten Frau das Herz zusammen, und wieder rollt Perle auf Perle aus den feuchten Augen. Dann erhebt sie sich seufzend von ihrem Sitze.

Am Eingang des Gehöftes steht zwischen Fliederbüschen und Rosen ein Heiligenhäuschen mit einer Statue der Mutter Gottes darin. Ein eichener Betschemel ladet zur Andacht ein. Hier kniet die geprüfte Mutter zu innigem und langem Gebete nieder. —

Rüstig ausschreitend hat Bernd den Sternkrug bald erreicht. Frohe Zurufe begrüßen ihn beim Eintritt in den Saal, wo junge Burschen und Mädchen sich nach den wenig harmonischen Klängen einer Klarinette, einer Geige und eines Basses im Tanze drehen. Einen Augenblick steht er unentschlossen in der Türe, während die Augen suchend umherblicken. Plötzlich legen sich von rückwärts zwei weiche Hände auf seine Augen, und eine helle Stimme spricht: „Rate!"

„Dora!" antwortet er freudig.

Nun lösen sich die Hände, und lachend tritt das junge Mädchen vor ihn hin.

„Schau, Bernd, wie sich die andern schon amüsieren. Auch mich wollten sie stets in den Saal ziehen, aber ich habe mich gesträubt, denn ich wartete auf dich. Nun aber wollen wir das Versäumte nachholen. Komm!"

Willenlos folgt Bernd dem jungen Mädchen, das mit dem hellen, duftigen Kleide und der weißen Rose im schwarzen Haar ihm wie ein Bild des Frühlings erscheint. Mit zufriedenem Lächeln beobachtet er die Blicke der jungen Leute, die ihm und dem schäkernden Mädchen folgen. Im nächsten Augenblicke wirbelt

auch er mit der Dora im Arm durch den Saal. Das Tanzen wird ihm etwas schwer, aber die leichtfüßige Dora ermuntert ihn, und ob auch helle Schweißtropfen auf seiner Stirn perlen, er fragt nichts danach. Das bestrickende Lächeln des jungen Mädchens und die dunkeln sprühenden Augen reißen ihn mit von Tanz zu Tanz, bis endlich gegen Mitternacht die Musikanten ihre Instrumente in die Futterale stecken. —

Still liegt der Tanzsaal. Die jungen Leute sind heimgegangen, nur einige verspätete Zecher reden noch laut in der Gaststube. Bernd steht mit der Dora an der Straße unter einer Kastanie. Seine Rechte halten die Hände Doras umschlossen, während sein linker Arm sich um ihre Schultern schlingt.

„Bernd, was sagt aber deine Mutter zu unserem Verkehr?“ fragt das junge Mädchen, dessen Augen sich in die Dunkelheit bohren, als wollten sie in dem Gesichte des Mannes lesen.

„Was meine Mutter sagt? — Dora, ich bin bereits dreißig Jahre alt und verständig genug, um meine eigenen Wege zu gehen. In dieser Angelegenheit lasse ich mir von keinem was dreinreden, auch nicht von meiner Mutter.“

„Du treue Seele!“ Eng schmiegt sich die leichte Gestalt an seinen kräftigen Körper.

„Gestern abend berührte sie unsere Bekanntschaft im Gespräch, ich habe ihr aber meine Meinung gesagt, und die wird ihr genügen.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Da ist sie wohl nicht gut auf mich zu sprechen?"

„Unsinn, Dora!"

„Ich meine wegen der Religionsverschiedenheit."

„Wie sie darüber denkt, kann uns einerlei sein. Wir haben uns gern, und da wollen wir schon glücklich werden."

„Das hoffe ich auch. — Es ist ja erklärlich, daß deine Mutter lieber eine katholische Schwiegertochter sähe, aber ich habe dir doch schon gesagt, Bernd, daß ich, wenn ich erst deinen Glauben kennen lerne, ihm auch nähertreten werde."

„Darüber wollen wir jetzt nicht reden, Dora. — Wenn du später zu unserem Glauben übertreten wolltest, sollte es mich ja freuen; zwingen würde ich dich nicht, es müßte dein freier Wille sein. — Vorläufig gefällst du mir so, wie du bist. Will's Gott, so halten wir diesen Herbst Hochzeit."

Ein zufriedenes Lächeln fliegt über die Züge des Mädchens.

„Wie du willst, Bernd. — Aber beschämt fühle ich mich, daß ich dir keine reiche Mitgift mitbringen kann. Du weißt, daß meine Eltern schon lange tot sind und mir nichts hinterlassen haben. Dem Onkel kann ich doch nichts abverlangen."

„Närrin, habe ich schon danach gefragt?" antwortete Bernd in zärtlichem Tone. „Der Lindenhof ist reich genug. Es ist ja nicht nötig, daß die kom-

mende Bäuerin mit Geld und Gut behangen sein muß. — Ich freie dich und nicht Geld und Gut."

„Du lieber, guter Bernd." —

„Dora! Dora!" ruft da die laute Stimme des Krugwirtes.

„Gute Nacht, Bernd!"

„Gute Nacht, Dora!"

Dann stürmt das junge Mädchen ins Haus zurück.

Überglücklich, ein Liedchen vor sich hinpfeifend, geht Bernd heim. Die Nachtluft rauscht in den Zweigen und kühlt sein erhitztes Blut. Rüstig schreitet er dahin, und bald hat er den Lindenhof erreicht. Still und ruhig liegt das Anwesen da, nur der Hofhund schlägt einige Male an. Der Bursche zieht mechanisch den Hut, als er bei dem Heiligenhäuschen vorbeikommt, vor dem heute, wie so manchmal, ein kleines rotes Lämpchen brennt. Noch einmal blickt er sich um nach dem Dorfe, das in tiefster Dunkelheit daliegt, dann sucht er sein Schlafgemach auf. — —

Einige Tage später ist's, da trifft Bernd auf einem einsamen Feldwege mit dem Pfarrer zusammen. Höflich grüßend will er vorübergehen, doch der Pfarrer hält ihn zurück.

„Es ist gut, daß ich Sie hier treffe, Herr Meier, da können wir mal ungestört miteinander reden. Ich wollte sowieso schon zu Ihnen hinauf."

„Nun, Herr Pfarrer?" fragt Bernd ziemlich verlegen.

„Wie ich gehört habe, werden Sie der Mutter demnächst eine Schwiegertochter auf den Hof bringen?"

Bernd errötet bei dieser Frage. Am liebsten würde er die Antwort verweigern, aber dem alten Pfarrer gegenüber, der ihn zur ersten heiligen Kommunion geführt: kann er doch nicht unhöflich sein. Und so antwortet er gezwungen:

„Wird wohl so sein, Herr Pfarrer. Bin ja alt genug dazu."

„Gewiß sind Sie das, Herr Meier. — Ihre Braut ist die Dora Fuchs, die Nichte des Krugwirtes?"

„Ja, Herr Pfarrer!" preßt Bernd hervor.

„Mein lieber Herr Meier," fährt der Pfarrer in freundlichstem Tone fort, „als Ihr Seelenhirt bin ich verpflichtet, Sie auf die Gefahren Ihres Brautstandes und Ihrer späteren Ehe aufmerksam zu machen. Sie wissen doch, daß die Dora Fuchs protestantisch ist?"

„Gewiß weiß ich das, Herr Pfarrer!"

Eine Pause entsteht, während der sich die Männer fest in die Augen blicken.

„Herr Meier, hören Sie meinen Rat und glauben Sie, es ist gut gemeint. Heben Sie die Bekanntschaft auf. Bereiten Sie Ihrer alten Mutter keinen Gram. Die Lindenhofbauern sind stets streng katholisch gewesen. Sorgen auch Sie, daß nur eine katholische Bäuerin dort oben ihren Einzug hält."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nein, Herr Pfarrer!" antwortet Bernd trotzig

„Herr Meier, ist das Ihr fester Entschluß?"

„Jawohl!"

Ein schmerzlicher Zug fliegt über das milde Gesicht des Priesters.

„Wissen Sie denn nicht, daß in einer gemischten Ehe nie die rechte Seelenharmonie herrschen kann, daß der katholische Eheteil und auch die Kinder in der größten Gefahr schweben, ihr kostbares Gut, den heiligen Glauben, zu verlieren oder ihm gegenüber gleichgültig zu werden? Und wissen Sie denn nicht, daß unsere heilige Kirche die gemischten Ehen stets mißbilligt hat?"

„Auch gemischte Ehen werden von der Kirche eingesegnet, Herr Pfarrer."

„Gewiß, aber nur, um größere Ärgernisse zu verhüten. — Und wenn die Kirche eine gemischte Ehe gestattet, muß der andersgläubige Eheteil zuvor katholische Trauung, katholische Kindererziehung und freie Ausübung der religiösen Pflichten des katholischen Eheteils versprechen. — Der Katholik empfängt in der Eheschließung ein Sakrament. — Herr Meier, lassen Sie sich warnen, ehe es zu spät ist."

„Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich tue, Herr Pfarrer!"

Trotzig wendet sich Bernd zum Gehen.

„Dann müssen Sie alle Verantwortung tragen für die Folgen, die aus Ihrem Schritt entstehen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Das werde ich auch!" ruft der Dahingehende, ohne sich umzublicken.

Langsam, mit wehem Herzen, geht der alte Pfarrer heim. Er hat all die langen Jahre mit größter Sorgfalt und Hirtentreue die Herde, die ihm anvertraut ist, geweidet, und nun sieht er ein Schäflein in die Irre gehen.

2.

Der junge Lindenhofbauer hält Hochzeit. Früh am Morgen nach der Messe ist das Paar in der Dorfkirche getraut worden. Die Stimme des alten Pfarrers hat gezittert vor Schmerz und Weh, denn es ist die erste gemischte Ehe gewesen, die er eingesegnet hat. Nach der Trauung sind die Brautleute mit Gefolge zum Sternkruge gegangen, um dort an gedeckten Tischen ein Frühstück einzunehmen. Dann ist die Hochzeitsgesellschaft mit geschmücktem Wagen zum Lindenhof hinausgefahren, wo das Festmahl ihrer harrte. In der Wohnstube sitzen das Brautpaar und die nächsten Verwandten, in der großen Gesindestube haben die anderen Teilnehmer Platz gefunden. Die Tenne ist gereinigt und mit Girlanden und bunten Bändern geschmückt. Eine kleine Bühne bietet Platz für die Musikanten.

Glückstrahlend sitzt die junge Frau an der Seite ihres angetrauten Gatten, der gar ernst dreinschaut, als ob er die Verantwortung seines eben begonnenen

Ehestandes schon fühlte. Dem Brautpaare gegenüber sitzt die alte Mutter an der Seite des Krugwirtes. Wohl zwingt sich die alte Bäuerin, an der Festfreude teilzunehmen, aber ihre geröteten Augenlider zeugen von vielem Weinen, und manchmal erhebt sie sich, um hinauszugehen und die aus ihren Augen hervorbrechenden Tränen zu verbergen. Auch der Pfarrer ist auf das Drängen der Mutter hin von dem Brautpaare geladen worden. Nach dem Mittagsmahle kommt er, um nicht zu beleidigen, auf ein Stündchen herauf. Obwohl der junge Bauer seinem Herzen ein großes Weh bereitet hat, zeigt er sich doch von größter Freundlichkeit, und aufrichtig, wie er nur sein kann, ist sein Glückwunsch, den er dem neuvermählten Paare ausspricht. Nach kurzem Verweilen verabschiedet er sich wieder. Die Mutter begleitet ihn eine Strecke hinaus und schüttet ihm ihr ganzes schweres Herz aus.

„Wir müssen nun alles dem lieben Gott anheimstellen, Mutter Meier. — Wir wollen hoffen, daß sich noch alles zum Guten wendet und unsere Befürchtungen nicht eintreffen."

Dann geht der Pfarrer ernst und sinnend zum Dorf hinab.

Die Mutter kniet noch eine Weile vor der Mutter Gottes am Eingange des Hofes nieder.

Es dämmert bereits im Osten, da erst verlassen die Hochzeitsgäste den Lindenhof.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dann geht das Leben wieder seinen gewohnten Gang. Tage reihen sich an Tage, Wochen an Wochen und Monate an Monate.

Alltägliches Leben — alltägliches Streben.

Und doch ist, als ein Jahr verflossen, das Leben auf dem Lindenhofe schon ganz anders als in früheren Jahren.

Geht der Bauer an Sonn- und Feiertagen zur Kirche, so bleibt seine Frau daheim. Sie ist ja protestantisch. Wird an Marienfesten des Abends gemeinsam der Rosenkranz gebetet, wie es von alters her auf dem Hofe Brauch ist, so geht die junge Bäuerin in ihre Kammer. Und all die vielen anderen Religionsverschiedenheiten treten dort gar deutlich hervor.

Es ist halt eine gemischte Ehe.

Anfangs hat der Bauer geglaubt, wenn die Dora erst Bäuerin sei, würde sie sich der echt katholischen Umgebung bald anschließen. Er hat ihr dies in liebevollen Worten nahegelegt, aber die Frau hat stets Einreden gehabt, die der Bauernsohn nicht zu entkräften verstand. So hat denn der Bernd unmutig alles seinen Weg gehen lassen. Zwar hat der Himmel den jungen Leuten ein Knäblein geschenkt, aber die Ehe ist deshalb doch nicht veredelt worden.

Es ist am Vorabende von Mariä Namensfest. Graue Wolkenballen werden vom Winde dahingetrieben, und kalte Regenschauer ergießen sich über die herbstliche Flur. Die alte Bäuerin liegt, von der

Gicht geplagt, zu Bette. Langsam läßt sie die Körner des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Obwohl ein stiller Frieden auf ihrem runzligen Gesichte ausgeprägt ist, läßt sie dennoch von Zeit zu Zeit die Blicke voll Unruhe nach dem Fenster gleiten, um in die hereinbrechende Dämmerung hinauszuspähen.

Das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde am Eingange des Hofes ist noch nicht angezündet. Das ist's, was ihr Sorge macht. Bisher hat sie dieses immer selbst besorgt, nun aber liegt sie krank auf ihrem Lager. Wer wird es nun tun? Die Knechte und Mägde sind in den Scheunen beschäftigt. Ihr Sohn ist mit einem Fuhrwerk über Land. Ob sie's der Dora wohl sagen soll? — Ach, wenn sie katholisch wäre . . .

Da kommt die Dora mit einer Tasse Tee ins Krankenzimmer.

„So, Mutter, hier ist der Tee. Nun müßt Ihr aber gleich trinken, ehe er kalt wird."

„Ich danke dir, Dora!"

Etwas unsicher führen die Hände die Tasse an die Lippen.

Die junge Bäuerin starrt in das unwirtliche Wetter hinaus.

„Ein unfreundlicher Abend," meint sie.

„Es ist eben Herbst, Dora. — Ist Bernd noch nicht zurück?"

„Nein, Mutter!"

„Ist von den Mägden keine im Hause?"

„Die sind noch in der Scheune. — Sollten sie was?" Fragend wendet sich die junge Frau der Schwiegermutter zu.

„Ja — ich hätte — so gern . . ."

„Kann ich's nicht besorgen?"

„Ja, Dora, du kannst es wohl, wenn du's willst. — Das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde ist noch nicht angezündet. Willst du es wohl besorgen?"

„Damit müßt Ihr mich verschonen, Mutter," entgegnet die Schwiegertochter unfreundlich. „Ihr wißt, daß ich nicht Eures Glaubens bin. Deshalb müßt Ihr mir auch nicht zumuten, das Lämpchen anzuzünden. Wenn Ihr die Maria verehrt, so ist das Eure Sache. Ich tue es nicht und biete auch nicht meine Hand dazu."

„Es würde dir keinen Schaden tun, Dora," antwortet die alte Mutter mit zitternder Stimme, wobei ihr die Tränen über die gefurchten Wangen rollen.

„Aberglaube," brummt die junge Frau.

„Du willst es wirklich nicht tun?"

„Nein!"

Hart klingt die Stimme. Dann verläßt die junge Bäuerin das Gemach.

Weinend sinkt die Mutter in ihre Kissen zurück. Wie ein kalter, schneidender Hauch ist ihr die Antwort ihrer Schwiegertochter ins Herz gefahren. Wie manchmal hat sie sich schon gegrämt über die Religions-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verschiedenheit, die auf dem Lindenhofe seit der Heirat ihres Sohnes herrscht, wie manche bittere Träne hat sie schon im stillen geweint, daß die jungen Leute in ihrem Heiligsten uneins sind. Sie hat geschwiegen und geduldet. Wem soll sie ihr Leid außer dem Herrgott auch klagen? — Von ihren Kindern ist ihr nur der Bernd geblieben, und der trägt an dem Kreuze, das er sich durch diese Ehe aufgebürdet, schwer genug, wenn er es auch nicht offen ausspricht. Ein Mutterauge sieht scharf, und längst hat sie bemerkt, daß auch in dem Herzen ihres Sohnes die Reue über seinen Schritt, vor dem sie und der alte Pfarrer ihn oftmals gewarnt, eingezogen ist. Aber ihm kann niemand helfen. — Es ist halt sein Weib auf ewig.

Draußen öffnet sich knarrend das Tor der Einfriedigung. Ein Wagen rollt auf den Hof.

Bernd ist heimgekehrt.

Da tritt er auch schon zu der kranken Mutter herein.

„Nun, wie geht's denn, Mutter?" fragt er besorgt.

„Ach, Bernd, wie soll es mir gehen," antwortet sie mit zitternder Stimme. „Ich glaube, mir wäre am wohlsten, wenn ich bei dem seligen Vater auf dem Friedhof läge."

„So mußt du nicht sprechen, Mutter. Ich freue mich, daß ich dich noch habe."

„Ja, du!" Wieder beginnt sie zu weinen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Aber weshalb weinst du denn? — Ist etwas vorgefallen?"

Sie schüttelt den Kopf und wischt mit dem Taschentuche die Tränen aus den Augen.

„Willst du das Lämpchen anzünden, Bernd?"

„Gewiß! — Weshalb brennt es denn noch nicht? Du konntest es doch den Mägden sagen oder schließlich der Dora."

„Die Mägde sind nicht im Hause. — Dora habe ich's gesagt, sie wollte nicht."

„Das wollte sie nicht?" kommt es gedehnt aus Bernds Munde.

„Sag ihr nichts, Bernd. — Geh und zünde das Licht an, morgen ist Marientag. Auf dem Lindenhofe ist stets die Mutter Gottes verehrt worden. Behalte auch du diese fromme Sitte bei, und es wird dir Glück und Segen bringen und dir dein Leid erleichtern."

Schweigend geht der Bernd hinaus, um dem Wunsche der Mutter zu willfahren. In der Küche trifft er dann seine Frau. Die Mutter hat zwar gesagt: „Sag ihr nichts!" Aber hier kann und darf er doch nicht schweigen, und wenn's auch sein Weib ist.

„Der Mutter hättest du doch wohl die Bitte erfüllen können!"

„Nun, hat sie es dir schon erzählt?" Spitz und gereizt spricht die Frau. „Aber was ich deiner Mutter gesagt habe, sage ich auch dir: Ich tue es nicht. — Du hast gewußt, daß ich anderen Glaubens war. Du hast

damals gesagt: Du gefällst mir so, wie du bist. Und wenn meiner religiösen Überzeugung Freiheit gelassen werden soll, wie du sagtest, dann müßt ihr mich auch mit solchen Angelegenheiten, die meinen Gefühlen widerstreben, verschonen."

„Es handelt sich um die Bitten einer kranken Mutter, und die hättest du berücksichtigen müssen, das ist meine Ansicht. Deine religiöse Überzeugung hätte dadurch gar keinen Schaden gelitten."

„Du hältst mit deiner Mutter, das weiß ich längst," entgegnet die Frau schnippisch.

„Dora, du tust unrecht, wenn du das sagst," antwortet Bernd entrüstet.

„Streit's nur nicht ab," eifert sie weiter, ohne aufzublicken, „du und deine Mutter und ihr alle steckt die Köpfe zusammen, und ich stehe dann allein. Da wird dann gesprochen und getuschelt, weiß Gott, was alles. Oder glaubst du, ich merke nicht, wie ich allen im Wege stehe, nur deshalb, weil ich anderen Glaubens bin? — Hätte nie gedacht, daß man mich das hier fühlen lassen würde."

„Was du da sagst, ist eine Lüge."

Zornig blickt Bernd auf seine Frau am Herde.

„Ich weiß, was ich weiß, und da glaub' du meinetwegen, ich täte unrecht."

„Dora, in Wahrheit kannst du nicht sagen, daß man dir Vorhaltungen oder Vorwürfe wegen deines Glaubens gemacht hat. Soviel ich weiß, ist dir noch

niemand zu nahe getreten. Hüte dich aber auch, uns in unseren Gefühlen zu verletzen. — Du hast mir heute durch dein Benehmen wehe getan, mir und der Mutter. — Vergiß nicht, daß du die Rücksicht, die wir dir angedeihen lassen, auch uns schuldig bist."

Damit geht Bernd aus der Küche. Er begibt sich zu den Mägden und Knechten, um nach dem Rechten zu sehen.

Höhnisch lachend blickt Dora ihrem Gatten durchs Fenster nach.

„Nun hast du mal die Wahrheit gehört, und ihr alle werdet wissen, daß ihr mir nicht zu nahe treten dürft. — Ja, Bernd, du hast gedacht, mich bald katholisch zu machen, aber du hast dich verrechnet. Aber magst du auch noch so fromm sein, Bernd, am anderen Sonntag geht's mal zum Tanz, und gehst du nicht mit, desto besser, so gehe ich allein. Das ganze lange Jahr ohne eine Festlichkeit halte ich nicht aus."

So denkt die Frau, und sie reckt die Arme, als ob sie die in ihr ruhende Kraft prüfen wollte. Dann blickt sie noch einmal nach der Türe, lauschend; nichts vernimmt ihr Ohr. Und nun entnimmt sie ihrer Tasche einen zerknitterten Brief, und eilig fliegen ihre Augen über die Zeilen.

„. . . Am 29. September wird im Kruge das Erntefest gefeiert. Ich erwarte dich dort, damit wir noch einmal, wie schon so oft, Stunden des gegen-

seitigen Glückes verleben. Hoffentlich wird dein bigotter Gemahl nicht allzu eifersüchtig sein.

In alter Zuneigung Ernst Scheder."

„Ich komme, Ernst, ich komme!"

Da werden draußen Schritte laut.

Hastig schiebt die Frau das sündhafte Schreiben wieder in ihre Tasche.

Im nächsten Augenblicke betritt Bernd mit den Knechten die Küche.

3.

Wieder ist es Sonntag geworden. Der Sternkrug prangt im festlichen Gewande. Eine lange schwarz-weiß-rote Fahne flattert vom Giebel herab lustig im Winde. Der Saal ist mit Kränzen und Girlanden geschmückt, zwischen denen bunte Papierlampions hängen. Der Fußboden ist blankgescheuert und geglättet, damit die tanzenden Paare leichtfüßig im Kreise herumwirbeln können. Noch einige Stunden, dann beginnt das Erntefest in diesen Räumen.

In einem kleinen Stübchen hinter dem allgemeinen Gastzimmer steht ein städtisch gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren sinnend am Fenster. Die Linke spielt mechanisch mit der schweren Uhrkette, während die Gedanken zurückschweifen in die Vergangenheit. Da tritt der Wirt mit zwei schäumenden Bierkrügen

ein und macht den Träumereien des Mannes ein Ende. Auf einem Ledersofa nehmen die beiden Platz.

„Waren Sie droben auf dem Lindenhofe, Herr Scheder?" fragt der Wirt in gedämpftem Tone.

„Ja, ich war dort, ein ganz respektables Anwesen," gibt der Gefragte ebenso leise zurück.

„Und haben Sie die Dora getroffen und gesprochen?"

„Die Dora und auch ihren Gatten."

„Hat er Ihnen die Hunde nicht auf den Pelz gehetzt?" forscht der Wirt lachend weiter.

„Gott bewahre! Ich wurde ihm als Vetter vorgestellt. — Scheint mir überhaupt ein harmloser Kerl zu sein. Ich kann die Dora wirklich nicht begreifen, daß sie sich in den vergafft hat."

Gedankenvoll blickt der Wirt eine Weile zu Boden, dann raunt er seinem Gegenüber zu: „Hab's auch nicht begreifen können und meine Frau auch nicht. — Die Dora muß nur auf den Hof spekuliert haben, sonst weiß ich's nicht."

„Deshalb gab sie mir damals einen Korb," grinst der andere bitter, hastig nach seinem Bierkruge greifend, als wollte er in dem Trank Vergessen suchen.

„Die Dora war immer eigen," meint der Wirt beschwichtigend.

„Damals war ich ihr zu gering, zu arm. Heute könnte ich ihr ein glänzendes Los bereiten. Ich glaube,

sie würde sich an meiner Seite glücklicher fühlen als auf dem bigotten Bauernsitze da oben."

„Mag sein. — Sie kommt doch?"

„Sie hat es mir versprochen." — — —

Allmählich neigt sich der Tag seinem Ende zu. Dunkle Schatten gleiten schon über die herbstlichen Fluren, und in den Wiesengründen bilden sich weiße, schleierhafte Nebelstreifen, die, von der Luft bewegt, oft hin- und herschweben, bis sie zerrissen und zerfetzt dahingetrieben werden.

Dämmerung herrscht auch in dem Zimmer des Lindenhofes, in dem der junge Bauer, aus seiner Meerschaumpfeife rauchend, am Tische sitzt. Er hat am Nachmittag einige notwendige Korrespondenzen erledigt. Und nun sitzt er da und spielt mit dem Hunde, der den Kopf auf seine Knie gelegt hat.

Da öffnet sich die Türe. Mit einer brennenden Lampe in der Hand tritt seine Frau herein, gekleidet in ein helles, duftiges Mullkleid, im Haare eine dunkle Rose. Im matten rötlichen Licht der Lampe hebt sich das blendende Weiß des Kleides von der dunklen Umgebung wirkungsvoll ab. Eine ganze Weile ruht der Blick des Mannes staunend und bewundernd auf der schmiegsamen, schlanken Gestalt, die nun die Holzladen schließt.

„Nun, Bernd, bist du bald soweit?" fragt sie, noch immer an dem Fenster nestelnd.

„So willst du wirklich hin?"

Mit einem Ruck wendet sich die Frau ihrem Gatten zu, und ernst fragt sie wieder: „Du etwa nicht?"

„Ich kann dir gestehen, Dora, daß ich am liebsten zu Hause bliebe. — Ich verlange gar nicht nach dem Erntefest, ich fühle mich viel wohler hier als in dem lärmenden Saale."

„Dieses Mal können wir uns nicht zurückziehen — Der Onkel hat uns eingeladen, mein Vetter ist gekommen . . ."

„Daß du mir aber nie vorher etwas von diesem Vetter gesagt hast," meint Bernd, fragend zu seiner Frau aufblickend.

„Was hättest du für ein Interesse daran gehabt?" gibt sie gleichgültig zurück.

„Wenn ich dir meine Meinung offen sagen soll: Mir gefällt dieser Vetter nicht. Er hat, wie man sagt, keinen guten Blick. — Ich glaube, es wäre für uns beide am besten, wenn wir nicht hingingen. Zudem solltest du doch des Kindes halber schon zu Hause bleiben."

„So, gönnst du mir diese unschuldige Freude des Tanzens nicht?" kommt es gereizt von den Lippen der jungen Frau. „Der Kleine ist in guter Hut. Das ganze Jahr lebt man hier oben von aller Festlichkeit abgeschlossen. Kommt dann einmal eine Gelegenheit, der man sich nicht entziehen kann, dann möchtest du auch diese vorübergehen lassen und wie ein Einsiedler

hier weiterleben. — Ich bin noch jung und habe ein Anrecht auf die Freude."

Halb erstaunt, halb unwillig blickt Bernd auf die heftig gestikulierende Frau, die nun ihr parfümiertes Taschentuch hervorzieht und an die Augen führt.

„Mein Gott, Dora, beruhige dich doch. So sind meine Worte nicht gemeint. Gern gönne ich dir die Freude; aber von diesem Erntefeste verspreche ich mir nicht viel Gutes. — Ich will dir nicht zuwider sein. -- Gehen wir also hin."

Müde erhebt sich Bernd von seinem Sitze. Liebevoll schlingt er den Arm um den Hals seiner Gattin, und freundlich blickt er Dora ins Auge, aber wie Mahnung drohenden Unheils legt sich's beklemmend um seine Brust.

Draußen erklingt der schrille Ruf eines Käuzchens.

Etwas zaghaft betritt Bernd, aber leicht und fröhlich seine Frau den Tanzsaal im Sternkruge. Da kommt auch schon Scheder auf sie zu und führt sie an einen mit Blumen geschmückten Tisch in ein Nebenzimmer, wo er einige Plätze für sie reserviert hat.

Am unteren Ende des Tisches sitzt Schäfers, ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, ein guter Freund von Bernd, mit seiner Frau bei einem Glase Bier. Er bietet dem Freunde die Hand, und bald sind die beiden Männer in ein Gespräch über Ackerwirtschaft vertieft. Dora wechselt einige Worte mit der Frau Schäfers, dann aber wendet sie sich ganz Scheder zu

Ihre Wangen glühen, ihre Augen leuchten, ihr helles Lachen zittert oft durch das Zimmer. Jedesmal blickt Bernd mit einem kurzen Augenaufschlag zu seiner sonst so wortkargen Frau auf, und er lächelt gezwungen. In der Seele aber tut's ihm weh, daß die Dora mit dem Scheder, ihrem Vetter, so vergnügt und lustig tut, während sie daheim auf dem Hofe nie eine so fröhliche Miene zeigt.

Die vier Musikanten, — diesmal sind es geübte Militärmusiker aus der Stadt, — beginnen einen Walzer.

„Herr Meier, Sie gestatten doch . . .," hört Bernd sich plötzlich gefragt, — er hat im Gespräch mit dem Freunde gar nicht auf die Musik geachtet, — und ehe er eine Antwort geben kann, geht Scheder schon dahin in den Tanzsaal, am Arme die Dora. Und sie lachen und plaudern. Im nächsten Augenblicke schweben die beiden im Tanze dahin. Bernd wendet die Augen, um es nicht zu sehen, denn das freie Lachen Scheders hat ihn verletzt.

„Nun, tanzt ihr beiden denn nicht?" fragt Bernd dann das befreundete Ehepaar.

„Ich kann nicht gut tanzen, Herr Meier," antwortet Frau Schäfers, „unsere beiden Mädchen sind hier, da sind wir auch etwas herübergekommen, damit sie zur rechten Zeit wieder heimgehen."

Dann plaudern sie weiter, während Dora im Reigen dahinfliegt und lachend den Worten lauscht, die ihr Scheder in die Ohren raunt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So geht's mehrere Tänze hindurch. Einmal versucht Bernd zu tanzen, aber es wird ihm schwer. Er atmet auf, als ihn ein Herr während des Tanzes ablöst. Aber finster wird seine Stirn, als er Scheder erkennt.

Um 11 Uhr geht Bernds Freund mit Frau und Mägden heim.

„Wer ist der Mann, der mit deiner Frau tanzt, Bernd?" fragt er noch vor dem Gehen.

„Ein Vetter von ihr."

„So? — Ist ja sehr liebenswürdig mit deiner Frau. — Im Vertrauen gesagt, Bernd: Er macht keinen guten Eindruck."

„Ich gehe auch gleich heim!"

Bernd begleitet seine Tischgenossen bis vor die Türe. Als er wieder ins Zimmer tritt, sieht er Dora und Scheder am Tische sitzen. Scheder hat den Arm um ihre Taille gelegt, und gerade biegt er sich vertraulich zu ihr herüber.

Wutentbrannt springt Bernd auf die beiden zu und reißt sein Weib zur Seite.

„Sofort gehen wir nun heim! Solche Vertraulichkeiten verbitte ich mir auch von deinem Vetter." Zornig rollen seine Augen, und grimmig hält er die Fäuste geballt.

„Sie roher Mensch," knirscht Scheder.

„Sagen Sie noch ein Wort, dann fühlen Sie meine Fäuste."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Diese Behandlung lasse ich mir hier öffentlich nicht von dir gefallen. Du scheinst betrunken zu sein. Ich gehe nicht mit dir." So keift die heuchlerische Frau.

„Du gehst jetzt sofort mit!"

Ohne ein Wort zu sprechen, die Zähne fest aufeinandergepreßt, so schreitet Bernd den dunklen Weg zum Lindenhofe hinauf. Das zornige Schluchzen seiner ihm zur Seite gehenden Frau wie auch ihre Scheltworte, mit denen sie ihn der Roheit zeiht, üben auf ihn keinen Einfluß aus. Er schiebt sie vor sich her ins Haus und schließt die Türe hinter sich zu.

Schon früh zieht Bernd am andern Morgen mit den Knechten hinaus aufs Feld. Als er gegen Mittag heimkommt, ist er erstaunt, seine Frau nirgends zu finden. Auf seine Frage erfährt er, daß sie vor mehreren Stunden, kurz nach seinem Fortgehen, mit Hut und Mantel ins Dorf hinabgegangen sei. Eine furchtbare Ahnung befällt ihn. Er eilt hinauf in das Zimmer seiner Frau. Ihre besten Kleider fehlen. Den Kleinen findet er unter der Obhut einer Magd. Dann eilt er zum Dorfe hinab in den Sternkrug. Schlaftrunken kommt ihm der Wirt im Hausflur entgegen.

„Ist meine Frau hier?"

„Eure Frau? — Nein! — Sie ist ja mit Euch heimgekehrt. — Seid recht grob zu ihr gewesen, Lindenbauer."

„Das geht Euch nichts an, Wirt. — Wo ist Scheder?"

„Der ist heute früh mit dem Schnellzuge abgefahren."

Wie betäubt verläßt Bernd das Haus. Möglich, daß seine Befürchtung unbegründet ist. Vielleicht kehrt die Dora im Laufe des Tages heim, vielleicht ist sie schon wieder droben. Aber eine furchtbare Ahnung will ihn nicht verlassen.

4.

Trübe Tage hat der Herbst ins Land geschickt. Nur selten huscht ein Sonnenblick durch zerrissene Wolken zur Erde; Regengüsse wechseln ab mit dichtem, bedrückendem Nebel. Und seelisch trübe Tage sind es auch, die die Bewohner des Lindenhofes an sich vorüberziehen sehen. Das frohe Scherzen und Plaudern der Dienstboten ist verstummt. Ernst und schweigend geht ein jeder seiner Arbeit nach. Nicht tragen sie Leid um den Fortgang der Bäuerin, — eine echte Bäuerin war sie ja doch nie. Aber der Herr dauert sie und die alte Mutter, die nun wieder auf die Bitten ihres Sohnes hier das Regiment führt.

Schluchzend wie ein Kind hat Bernd einige Tage nach Doras Entweichen der Mutter sein Leid geklagt. Sie hat seine Klagen vernommen, ohne ein Wort des Tadels, obwohl sie Grund dazu gehabt hätte. Dann

hat sie ihn bei der Hand gefaßt, und er hat sich leiten lassen wie ein Kind, leiten aus dem Hause hinaus zum Bilde der Schmerzensmutter am Eingange des Hofes, und lange haben Mutter und Sohn dort im Gebete gekniet.

Seitdem sitzt der junge Bauer oft träumerisch des Abends bei der Mutter am Tische. Wenn sich dann aber der kleine Franz in seinem Bettchen regt, dann springt er auf, reißt das Kind aus den Kissen, um es zu herzen und zu liebkosen, wie man es von dem ernsten Manne nicht für möglich halten sollte. Es ist, als ob er all seine verschmähte Liebe auf das Kind übertragen wollte. —

Jetzt naht das hochheilige Weihnachtsfest, das Fest der Liebe und des Friedens.

Am Nachmittage des ersten Festtages kommt der alte Pfarrer wieder zum Lindenhofe hinauf. Bernd führt ihn zum Wohnzimmer, wo die Mutter, in einem Betrachtungsbuche lesend, hinter dem warmen Ofen sitzt.

Ein freudiges Aufleuchten fliegt über die Züge der Greisin beim Eintritt des Pfarrers. Sie erhebt sich von ihrem Sitze, legt die Brille in das Buch und tritt dann dem Besucher entgegen.

„Das ist eine Freude, Herr Pfarrer, daß Sie uns doch auch einmal besuchen."

„Mutter Meier, ich mußte doch einmal nachsehen, was ihr hier auf eurer Einsiedelei beginnt," antwortet

der Pfarrer in scherzendem Tone. „Bin ja lange nicht hier oben gewesen, aber heute glaubte ich doch, Ihnen und den Ihrigen den Weihnachtsgruß überbringen zu müssen."

„Von Herzen Dank, Herr Pfarrer. Lieb wäre es uns, wenn Sie öfter wieder hinaufkommen wollten, so wie früher."

„Will sehen, Mutter Meier, wenn sich's machen läßt."

Bernd hat den alten damastgepolsterten Lehnstuhl herangerückt, in dem der Besucher nun Platz nimmt. Die Mutter setzt sich ihm zur Seite, während Bernd sich zum Hinausgehen anschickt.

„Aber, Herr Meier, Sie bleiben doch bitte auch hier. Sie sind doch des Hauses Herr," sucht ihn der Pfarrer zurückzuhalten.

„Wenn's Ihnen angenehm ist, Herr Pfarrer . . .," antwortet Bernd verlegen.

„Na, selbstverständlich, Herr Meier."

Und Bernd muß dem Pfarrer gegenüber Platz nehmen.

In angenehmem Geplauder verstreicht die Zeit Anfangs hat Bernd nicht gewagt, die Augen zu seinem Seelenhirten aufzuschlagen, aber bald ist er freier geworden, und offen und ehrlich blickt er nun den Priester an und unterhält sich mit ihm über die verschiedensten Angelegenheiten. Die Dämmerung ist schon herein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gebrochen, als sich der Pfarrer endlich zum Heimgehen erhebt, baldiges Wiederkommen in Aussicht stellend.

„Herr Pfarrer, Sie sollen aber nicht zu Fuß gehen," spricht Bernd, „ich spanne an und fahre Sie ins Dorf hinab."

„Machen Sie keine Umstände," wehrt dieser, „wir haben trockenen Frost, und da gehe ich gern. Wenn Sie mir aber gefällig sein wollen, so begleiten Sie mich ein Streckchen heimwärts."

„Gewiß, Herr Pfarrer!" —

Nach herzlicher Verabschiedung von der alten Mutter begibt sich der Pfarrer, von Bernd begleitet, auf den Heimweg.

Feierliche Stille liegt über der winterlichen Landschaft, nur das Geläut der Kirchenglocken dringt gedämpft zum Lindenhofe hinauf.

„Ein weihevoller Abend," spricht nach einem Weilchen der Pfarrer, „so recht geeignet, Frieden in das unruhevolle Menschenherz zu gießen. Ach, wenn doch allen ein seliger Weihnachtsfrieden beschieden wäre, allen, und auch Ihnen, Herr Meier!"

„Auch mir?" kommt es leise aus Bernds Munde. Dann senkt er das Haupt und blickt sinnend und wehmütig zur Erde.

Wie Bernd, so hat auch der Pfarrer seine Schritte gehemmt. Er greift nach der Rechten des geprüften Mannes und hält sie fest und innig umschlossen. Dabei ruhen seine Augen voll Liebe und Teilnahme auf den

vom matten Mondlichte beschienenen Zügen seines Begleiters.

„Ja, auch Ihnen, Herr Meier," spricht er dann in sanftem Tone. „Verzeihen Sie, wenn ich eine schmerzende Wunde in Ihrem Innern berühre. Aber nur um Ihre Wunde zu heilen, um auch Ihrem Herzen den seligen Frieden wiederzuverschaffen, spreche ich diese Worte. Hauptsächlich Ihrethalben bin ich heute zum Lindenhofe heraufgekommen, und um mit Ihnen einige ungestörte Worte zu sprechen, bat ich Sie um Ihre Begleitung. Nicht wahr, Sie zürnen mir doch nicht?"

Müde heben sich die tränenfeuchten Augen Bernds zu dem Priester auf. „Wie könnte ich zürnen, Herr Pfarrer. — Sie haben es immer gut mit mir gemeint, wenn ich es damals auch nicht einsehen wollte. Hätte ich Ihren Warnungen und Ermahnungen Gehör gegeben, so wäre mir all das Leid und die Schande erspart geblieben."

„Herr Meier, lassen wir nun die Vergangenheit ruhen. Gedenken wir der Gegenwart und der Zukunft. Opfern Sie Ihr Leid und Weh dem lieben Gott auf, dann wird Ihnen auch daraus noch Heil für Ihre Seele erspriessen. — Und nun vernehmen Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Lassen Sie uns langsam den Weg hinabgehen."

Wie zwei Schatten bewegen sich die beiden Männer unter den entlaubten Bäumen hin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Vorgestern traf ich mit Ihrem Freunde, dem Gutsbesitzer Schäfers, zusammen. Er war einige Tage ins Friesische verreist gewesen. Auf der Heimreise hatte er sich einen Tag in Hannover aufgehalten, und hier war ihm Ihre Frau begegnet."

„In Hannover?" Mit einem Ruck stehenbleibend, blickt Bernd mit stieren Augen den Pfarrer an.

„Schäfers sagte mir, er habe sie in ein bürgerliches Haus eintreten sehen; er ist der Meinung, daß sie dort ihre Wohnung hat."

„Als Frau des nichtswürdigen Scheder?"

„Das ist nicht möglich, Herr Meier. Dieses könnte erst dann sein, wenn die mit Ihnen geschlossene Ehe geschieden wäre. — Wie wäre es, Herr Meier, wenn Sie Ihre Frau einmal in Hannover aufsuchen und zur Heimkehr bewegen würden? Vielleicht könnte noch alles wieder gut werden."

„Herr Pfarrer, das muten Sie mir zu? — Da sie pflichtvergessen entwichen ist, kann ich sie nicht mehr als meine Frau betrachten. Mag sie sehen, wo sie bleibt."

„Herr Meier, Sie vergessen, daß es Ihre rechtmäßig angetraute Frau bleibt, solange sie lebt."

Finster vor sich hinbrütend blickt Bernd zu Boden

„Herr Pfarrer," rafft sich Bernd endlich aus seinem Sinnen auf, „ich habe in letzter Zeit den Unsegen einer gemischten Ehe zur Genüge erfahren, ich möchten jeden vor einer Mischehe warnen. Ich will

nun mein Kreuz als Sühne für meine Schuld tragen. Aber die Frau zurückholen, das ist mir unmöglich."

„Nein, Herr Meier, unmöglich ist Ihnen das nicht, nur der Wille fehlt Ihnen noch," spricht der Seelenhirt sanft und eindringlich weiter. „Seien Sie einmal versöhnlich; betrachten Sie die Verirrung Ihrer Frau einmal vom Standpunkte der menschlichen Schwäche aus. Wir alle sind ja voller Schuld und Fehler, und wir alle beten zum lieben Gott: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern . . ."

Bernd verhält sich noch immer ablehnend, aber der alte Pfarrer redet so eindringlich, er bittet so innig, daß allmählich Bernd zu seiner Ansicht bekehrt wird, daß er endlich seinen Bitten Gehör und Zusage schenkt.

Mittlerweile sind die beiden Männer vorm Dorfe angelangt. Dort steht eine Tannengruppe und unter ihr ein altes Steinkreuz. Der Pfarrer hält Bernds Hand noch umschlossen und blickt ihm fest ins Gesicht.

„Nun versprechen Sie mir noch einmal in die Hand, Herr Meier, hier unter dem Kreuze, daß Sie meine Bitten erfüllen werden."

„Herr Pfarrer, es soll geschehen!" antwortet er mit fester Stimme, dann geht er ernst und sinnend wieder heim.

Der Priestergreis aber bleibt noch ein Weilchen vor dem Kreuze stehen, um ein inniges Gebet zum Lenker der Menschenherzen emporzusenden.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und durch die Abendluft läuten noch immer die Weihnachtsglocken den Frieden ein: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ — —

Dem trockenen Frost ist ein reicher Schneefall gefolgt. Wie mit einem weißen Pelzmantel bedeckt liegt die weite Welt nun im schwachen Scheine der Wintersonne.

Brausend saust der Eilzug auf dem blanken Schienenstrang durch die verschneite Landschaft nordwärts. Vorbei fliegt das Dampfroß an Städten und Dörfern, deren graue Brettergiebel traulich unter der Schneedecke hervorlugen. Aber dem eilenden Zuge voraus haften die Gedanken eines Mannes, der ernst und sinnend durch ein Fenster stiert. An prächtigen Waldungen geht's jetzt vorbei. Schlankgewachsene Tannen, deren Zweige sich unter der weißen Last gesenkt haben, wechseln mit mächtigen Buchen und knorrigen Eichen. Hier zankt sich eine Schar krächzender Raben um ein Beutestück, dort nagt ein hungerndes Reh an der Rinde eines Baumes. Aber der Mann hat kein Auge für die Schönheiten der winterlichen Natur. Nur vorwärts treibt's ihn, vorwärts! Von Zeit zu Zeit entnimmt er seiner Brusttasche ein Notizbuch, um sich Hausnummer und Straße, die ihm sein Freund Schäfers angegeben, fest ins Gedächtnis einzuprägen. Dann gibt er sich wieder seinem Sinnen hin.

Nun rollt der Zug in die weite Halle ein. Die Bremsen knirschen, und die lange Wagenreihe steht still. Die Abteiltüren werden aufgerissen, und die Schaffner auf den Bahnsteigen rufen: „Hannover."

Der sinnende Mann erhebt sich, reckt die von der langen Fahrt steifgewordenen Glieder und steigt aus. Nachdem er sich in einem Hotel ein wenig gestärkt, durchwandert er die Stadt, seinem Ziele zu. Endlich ist er nach häufigem Fragen in der von Schäfers bezeichneten Straße angelangt. Bald hat er auch die Hausnummer gefunden. Mit beklommenem Herzen blickt er nun zu dem Gebäude, einem mehrstöckigen, ausgedehnten Backsteinbau, auf, in dem seine Frau wohnen soll. Schon mehrmals hat er den Fuß auf die Schwelle gesetzt, aber immer wieder ist er, wie von einer unsichtbaren Macht gehalten, zurückgetreten. Da tritt ein gutgekleideter älterer Herr aus dem Hause.

Rasch entschlossen tritt Bernd an ihn heran. „Entschuldigen Sie, bitte. Sind Sie Bewohner dieses Hauses?"

Verwundert blickt der Gefragte ihn an. „Jawohl!"

„Dann können Sie mir vielleicht sagen, ob hier eine Frau Meier wohnt?"

„Frau Meier?" sinnt der alte Herr, um dann fortzufahren: „Schon möglich, den Namen habe ich schon gehört, aber bestimmt sagen kann ich's nicht. — Wie es scheint, sind Sie vom Lande, und die Frau ist wohl eine Verwandte von Ihnen?"

Bernd nickt.

„Lieber Mann, in den Häusern der Großstadt kennt man die Mitbewohner oft kaum. Aber dort kommt eine Frau gegangen, die auch hier im Hause wohnt, vielleicht kann die Ihnen Aufschluß geben."

Bernd blickt die Straße hinab, und wie ein Blitz fliegt es über seine ernsten Züge. „Da ist sie ja!" kommt es in freudigem Aufruf von seinen Lippen; im nächsten Augenblick eilt er der Kommenden entgegen, während der alte Herr verwundert in entgegengesetzter Richtung davongeht.

Aufs höchste erstaunt blickt die Frau auf, als sie ihren Gatten so plötzlich vor sich stehen sieht. Aber keine freudige Regung ihres Innern macht sich bemerkbar. Nur lässig ergreift sie die zum Gruße gereichte Hand.

„Dora, ich möchte einige Worte mit dir sprechen."

„Aber nicht hier auf der Straße, hier gäbe es nur Aufsehen. Komm in die Wohnung."

„Wohnst du dort allein?" fragt Bernd zögernd.

„Mit wem soll ich denn dort wohnen?" entgegnet die Frau schnippisch.

„Sei nicht böse, ich meinte nur . . ."

Schweigend folgt er der vorangehenden Gattin in ein hübsch möbliertes Zimmer der ersten Etage. Er staunt über die Einrichtung, über die städtische Kleidung seiner Frau, aber starkmütig unterdrückt er jede neugierige Frage.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ohne sich ihres Mantels zu entledigen, ohne dem Mann einen Sitz anzubieten, fragt nun die Frau, ernst und hochaufgerichtet im Zimmer stehend: „Was hättest du mir zu sagen?"

„Dora, ich bin gekommen, dich heimzuholen!"

„Mich heimzuholen?" Ein höhnisches Lächeln breitet sich einen Augenblick über die Züge der Frau aus, um dann aber wieder einem finsteren Trotz Platz zu machen. „Gedenkst du noch des Erntefestes im Kruge?"

„Dora, laß die Vergangenheit ruhen. Es ist besser," spricht Bernd weich. „Komm mit mir zurück, und laß uns dann ein neues Leben beginnen. Ich verspreche dir, alles sei vergeben und vergessen, niemand auf dem Hofe soll dich mehr an das Geschehene erinnern."

„Ich kehre nicht zurück," war die Antwort der Frau.

„Hast du dich denn nie nach deinem Kinde gesehnt?" fragt Bernd weiter.

Schweigend blickt die Frau zu Boden.

„Dora, komm zurück und sei dem Kleinen wieder eine liebe Mutter. — — — Und du weißt doch auch, daß wir rechtmäßig verbundene Eheleute sind . . ."

„Diese Ehe war der größte Fehltritt meines Lebens," unterbricht ihn nun die Frau, „ich war betört von deinem Vermögen, deinem Reichtum, du versprachest, mich auf den Händen zu tragen, mir auf

dem Bauernhofe einen Himmel zu bereiten, meine religiösen Anschauungen zu schonen . . ."

„Tat ich das nicht?"

„Schweigen wir davon. Unsere Ehe wäre am besten unterblieben. Sie aufs neue mit dir fortzusetzen, dazu habe ich keine Lust. Hier habe ich aufgeatmet, und hier brauche ich deine Roheiten, wie du sie dir auf dem Erntefeste erlaubtest, nicht mehr zu fürchten. — Ich kann mir denken, daß es dir erwünscht wäre, wenn ich mit dir heimführe, denn nach deiner Glaubenslehre bin und bleibe ich deine Frau, solange ich lebe, wenn ich mich auch anderwärts wieder verheirate."

Bei diesen herzlosen, ja zynischen Worten der Frau ist Bernd die Zornesröte ins Gesicht getreten, aber er überwindet sich, und noch einmal versucht er alle seine Redekunst, um die Verirrte zur Heimkehr zu bewegen. Vergebens.

„Du willst wirklich meinen Bitten, heimzukehren, nicht nachkommen?" fragt er endlich.

„Nein, ich kehre nicht heim!"

„So bedaure ich, nach Hannover gekommen zu sein!"

Aufs innerste ergrimmt, geht Bernd aus dem Hause dem Bahnhofe zu. Der nächste Zug führt ihn wieder in die Heimat zurück. — — —

Am anderen Tage fährt er in die Stadt, um beim Gerichte die Scheidung seiner Ehe zu beantragen

5.

Acht Jahre sind über den Lindenhof dahingerauscht. Die alte Mutter schlummert schon auf dem Dorfkirchhofe unter dem grünen Rasen. An ihrer Statt führt eine ältere alleinstehende Kusine Bernds das Hauswesen. Bernd selbst ist ein ernster, fast finsterer Mann geworden, und manch silberschimmerndes Fädchen hat die Zeit unter sein dichtes, dunkles Haupthaar gewoben. Seinem Antrage auf Scheidung der Ehe ist damals stattgegeben worden. Als ihm die Urkunde zugestellt wurde, hat er aufgelacht. Der Dora hat er ja die Freiheit wiedergegeben. Gehört hatte er in all der langen Zeit nichts mehr von ihr. Es war ihm auch gleich, unter welchen Verhältnissen und wo sie ihr Leben fortsetzte. —

Heut ist ein prächtiger, sonniger Oktobertag. Die Felder sind zum größten Teil bereits abgeerntet, nur hier und da sieht man noch eine kleine Gruppe von Menschen bei der Kartoffelernte. Fröhliche Kinder springen dort scherzend und lachend um schwelende Feldfeuer.

Bernd kommt von einem Gange aufs Feld zurück, wo die Knechte mit Pflügen und Säen beschäftigt sind. In der breiten Hofpforte trifft er mit seinem kleinen Sohne Franz zusammen, der, den Schultornister auf dem Rücken, vom Dorfe heraufkommt. Düster und bedrückt erscheint dem Vater das sonst so lebhafte Wesen des Knaben.

„Nun, Franz, hat's in der Schule Prügel gegeben?" fragt Bernd stehenbleibend, die Hand unter des Knaben Kinn legend.

Frei blickt das Kind zu ihm auf. „Nein, in der Schule gab's keine Prügel, aber ich habe welche ausgeteilt, dem Müllers Joseph!"

„Warum denn das?" fragt der Vater unwillig weiter.

„Wir bekamen Streit auf dem Heimwege, und da sagte er . . ."

„Nun, was sagte er denn?"

„Meine Mutter wäre dir ausgerissen, sagte er, und es ist doch nicht wahr," der Zorn leuchtet aus des Kindes Augen, und die Wangen färben sich rot.

In der Brust des harten Mannes wühlt der Schmerz aufs neue, und feucht steigt es in seinen Augen auf. Er erkennt nun, daß er seinem Sohne einst die volle Wahrheit wird sagen müssen. Jetzt aber steht vor ihm noch ein Kind, das nicht fähig ist, die Tatsachen in ihrer Wirklichkeit zu erfassen.

„Und es ist doch nicht wahr, Vater?" fragt der Kleine wieder.

„Nein, Franz," entringt es sich stöhnend seiner Brust, „sie ist gestorben."

„Das sagte ich ihm auch, und da sagte mir der Müllers Joseph: Zeig' mir das Grab."

Ein Stich fährt dem Manne durchs Herz bei dieser Logik der Kinder. Aber er muß ja die Wahr-

heit noch verhüllen, und so antwortet er: „Nicht hier auf unserem Kirchhofe ist ihr Grab, sondern weit fort von hier, wo sie gestorben ist."

Froh leuchtet es über des Knaben Gesicht: „Wenn ich das doch gewußt hätte. — Ich glaube es, Vater!"

„So komm mit ins Haus, Franz!"

Ernst und gedrückt, aufs neue vom Schmerz getroffen, folgt Bernd dem munter voranspringenden Kleinen, der ja noch keine Ahnung hat von dem Weh und Leid seines geliebten Vaters. Ach, wenn ihm die Wahrheit immer erspart bleiben könnte! —

Am Nachmittag geht der kleine Franz mit seinem Drachen hinaus. Etwa einen Büchsenschuß vom Hofe entfernt, liegt eine große Wiese, begrenzt von einer kleinen Fichtenwaldung, die wiederum an die zur Stadt führende Straße stößt. Hier ist's, wo der Knabe fast alltäglich in der letzten Zeit seinen Drachen steigen läßt. Dicht am Rande des Fichtenwäldchens hat er sich ins Gras gelegt. Die Schnur in der Hand, starrt er mit leuchtenden Augen hinauf zu seinem Luftvogel und träumt und sinnt und wünscht, wie dieser hoch oben in der sonnigen Bläue schweben und in das weite Land hineinschauen zu können.

Von der Landstraße kommend, geht eine Frauengestalt an dem Fichtenwäldchen entlang auf die Wiese zu. Schleppend und müde ist der Gang, ein dicker Tuchmantel ist um die Glieder geschlagen. Unstet, mit

einem seltsamen Glanze blicken die tief in den Höhlen liegenden Augen.

Jetzt ist die Frau am Ende des Gehölzes, in der Nähe der Wiese, angekommen. Erschöpft lehnt sie sich an einen Baumstamm, mit dem Taschentuche nach dem Munde fahrend, den Husten und das rasche Atmen zu dämpfen. Dann erhebt sie wieder die Augen, und ein Ausdruck von Sehnsucht und Schmerz wird in den bleichen Zügen sichtbar. Unverweilt hängen ihre Blicke an dem stattlichen Lindenhofe, der nun in voller Ausdehnung, schmuck und sauber im Herbstsonnenschein vor ihr liegt. Eine Weile steht sie so schauend und betrachtend. Dann schweifen die Augen über die Felder und über die Wiese, und sie treffen den im Grase liegenden Knaben, der immer noch zu seinem Drachen aufblickt. Ein Zittern befällt den schwachen Körper, aber mit sichtlicher Gewalt unterdrückt die Frau jede Erschlaffung. So betritt sie die Wiese.

Franz schreckt auf aus seinen kindlichen Träumereien. Aufs höchste verwundert sieht er eine fremde Frau mit langsamen Schritten auf sich zukommen.

„Hab' ich dich erschreckt, Kleiner?" fragt die Frau mit heiserer Stimme. „Sei nicht ängstlich, ich tue dir nichts zuleide. — Ach, ich bin ja so krank!"

„Soll ich Hilfe vom Hofe dort holen?" fragt der Knabe entschlossen.

„Nein, nein," wehrt sie, „nur etwas fragen möchte ich dich. Aber niederlassen muß ich mich etwas, das Stehen fällt mir so schwer."

Und die todesmüde Frau sinkt auf dem weichen Grasboden in die Knie und blickt dem vor ihr stehenden Knaben forschend ins Gesicht.

„Gehörst du hier zum Lindenhofe?" fragt sie dann nach einem Weilchen.

„Ja," nickt der Knabe, sie unverweilt anschauend.

„Wie heißt du denn?"

„Franz Meier!"

Ein Leuchten huscht über das bleiche Gesicht. „Dachte ich mir's doch. Sein Sohn und mein Sohn. — Franz, mein lieber Franz, komm, setze dich zu mir, ich bin — —", hastig bricht sie ab, wie ein feuchter Schimmer legt es sich um ihre Augen. Sie verschweigt das Wort „Mutter". Sie weiß ja nicht, welchen Glauben das Kind von seiner Mutter hat, und den will sie ihm nicht zerstören. Niemals ist die Mutterliebe in ihr so lebendig gewesen wie in den letzten Tagen. Sie fühlt ja längst, daß es mit ihrem Leben zu Ende geht. Aber die Mutterliebe hat sie getrieben, die Stätte aufzusuchen, wo ihr Kind lebt.

Scheu ist der Knabe bei den letzten Worten der Frau einige Schritte zurückgetreten. Es wird ihm so eigen. Hätte er nur seinen Drachen in Sicherheit, vielleicht wäre er schon davongelaufen. So aber fragt er endlich: „Wer seid Ihr denn, Frau?"

„Ich bin eine arme, unglückliche Frau, Kind."

Das Kind erkennt nicht den Schmerz, der aus diesen Worten der Frau spricht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Lebt dein Vater noch?" fragt sie dann weiter.

„Ja, er ist auf dem Hofe."

„Und deine Mutter?" forscht sie dann.

„Die ist schon lange tot. Als ich noch klein war, ist sie gestorben. Weit weg von hier ist ihr Grab, das sagte der Vater heute vormittag noch."

„Dann spricht dein Vater noch oft von deiner Mutter?"

„Das nicht," plaudert der Kleine nun arglos weiter, „aber ich hatte heute morgen Streit mit dem Müllers Joseph, der sagte, meine Mutter wäre meinem Vater ausgerissen. Und das ist nicht wahr. Ich habe darauf den Vater gefragt, der sagte, sie ist gestorben und weit von hier begraben."

„Ja, ja, so soll's sein," spricht die Frau kaum hörbar. Dann sinnt sie ihren Gedanken nach, während der Knabe sie fortwährend betrachtet.

All die Bilder der Vergangenheit treten nun wieder vor ihre Augen. Ihr Brautstand — ihre Hochzeit — ihre Ehe — das Erntefest im Kruge — ihre Flucht — Bernd in Hannover — Scheder — ihr ferneres Leben — und nun steht sie vor dem Tode. Was Wunder, daß sie das mit Blut gefleckte Taschentuch vor's Gesicht preßt, um das Schluchzen, das Weinen ums verlorene Glück, zu ersticken. Wohl verbirgt sie dem Auge des Kindes ihre Tränen, aber ein heftiger Hustenanfall erschüttert aufs neue ihre Gestalt. Am liebsten möchte sie sich auf dem grünen Rasen nieder-

legen zum Sterben, aber diese Schmach will sie ihrem Kinde und Bernd doch ersparen. Wenn sie nur wieder bis zur Bahn kommt, dann ist's genug. Und mühsam richtet sie sich auf. Noch einmal wirft sie einen Blick voll Wehmut und Schmerz nach dem stattlichen Gehöft hinauf, als sei es ein Abschiedsgruß, dann richtet sie ihre müden Augen wieder auf den Knaben.

„Nun muß ich heimkehren, es ist Zeit. — Leb wohl, mein lieber Franz."

Zitternd reicht sie dem Kinde die fieberheiße Hand, die es hastig ergreift.

„Bete für deinen Vater und besonders für deine Mutter!"

„Ja, das tue ich!"

Franz schaut mit stieren Augen der dahinschleichenden Frau nach, bis sie hinter dem Gehölz verschwindet. Dann zieht er seinen Drachen aus der Luft herab und eilt zum Hofe zurück.

„Wo ist der Vater?" fragt er, fast atemlos vom eiligen Lauf.

„Der ist noch ins Dorf. Er kommt aber bald zurück," antwortet ihm die Wirtschafterin.

Die Dämmerung ist bereits hereingebrochen, als Bernd zurückkehrt. Und nun berichtet ihm der Knabe sein Erlebnis mit der fremden Frau, und er erzählt dem aufmerksam lauschenden Manne wortgetreu das Zwiegespräch, das auf der Wiese stattgefunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Was mag das nur für eine Frau gewesen sein?" fragt der Kleine am Ende seines Berichtes.

Bernd zuckt mit den Achseln. „Weiß ich's? Vielleicht eine Händlerin, wie sie oft von Dorf zu Dorf ziehen."

Der Knabe ist beruhigt über die Antwort, nicht aber Bernd. In seinem Innern wogt es von Empfindungen und Ahnungen. Und wer könnte nach dem Gespräch des Knaben es anders gewesen sein als die Dora, seine geschiedene Frau! Niemand anders kann ja solch ein Interesse an dem Lindenhof und seinen Bewohnern gehabt haben. Er ist froh, daß die Frau nicht nach dem Hofe gekommen ist. Der alte Theodor, der schon damals bei ihm diente, hätte sie sicher wiedererkannt, und es hätte nur einen neuen Skandal gegeben.

Da wird die Türe heftig aufgerissen, und der Kleinknecht tritt mit verstörtem Gesicht ins Zimmer.

„Herr, am Fichtenwäldchen, nahe bei der Chaussee, liegt eine Frauensperson. Sie scheint schwer krank zu sein."

Mit weitgeöffneten Augen stiert Bernd den Sprecher an. „Was du nur sprichst. Vielleicht ist's eine betrunkene Landstreicherin. — Aber ich will mal selbst hinabgehen. Du und ihr andern versorgt die Pferde. Und ist die Person wirklich krank, dann muß sie ins Krankenhaus gebracht werden."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Beide verlassen das Zimmer, der Knecht, um nach den Stallungen zu gehen, Bernd aber tritt in den dunkelnden Abend hinaus und lenkt seine Schritte der bezeichneten Stelle zu. Bald hat er das Wäldchen erreicht. Am Boden liegt eine sterbende Frau.

„Sind Sie krank, Frau?" fragt er mit bebender Stimme.

„O Bernd, du bist's," antworten ihm todesmatte, heisere Worte. „Gut, daß du gekommen bist. Ich kam hierher — unser Kind zu sehen — und dich — den Knaben sah ich — nun bist du auch hier. — Ich muß nun sterben — begrabt mich hier — du aber vergib mir alles Leid — das ich dir bereitet habe." — Ein Hustenanfall droht die Sprechende zu ersticken.

Dem am Boden knienden Mann wird's warm und kalt. Diese siehe Gestalt mit den Zeichen des Todes auf allen Zügen, das ist seine blühende, kraftstrotzende Dora von ehedem.

„Bist du es denn wirklich, Dora?" fragt er, nachdem der Hustenanfall vorüber ist.

„Ja," lispelt die Stimme, „ich bin's. — Kannst du mir verzeihen?"

Einen Augenblick schweigt er. All sein Leid und Weh tritt ihm wieder vor die Seele. Er fühlt, wie eine glühendheiße Hand nach seiner Rechten sucht, und tonlos, schmerzdurchzittert gibt er die Antwort: „Ja, ich verzeihe dir. Möge dir auch Gott im Himmel verzeihen!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dank, Dank, Bernd, o . . ." Wieder ein Hustenanfall. Bernd schiebt seinen Arm unter das Haupt der Frau, da fühlt er etwas Nasses, Warmes über seine Hand fließen — Blut. — Ein dumpfer Laut, und schwer sinkt der Kopf zurück. — Die Seele der Frau steht vor ihrem göttlichen Richter.

Bernd läßt leise das Haupt der Toten auf den Boden zurückgleiten. Da kniet er regungslos an der Leiche der Unglücklichen. Er kann's nicht hindern, daß Tränen seine rauhen Wangen netzen. Dann geht er langsam und sinnend nach dem Hofe zurück.

„Die Frau ist bereits tot," spricht er anscheinend gleichgültig, gewaltsam seine innere Erregung verbergend. „Einer muß ins Dorf gehen und sofort Anzeige machen, damit sie ins Leichenhaus geholt wird." Dann geht er in seine Kammer, um sich seinen Gedanken zu überlassen. —

Am anderen Morgen ging Bernd selbst hinab ins Dorf, um die gemachte Anzeige durch seine Aussage zu ergänzen. Aus einigen Papieren, die die Tote bei sich hatte, ging hervor, daß sie vor dem Gesetz die Gattin Scheders war. Da der damalige Wirt des Sternkruges längst verzogen war, konnte sie keinem der Dorfbewohner unter diesem Namen bekannt sein. Wie eine Fremde, ohne Leichengefolge, wurde sie auf dem Friedhofe des Dorfes zur Ruhe gebettet. Der protestantische Pfarrer der Stadt war herübergekommen, um ihr die Leichenrede zu halten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So hatte diese gemischte Ehe ihr Ende gefunden.

Nach etwa Jahresfrist führte Bernd eine neue Bäuerin auf den Lindenhof, ein braves, katholisches Mädchen aus der Nachbarschaft. Und mit ihr zog wieder tiefe Religiosität ein, wie sie früher geherrscht hatte, aber auch Freude und Glück.

# Vergessen — vergeben.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1.

Eine kleine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahe am Walde, liegt links an der Landstraße ein recht geräumiges Haus mit hohem Dach und schwarzem Balkenwerk. An der dem Dorfe zugekehrten Giebelseite befindet sich die weite Tenneneinfahrt, während ein besonderer Hauseingang an der der Straße zugekehrten Längsseite liegt. Über diesem Eingange prangt auf einem großen Holzschilde die Schrift „Gastwirtschaft zum Eichenkruge von Liborius Greitens". Zwei mächtige, alte Eichen, die vor dem Hause stehen und ihre knorrigen Äste weit über das moosige Dach hinausstrecken, mögen wohl der Wirtschaft den Namen gegeben haben. Fast alles, was an Fuhrwerken durch den Wald zum Dorfe oder zur weiterliegenden Stadt oder auch in umgekehrter Richtung fährt, hält erst beim Eichenkruge an, denn der Greitens verzapft ein gutes Glas Bier, und sein Kornschnaps ist auch erster Güte. Aber auch vom Dorfe und der Stadt kommen, besonders Sonntags, gar manche zum Eichenkruge hinaus. Dann herrscht unter den alten Eichen ein gar munteres Leben, und Greitens hat dann alle Hände voll zu tun, um die Gäste zu befriedigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und solch ein Sonntag geht zur Neige.

Die letzten Strahlen der Septembersonne spielen in den Wipfeln der Eichen, die heute wieder eine so frohe Menschenschar in ihrem Schatten sahen. Jetzt stehen Tische und Bänke verödet, und von der Landstraße her schallt der Gesang der heimwandernden Stadtgäste:

„Weiß mir ein liebes Schätzelein
Mit zwei schwarzbraunen Äugelein,
Das mir mein Herz erfreut . . ."

In der Gaststube mit der verräucherten Decke sitzen an einem Tische noch ein paar Männer aus dem Dorfe, und die dreiundzwanzigjährige Schwester des Land- und Gastwirtes Greitens geht ab und zu, um ihre Wünsche zu befriedigen. Jetzt tritt sie an eins der offenstehenden Fenster und blickt auf die mit Eschen bestandene Landstraße hinaus, die sich grau und staubig dahinzieht, und ihre Blicke wandern zur andern Seite zum Walde, der da in abendlicher Dämmerung liegt. In dem Laube der Eichen und Buchen machen sich schon die gelben und roten Farben des Herbstes bemerkbar, indes die Tannen in dunklem Ernst ihre Häupter emporrecken. — Ja, schön ist's doch hier in der Heimat, so herrlich, so prächtig der Wald. — Tiefeinatmend saugt sie begierig den Duft ein, der so frisch vom Forste herüberweht. Ein paar Ferientage jedes Jahr abgerechnet, ist sie fast volle sechs Jahre der Heimat ferngewesen. Als der Bruder, der

Libori, damals heiratete, hat sie das Elternhaus verlassen. Nicht Zank oder Streit trieben sie davon, ihr eigenes Gefühl sagte ihr, daß sie für die Dauer im Hause überflüssig sei. Die Eltern waren ja schon tot. Da erwachte in ihr der Trieb, in die weite Welt zu fahren, aus der engen Heimat hinaus. Es hatte sich ja schon so manche aus dem Dorfe hinausgewagt. Freilich zu Lebzeiten der Eltern hätte sie nicht daran denken können, die hingen an den alten Gewohnheiten, und sie hätte auch wohl gar nicht daran gedacht, denn ein heranwachsendes Kind, das noch unverdorben ist, fühlt sich immer am glücklichsten in enger Verbindung mit den Eltern. Nun aber diese schon auf dem Friedhofe ruhten und sie auf sich allein angewiesen war, trat niemand ihrem Streben in den Weg, und da sich bald eine geeignete Stelle bot, zog sie aus der Heimat fort. Und das Glück war mit ihr gewesen, denn gut hatte sie's getroffen mit der Herrschaft. Dicht am Rhein, inmitten der Rebhügel, lag die Villa, wo sie fast sechs Jahre, die ersten Jahre als Küchenmädchen, dann als selbständige Köchin gewaltet hat. Oft hatte sie am Abend auf der Anhöhe gestanden und zum Rhein herniedergeschaut, auf dem buntbewimpelte Schiffe mit frohen Menschen dahinzogen, oft hatte sie mit Bewunderung die Ruinen der alten Burgen und Schlösser betrachtet. Dann zog eine helle Freude, ein Jubel durch ihre Brust. Schön war's da am Rhein. Aber allmählich zog doch das Heimweh in ihre Seele ein;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

was sie einst schön fand, kam ihr nun gleichgültig vor. Die Heimat mit ihren Tälern und Höhen, mit ihren rauschenden Wäldern, das alte Elternhaus unter den Eichen, das schlichte Dörfchen mit dem efeuumsponnenen Kirchturm, das waren die Bilder, die wieder vor ihre Seele traten, und als dann der Libori schrieb, daß die Fina, ihre Schwägerin, seit dem letzten Kindbette etwas leidend und schonungsbedürftig sei, und sie bat, in die Heimat zu kommen und im Hauswesen miteinzugreifen, da gab sie ihren Dienst auf. Ungern ließ man sie ziehen; man hatte sie liebgewonnen, aber zur Heimat zog es sie mit aller Gewalt. — Und nun sind's schon einige Wochen, daß sie wieder daheim im Elternhause ist. —

„Du schöne, liebe Heimat, nie werde ich dich wieder verlassen," murmelt sie leise und blickt träumerisch zu den bewaldeten Höhen auf.

Da kommt vom Dorfe her ein junger Mann in grüner Uniform, den Hirschfänger an der Seite: der Förster Hubert Hansen.

Ein leichtes Erröten huscht über das Gesicht des jungen Mädchens, als es den Herankommenden gewahrt, der auf den Hauseingang zuschreitet.

Nach freundlichem Gruß an die Dörfler geht der Förster auf den Schanktisch zu, hinter dem das junge Mädchen nun steht und verlegen mit einem Staubtuche an den Flaschen wischt.

„Guten Abend, Bernardine," grüßt er leise und reicht dem Mädchen die Hand. „Möchte nur ein Glas Bier trinken. Will mich hier an den Tisch setzen, und du erzählst mir mal, wie es dir ergangen ist und was du all erlebt hast am Rhein."

„Hab' wohl keine Zeit, Hubert," sucht sie einzuwenden, „die Gäste wollen bedient sein."

Er lacht ihr ins rote Gesicht: „Die paar Mann? Trinken doch höchstens noch ein Glas oder einen kleinen Alten. Die hindern dich nicht. Und da draußen ist Feierabend. Hast ja heute wieder genug zwischen den Gästen herumlaufen müssen, kannst dich also auch mal etwas setzen. Oder ist dir meine Gesellschaft nicht angenehm?"

Die Bernardine lacht und versucht mit dem Wischtuch nach ihm zu schlagen: „Dummer . . ." —

Am Tisch sitzen die zwei sich gegenüber und plaudern in gedämpftem Tone. Der Hubert blickt ihr ins Gesicht, in dem sich der Widerschein des Abendrotes spiegelt, während die Bernardine nur selten die Augen erhebt. Mechanisch spielen ihre Finger mit einem zusammengerollten Stückchen Papier.

„Wann kommst du denn mal hinaus in den Wald, wie du mir dieser Tage versprochen hast?" fragt schließlich der Hubert und hält ihre Hand fest.

„Hab' ja noch nicht können. Jetzt aber, wo die Fina wieder besser ist, will ich dir den Willen tun, wenn dir so viel dran gelegen ist."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Sicher ist mir viel daran gelegen, recht viel; und der Mutter hab' ich's auch gesagt, der bist du herzlich willkommen. Wann also, Bernardine?"

Mit einem glücklichen Lachen blickt sie ihn an. „Bist doch ein Quälgeist! Bin ja kaum wieder warm geworden. — Heute geht's ja nicht, aber in der Woche, die letzten Tage . . . Bist du nun zufrieden, Kind?"

„Ich bin zufrieden. Aber Wort halten."

Da kommt der Libori, der Wirt, in die Gaststube. Wie er den Förster bei der Schwester sitzen sieht, wird sein Gesicht um ein merkliches düsterer, als es schon ist. Nur flüchtig, anstandshalber gibt er dem Hubert den Gruß zurück, dann tritt er zu den Dorfgästen, die sich nun zum Aufbruch rüsten.

Wie sie noch ein Weilchen draußen am Eingange stehen, meint der Dorfschmied mit einem Blick nach der Gaststube: „Du, Libori, da drinnen spinnt sich wohl was an? Da kriegst du wohl bald einen Schwager, was?"

„Der Grüne? Haha!" lacht der Libori geringschätzig auf.

„Na, warum nicht?" fragt der Küster erstaunt. „Ist doch ein ganz echter Kerl, der Hubert Hansen. Und als Försterin? . . . wäre nicht zu verachten, Libori!"

Der macht nur eine ablehnende Bewegung mit der Hand.

„Ist ein prächtig Mädchen geworden, die Bernardine," meint der alte Schnieders, „kann sich wohl sehen lassen. Aber für die Bauerei soll es nun wohl keinen Sinn mehr haben . . . ist so fein geworden. Na, ist ja auch nicht nötig, daß es Bäuerin wird. Wird sich schon was anderes Passendes finden."

„Scheint doch, als wenn sich schon was gefunden hätte," lacht der Schmied wieder und geht mit den anderen dahin, dem Dorfe zu.

Der Wirt sieht den Gästen gedankenvoll nach Er hat's ja schon längst gemerkt, daß der Grüne nicht nur des Glases Bier wegen kommt. Kam sonst höchstens alle acht Tage einmal in den Eichenkrug, und nun, seit die Bernardine wieder zurück ist, ist er fast alle Abende aus dem Walde herausgekommen in die Wirtschaft . . . Der muß sich nur nichts einbilden . . Mag ja ein rechter Kerl sein, und so zu verachten wär's für die Schwester wohl auch nicht, dort als Försterin zu leben . . . Aber der Hansen . . . Wenn es ein anderer wäre, dann wär's ihm schon recht. So aber wäre ihm doch jeder Tagelöhner noch lieber als dieser Grüne. Mag er auch keine Schuld haben, aber sein Vater ist's gewesen, und das vergißt sich nicht. . . Und die Bernardine wird das hoffentlich auch nicht vergessen. Und täte sie's, wäre sie nicht mehr seine Schwester. . . . Aber er wird schon noch zur rechten Zeit ein Wort dazu reden, wenn sich's eben schickt. . . .

Da kommen noch zwei verspätete Gäste vom Walde her. Die treten unter die Eichen und lassen

sich vom Wirt ein Glas Bier herausbringen. Und während der Libori die bedient, nimmt der Hubert von der Bernardine herzlichen Abschied.

„Wann kommst du wieder, Hubert?" fragt sie, während er sich zum Gehen rüstet.

„Will sehen, vielleicht schon morgen."

Ein herzlicher Händedruck. — Die Bernardine geht in die Küche, der Hubert dem Walde zu.

Mit finsterem Gesicht blickt ihm der Wirt nach. —

Ein paar Tage später ist's, da findet sich der Hubert schon am Nachmittage in der Wirtschaft ein, um die Bernardine zu ihrem versprochenen Besuch in der Försterei abzuholen.

„Kannst mich wohl ein Stündchen entbehren, Fina," spricht sie zu der Schwägerin, die bereits wiederhergestellt ist, „wollt' mal einen kleinen Weg machen . . ."

„Kann's mir denken," lacht die. „Wünsch' dir viel Glück, Bernardine!"

Der Libori kommt gerade vom Felde zurück, als die beiden dahingehen. Mit großen Augen und halboffenem Munde starrt er ihnen nach. . . . Also soweit ist's schon mit ihnen? . . . Geht ja flott, und scheint's eilig zu haben, der Grüne. . . . Aber da wird dazwischengefaßt. . . . Und will die Schwester nicht ablassen von dem, dann mag sie sehen, wo sie bleibt; im Eichenkruge ist für sie dann kein Platz mehr. . . . Würde sich ja im Grabe umdrehen, der Vater, wenn er das erführe. . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Derweilen gehen die zwei dahin in den Wald. Wie wandelt's sich so schön auf den moosigen Wegen, wo helle Sonnenstrahlen, die durch das dichte Laubwerk fallen, ein neckisches Spiel treiben. Die Luft ist so frisch, so würzig. Jetzt geht ihr Weg rechts ab vom Hauptwege, dem Tannengrunde zu, wo das Forsthaus liegt. Die Bernardine geht glücklich an des jungen Försters Seite und lauscht seinen Worten. Und der Hubert erzählt ihr so viel, so viel. . . . Wie der Vater vor drei Jahren gestorben und er daraufhin dessen Nachfolger geworden. Wie die alte Mutter, die mit einer Magd das Hauswesen führe, ihn schon so oft gemahnt hat, sich nach einer Försterin umzusehen, da ihr die Last mit der Zeit zu viel werde und sie ihn auch noch gern glücklich sehen möchte. Aber er habe sich nie zu einer Wahl entschließen können. Dann aber, als sie wieder in die Heimat zurückgekehrt sei, habe er gleich gewußt, wo er seine zukünftige Försterin holen wolle. Und als er der Mutter von seinem Vorhaben gesprochen, da habe sie gern und freudig ihre Zustimmung gegeben.

„Kennst ja die Mutter wohl noch von früher her. Gut ist sie, Bernardine, und aufnehmen wird sie dich wie eine Tochter. Glaub's nur."

„Ich glaub's ja, Hubert, glaube dir ja alles, sonst würde ich jetzt nicht an deiner Seite diesen Weg gehen." —

In einer Lichtung liegt das alte trauliche Forsthaus mit dem Hirschgeweih über der Türe. Unter

einem großen Nußbaum steht ein Tisch mit Bank und Stühlen. Da sitzt die alte Försterswitwe mit ihrem Strickstrumpfe und späht von Zeit zu Zeit den Weg hinauf, den der Hubert mit der Greitens Bernardine kommen muß. Da endlich . . . mit leuchtenden Augen treten sie in die Lichtung.

„Guten Tag, Mutter Hansen!" grüßt die Bernardine und schüttelt der alten Frau herzlich die Hand.

Die blickt so froh zu dem jungen Mädchen auf, das wie ein Frühlingsbild vor ihr steht. „Tag auch, Fräulein Greitens. Seien Sie herzlich willkommen hier im Walde."

„Ich danke Euch, Mutter Hansen, aber das ‚Fräulein' und das ‚Sie' müßt Ihr lassen. Sagt nur ‚Du' und ‚Bernardine', nicht wahr, Mutter Hansen! Kennt mich doch noch von früher?"

Die Alte nickt selig. Das junge Mädchen hat durch sein schlichtes, offenes Wesen schon ganz ihr Herz gewonnen.

„Ja, Bernardine, das schon; es ist ja schon lange her. Aber es freut mich, daß du noch so ganz dieselbe geblieben ist. Das soll Gott dir segnen."

Bald sitzen die drei um den Kaffeetisch. Der Hubert redet jetzt nicht viel, er betrachtet vergnügt die Bernardine und die Mutter, die sich so viel zu erzählen haben. Er freut sich über das gute Verhältnis, das schon jetzt zwischen den beiden Frauleuten herrscht, und malt sich das Glück aus, das ihm erblühen soll, wenn

die Bernardine erst ganz als Försterin mit der Mutter schaltet und waltet.

In der Dämmerung geht die Bernardine nach herzlicher Verabschiedung von der Mutter, der sie baldiges Wiederkommen versprechen muß, zum Eichenkruge zurück. Der Hubert geleitet sie heim, und während sie durch den halbdunklen Wald dahingehen, reden sie über ihre Zukunft und bauen Luftschlösser, wie es glückliche, junge Menschenkinder ja so gern tun.

„Aber dem Libori sagst du es doch auch, Hubert, nicht wahr? Ich bin ja nun in seinem Hause, und er ist der Älteste. Da ist es besser, wenn er es von dir und mir erfährt, als von fremden Leuten."

„Wenn du es so meinst, will ich's tun", antwortet der Hubert etwas verlegen. Es ist ihm ja längst aufgefallen, daß ihn der Libori nicht mit den freundlichsten Augen ansieht, wenngleich er keinen Grund dafür anzugeben weiß.

„Ja, tu's bitte. . . . Wann?"

„Heute nicht mehr, aber die nächsten Tage, und noch vor Weihnachten gibt's Hochzeit." —

Nach dem Abendessen sitzen der Libori, seine Frau und die Bernardine plaudernd allein im Zimmer. Der Libori beteiligt sich nur recht wenig an dem Gespräch, er ist so kantig und so grantig, daß ihn die Schwester endlich überrascht fragt:

„Was ist dir denn nur über die Leber gelaufen, daß du so kurzab bist, Libori?"

„Da du mich fragst, Schwester, will ich es dir sagen: Nicht passen tut's mir, daß du da mit dem Grünen schöntust und herumläufst. Kann doch nichts Gutes bei herauskommen, mein ich. . . "

„Libori," spricht die Bernardine mit ernstem Gesicht, „wie kannst du so reden."

„Ich red', wie ich's meine. Bin ja nicht dein Vormund, du bist ja großjährig und kannst machen, was du willst. Aber ich vergess' es nicht, und wenn du dich nur mal dran erinnerst, da kannst du es eigentlich auch nicht vergessen."

Die Bernardine blickt wie starr über den Tisch den Bruder an: „Was denn . . . nicht vergessen?"

„Das fragst auch noch? . . . Na, du warst ja damals auch noch klein, ein Kind von drei Jahren, aber gehört hast du es später doch oft. Oder solltest du nicht wissen, wie unser Vater ums Leben gekommen ist? Daß der Vater von dem Grünen da ihn auf dem Gewissen hat?"

„Libori!" kommt es in wehem Tone vorwurfsvoll von den bleichen Lippen der Schwester.

„Ja, ja, wahr ist's! — Na, der Vater war mal wieder jagen gegangen, wie so viele tun, und trifft unglücklicherweise mit dem alten Grünrock zusammen. . . . Nun, weißt es ja vielleicht auch. Weißt auch, daß der Vater von dem Alten angeschossen wurde, daß er einige Wochen krank lag und dann einige Monate ins Gefängnis kam. Und weißt auch, daß der

Vater diese Schmach, die ihm der Grünrock angetan, nicht vergessen und verwinden konnte, daß er gebrochen wieder ins Haus kam und hinsiechte, bis man ihn schon bald auf den Friedhof trug. Das alles weißt du wohl, und da wirst du auch zugeben, daß es Wahrheit ist, wenn ich sage: Der Alte hat ihn auf dem Gewissen. — Und da begreife ich es nicht, wie du dich mit dem Jungen da einlassen kannst. Hätte nie gedacht, daß du dich so vergessen könntest. Da wär's schon besser gewesen, du wärest dahinten geblieben am Rhein und nicht wieder heimgekehrt."

„Ja, das wäre vielleicht besser gewesen," entgegnet die Bernardine mit zitternder Stimme, indem sie sich erhebt und hinter dem Tische hervortritt. „Hätte nie gedacht, daß ich so etwas von dir hören müßte."

„Ist mir auch nicht leicht geworden, Bernardine, das kannst du glauben, aber es ist so, und gesagt werden mußte es dir. Kannst es ja nun machen, wie du willst, aber ziehst du mit dem Grünen an einem Strange, dann sind wir beiden geschiedene Leute."

„Will mir deine Worte merken, Bruder . . . und leid tut's mir, daß einem das Elternhaus so verleidet wird."

Damit geht die Bernardine hinaus auf ihre Kammer, wo sie noch lange am dunklen Fenster sitzt, das Taschentuch vor das tränennasse Gesicht gedrückt.

Unter ihr hat der haßerfüllte Bruder noch einen Wortwechsel mit der Frau, der Fina, die ihm seine

Roheit gegen die Bernardine zum Vorwurf macht. Aber was nützt es? Mit rohen Worten entgegnet er seiner kaum genesenden Frau, behält er auch hier die Oberhand. . . .

Und draußen schreitet die Nacht durch das Land und breitet ihren schwarzen, sternendurchwirkten Schleier über den Wald und das einsame Wirtshaus an der Landstraße. All Freud' und Leid und Weh hüllt sie in ihre Falten, bis ein neuer Tag neues Licht und neues Hoffen bringt.

## 2.

Schon früh am anderen Morgen geht die Bernardine ins Dorf. Ihr ist ja so weh zumute seit gestern abend, und in ihrer Seele wogt es von Widersprüchen, daß sie nicht aus noch ein weiß. Wen soll sie da um Rat fragen? Einem Fremden ihr Leid auf die Zunge hängen, daß es morgen das ganze Dorf weiß? Nein, eher . . . Aber der alte Pfarrer, der wird ihr schon raten und helfen, der ist schon über dreißig Jahre im Dorfe und kennt alle Verhältnisse seiner Pfarrkinder. Nach der Messe geht sie in den Pfarrhof. Der Pfarrer blickt verwundert auf, als die Bernardine Greitens zu ihm ins Zimmer tritt.

„Freut mich, Bernardine, daß du mich mal besuchen kommst. Warst ja lange fort. Nun aber bleibst du doch wohl hier?"

„Ich denke ja, Herr Pastor. Aber erst möchte ich mal gern Ihren Rat hören über eine Angelegenheit, die ich sonst niemand vertrauen kann." Dann erzählt sie mit niedergeschlagenen Augen und verschämtem Gesichte dem alten Pfarrherrn ihren Kummer.

„Und nun soll ich dir raten, Bernardine, nicht wahr?" fragt der Pfarrer freundlich. „Da kann ich dir nur sagen: Sei ruhig und mache dir keine Sorge. Daß dein Vater damals getroffen wurde, war ein Unglück, aber der Förster hatte doch keine Schuld, er mußte seiner Pflicht nachkommen. Ebensowenig ist der Förster schuld daran, daß dein Vater einige Monate ins Gefängnis mußte, es war das die Folge der Verirrung deines Vaters. . . . Unrecht ist es, wenn dem toten Förster oder seinem Sohne deswegen Haß nachgetragen wird. Dein Vater würde dies jetzt selbst verurteilen, denn ohne Haß und Feindschaft ist er aus dem Leben gegangen. . . . Wenn ihr beiden, du und der Hubert Hansen, euch einig seid und den Bund fürs Leben schließen wollt, so wünsche ich euch alles Glück, und der liebe Gott wird euren Bund segnen. Auch dein Vater wird vom Himmel mit Wohlgefallen auf euch herabblicken. . . . Und wenn du nun bis zu deiner Verheiratung nicht in dem Hause deines Bruders bleiben kannst oder willst, so weiß ich dir Rat. Meine Schwester, die mir den Haushalt führt, ist seit einigen Tagen kränklich, so daß sie schon ab und zu Aushilfe aus dem Dorfe haben mußte. Wenn

es dir recht ist, kommst du hierher und hilfst der Schwester bis zu deiner Verheiratung im Hauswesen. . . ."

Wie die Bernardine das Pfarrhaus wieder verläßt, sind all ihre Sorgen und Seelenqualen fort; hell und licht ist's in ihrem Herzen wie an einem Frühlingstage. Dann tritt sie noch ein Weilchen auf den Friedhof, um am Grabe der Eltern ein Vaterunser zu beten. „Du zürnst mir nicht," murmelt sie, als sie an des Vaters Gruft steht, „daß ich den Hubert gern hab'. Nein, gewiß nicht. Freuen wirst du dich nur über deines Kindes Glück!" Froh und leicht geht sie dann wieder dem Eichenkruge zu.

Am Mittagstische sitzen sich alle ziemlich schweigend gegenüber. Nachher fährt der Libori mit dem Knechte ins Feld. Wie die Fina und die Bernardine einmal allein in der Wirtsstube sind, kommt das Gespräch auch mit einem Male auf das Zerwürfnis am gestrigen Abend.

„Tust mir recht leid, Bernardine, aber ein Unrecht, wie der Libori meint, tust du nicht."

„Ist auch kein Unrecht, darüber bin ich beruhigt, Fina. Und gegen den Hubert kann sonst niemand was haben. Begreife den Libori nicht, solch einen Haß zu hegen. Ist doch sündhaft. Woher nur?"

Die Fina blickt verlegen zu Boden und zuckt die Schultern. Endlich meint sie: „Ist ja nicht wegen der Geschichte von damals allein. . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Weswegen dann noch?" fragt die Bernardine gespannt.

„Darfst mich nur nicht verraten. . . . Darf's dir ja eigentlich nicht sagen."

„Was denn? . . . Nein, ich will nichts verraten, Fina, sag's mir nur."

„Der fuchsige Löhr und der lange Rolf sind ein paar geheime Wilddiebe. Gar manchmal haben sie des Abends spät noch hier in der Wirtschaft gesessen im Gespräch mit dem Libori, den sie auf ihre Seite zu ziehen hoffen. Ich habe ihn stets vor den beiden gewarnt, aber du kennst ihn ja, dann wird er gleich aufbrausend und grob."

„Gott, Fina, er wird sich doch nicht mit solchen Lumpen einlassen, daß es ihm schließlich ergeht wie dem seligen Vater?" fragt die Bernardine schreckensbleich.

Mit trauriger Stimme antwortet die Schwägerin: „Weiß nicht, wie weit er sich mit den beiden abgegeben hat, aber einmal abends ist er mit der Flinte mit ihnen hinausgegangen und spät mürrisch und verschlossen wiedergekommen. Bald erfuhr ich, daß in der Nacht der Förster hinter ihnen gewesen sei. Der fuchsige Löhr soll dabei einen Streifschuß am Arm erhalten haben. Dann sind alle drei unerkannt geflohen. — Das wird auch wohl der Hauptgrund seines Hasses sein. Aber sag' niemandem was davon, am

wenigsten dem Hubert, dem Förster, ich würde sonst unglücklich."

„Arme Schwägerin," sagt die Bernardine in mitleidigem Tone, „dauerst mich. Doch sorge nicht, ich werde schweigen. — Gott, wie ist der Libori doch so verblendet, sich in solche Geschichten einzulassen. Hat's doch nicht nötig. Hat die Bauerei und die gutgehende Wirtschaft. Sollte doch an den seligen Vater denken. Ein gutes Ende kann so etwas auf die Dauer nicht nehmen."

Wie es gegen Abend geht, stellt sich der lange Rolf ein und nimmt unter den Eichen Platz.

„Fräuleinchen!" ruft er der in der Tür erscheinenden Bernardine zu, „bringen Sie mir ein Glas Bier!" — „Ist der Bruder zu Hause?" fragt er dann. wie ihm das Verlangte gebracht wird.

„Nein, er ist aufs Feld. Wenn Ihr ihm was wollt, müßt Ihr schon etwas warten; wird wohl gleich zurück sein."

„Hm, hm!" brummt der Gast und nickt mit dem Kopfe.

Wohl eine Viertelstunde hat der Rolf da gesessen, da kommt der Förster heran. Nur einen kurzen, verächtlichen Blick wirft er auf den Dasitzenden, dann geht er an ihm vorüber ins Haus. In der Gaststube fragt er die Bernardine: „Kennst du den Menschen da vor'm Hause?"

„Nein, Hubert."

„Ist er denn oft hier?"

„Es ist das zweitemal, daß ich ihn hier sehe."

Dann plaudern sie von diesem und jenem, von der Gegenwart und von der Zukunft, die im rosigsten Lichte noch vor ihnen liegt. Und während sie plaudern, hebt sich draußen ab und zu ein Kopf und späht verstohlen ins Zimmer. —

Endlich, es dämmert schon, läßt sich das Rollen eines Fuhrwerkes hören: der Libori kehrt mit dem Knechte vom Felde heim. Der lange Rolf winkt ihn zu sich heran.

„Du, was tut der Grüne hier?" fragt er finster in gedämpftem Tone, mit der Hand nach der Wirtsstube deutend.

„Der Grüne? — Ist er wieder da?"

„Ist wohl wahr, was ich schon mehrfach gehört habe: daß er dein Schwager wird?" Fest blickt er dem Libori ins Gesicht, und wie er nicht gleich eine Antwort erhält, fährt er fort: „Dann wird es wohl ein Ende haben mit unserer Freundschaft. — Aber alles, was wahr ist: Kriegst einen feinen und noblen Kerl als Schwager, kannst wohl lachen, und wenn du ihm nun so mancherlei erzählst, — weißt ja, was ich meine — dann wirst ihm besonders lieb und wert sein! Hahaha! — — — Aber hör' ich nur einen Muck, daß du aus der Schule plapperst, daß du uns gar verrätst, dann . . ."

„Mensch, Rolf, bist du denn verrückt?" grollt der Libori erregt, „der wird nicht mein Schwager, der Grüne nicht, und . . ."

„Was kannst du dagegen machen?" unterbricht ihn der Rolf.

„Dagegen machen? — Na, wirst es schon sehen mit der Zeit."

Dann folgt er dem Knechte, der die Pferde in den Stall bringt, und der Rolf geht durch die Dämmerung dem Dorfe zu.

Wie der Libori von der Hofseite her ins Haus kommt, geht gerade die Schwester mit dem Förster vorn aus der Tür. Mit funkelnden Augen und zusammengebissenen Zähnen schaut er den beiden ein Weilchen nach, die da an der Straße noch beisammenstehen und dann im langsamsten Schlenderschritt dem Walde zugehen.

Dann plötzlich bleibt die Bernardine stehen, umspannt fest des Huberts Arm und fragt in ängstlichem Tone: „Hast du auch mit Wilddieben zu tun?"

„Bist schon ängstlich?" lacht ihr der Hubert ins Gesicht. „Beruhige dich nur, es ist ein stilles, ruhiges Revier, das ich zu verwalten habe. Nur zwei sind, die hab' ich im Verdacht, daß sie mir ab und zu einen Besuch abstatten. Hab' sie zwar noch nicht erwischen können, aber einmal geht der Krug doch in Scherben."

Nur zwei. . . . Die Bernardine atmet erleichtert auf. . . . Da wird der Libori nicht bei sein. Sind

sicher die beiden, die die Fina ihr genannt hat. . . . Aber die Hauptsorge lastet doch noch auf ihrer Seele Und wie sie ein paarmal aufseufzt, blickt der Hubert sie verwundert an.

„Aber nun sag' mir mal, Bernardine, was fehlt dir noch? Du hast noch etwas auf dem Herzen? Hab's längst gemerkt. . . ."

Ein paarmal ringt sie nach Worten, dann erzählt sie ihm mit niedergeschlagenem und verschämtem Gesichte von dem Zerwürfnis mit ihrem Bruder.

„Und was hat er gegen mich?"

„Ein alter Haß ist's!" Und sie erzählt auch dessen Ursache.

Der Hubert schüttelt sinnend den Kopf: „Das soll's sein? Das wäre ja . . ." Dann fragt er jäh: „Hast auch du gar noch etwas Haß oder Groll wegen der Geschichte damals?"

Da sieht sie ihn mit ihren tränenfeuchten Augen vorwurfsvoll an: „Wie kannst du nur so fragen, Hubert?"

„Dann laß es gut sein!" spricht er, indem er sie sanft an sich zieht. „Wenn wir zwei uns verstehen, dann mag dein Bruder tun, was er will; wir sind nicht von ihm abhängig. . . . Aber verstehen tue ich seinen Haß nicht. . . . So ein . . . Mag's Gott ihm verzeihen. . . . Da wärest du jetzt am liebsten wieder fort aus dem Hause?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Bernardine nickt und erzählt ihm von dem Angebote des Pfarrers.

„Das ist ja passend, da bist du vor aller Unbill geschützt. Hilf nur ruhig im Pfarrhofe aus. Wir werden ja wohl auf manches Plauderstündchen verzichten müssen, aber des Sonntags wirst du schon ein Stündchen zu mir und der Mutter hinauskommen können. Und es bleibt so, wie ich schon gesagt habe: noch vor Weihnachten Hochzeit, dann ist uns beiden geholfen. Bist du nun zufrieden?"

Sie nickt glücklich, selig und sieht ihm tief in die Augen.

„Na, dann ist ja alles gut. Gräme dich nicht, Gott wird schon mit uns sein. Ich werde die nächsten Tage mal des Abends wiederkommen. Ein Glas Bier wird mir der Bruder ja wohl nicht verweigern. Sehe ich dich dann nicht mehr, bist du schon im Pfarrhofe, dann werde ich in Zukunft den Eichenkrug meiden."

Bernardine ist über diese Zusicherung Huberts beruhigt und sieht voll Vertrauen in die Zukunft.

Mit viel leichterem Herzen geht das Mädchen ins Haus zurück. Gut ist's, daß der Hubert nun alles weiß. Ist ihr ja schon schwer geworden, aber zwischen Brautleute soll auch nicht ein Schatten fallen. Und nun mag kommen, was da will. Sie sieht allem mit Ruhe und Gottvertrauen entgegen.

Derweil geht der Förster ernst und still durch den dunkelnden Wald, der im tiefsten Frieden des Herbst-

abends daliegt; nur der schrille Ruf eines Käuzchens klingt wie ein Weheschrei durch die Stille der Natur. Er sinnt und denkt über den unvernünftigen Haß des Libori nach. . . . Daß der ihn schon immer mit scheelen Augen angesehen hat, seit die Bernardine zurück ist, hat er längst gemerkt, aber so eine offene Feindschaft hat er ihm doch nicht zugetraut. . . . Und wegen der alten Geschichte? . . . War ja bedauerlich, aber wer war denn der Schuldige, der Greitens oder sein Vater? . . . Der Vater mußte seine Pflicht und Schuldigkeit tun, wie er selbst sie auch tun würde zu jeder Zeit, selbst wenn er den Libori beim Wildern träfe. . . . Aber der wird doch nicht wildern? . . . Wie nur so ein Gedanke so urplötzlich an ihn herankommen kann. . . . Hat wohl an den langen Rolf gedacht, der da vorm Eichenkruge saß. . . . Ist ja kein sauberer Gast, aber ein Glas Bier kann ja jeder im Kruge trinken. —

In der leeren Gaststube erwartet der Libori seine Schwester. „Hast du wieder mit dem Grünen liebgetan?" fragt er unvermittelt.

Frei und offen blickt sie dem Bruder ins Gesicht: „Hast du was dagegen?"

„Hab's dir doch gestern schon gesagt, wie ich darüber denke, und willst du absolut mit dem Grünen weiter . . ."

„Libori," unterbricht ihn da die Bernardine, „der Grüne heißt Hubert Hansen und ist mein Bräutigam.

Nun weißt du Bescheid. . . . Was du gegen ihn hast, ist Torheit, ja Sünde, ich habe keinen Teil daran. Siehe zu, wie du den Haß vor Gott und deinem Gewissen rechtfertigst."

Da verzieht sich das Gesicht des Bruders zu einem höhnischen Grinsen, wie er nun antwortet: „Also doch schon so weit? Bräutigam! Hm! Fein, jawohl, fein. Also Frau Försterin in Zukunft. Lautet schön, und dann die grüne Tracht. . . . Dafür läßt man sich schon was gefallen, vergißt man alles, was . . ."

„Nun ist's aber genug!" fällt ihm die Schwester erregt ins Wort.

„So? Dann ist's auch genug und aus mit unserer Geschwisterschaft. . . . Mach's, wie du willst, aber meine Schwester bist du nicht mehr. Kannst dir auch ein ander Unterkommen suchen, denn im Eichenkruge passen wir zwei nicht zusammen. So eine schamlose . . ."

„So ist's recht. Wirf mich nur hinaus aus dem Elternhause. Hab' dir ja nun in den Wochen der Not geholfen. . . . Und sorge nicht um mein Unterkommen; wollte es dir schon sagen: Morgen verlasse ich dein Haus, unser Elternhaus. Da komme ich dir aus den Augen. Möge dir der liebe Herrgott alles vergeben. . . ." Damit geht sie hinauf auf ihr Zimmer, wo sie ihre Kleider ordnet und in den Koffer packt.

Der Bruder steht noch eine ganze Weile gedankenvoll in der Wirtsstube. . . . Also morgen schon will sie gehen? . . . Soll ihn nur wundern, wohin sie

geht . . . leicht schon in die Försterei . . . lieber wär's ihm, sie ginge wieder in die Weite, an den Rhein . . . möglich, daß der Grüne sie dann vergäße. . . . Ist ihm ja eigentlich leid, daß es so gekommen ist, aber die Schwester als Braut oder Frau dieses Grünen? . . . Jeder andere, aber der nicht. . . . Es kann nicht sein. —

Am anderen Tage siedelt die Bernardine ins Pfarrhaus über. —

's ist eine Woche verstrichen, da findet sich am Abend der lange Rolf wieder im Eichenkruge ein.

Der Libori setzt sich zu ihm und fragt gleich: „Wie geht es dem roten Löhr?"

„Ist bald wieder heil, sein Flügel, nur noch etliche Tage. Dann geht's wieder aufs neue."

„Vorsicht, Vorsicht, Rolf!" mahnt der Wirt.

„Na, was ist denn?" fragt der Rolf und blickt den Libori groß an. „Bist du schon bange vor dem zukünftigen Schwager?"

„Laß mich in Ruh' mit dem zukünftigen Schwager. Mußt wissen, daß ich mit dem fertig bin. War gestern abend wieder hier und suchte mit mir anzubinden. Da hab' ich ihm aber gründlich meine Meinung gesagt Mag nun wohl nicht wiederkommen. Hätte aber doch gern von ihm erfahren, wo das Mädchen ist, ob's schon in der . . ."

„Das weißt du nicht?"

„Nein, Rolf!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun hör aber auf! — Da will ich's dir sagen: Im Dorfe ist sie, beim Pastor!"

„Beim Pastor?" Wie starr ist das Gesicht des Libori geworden.

„Siehst also: Kannst nichts dagegen machen, daß der Grüne in deine Familie kommt; wird dein Schwager, magst zufrieden sein oder nicht. Und ist er's erst, wird er dich schon bekehren . . . oder er brennt dir mal eins auf die Jacke und bringt dich ins Loch, wie es deinem Vater ja auch ergangen ist. Wer weiß, was man noch erleben kann?"

Ohne weiteren Gruß geht der lange Rolf dahin. Er hat dem Greitens erst mal wieder einen Knochen vorgeworfen, woran er zu nagen hat. Und der sitzt noch immer da und starrt gedankenschwer in den grauen Abend.

. . . Beim Pastor ist sie? . . . Da hätte er die Schwester nicht gesucht. . . . Ob der nun auch schon die ganze Geschichte weiß? . . . Mag er's, ihm ist's gleich. . . . Und nichts dagegen machen, meint der Rolf? Das wär' doch was. . . . Auf die Jacke brennen oder ins Loch? . . . Da kann er erst selbst ein Stück Blei in die Rippen kriegen, genau auf die Stelle, wo es der Vater hingekriegt hat, und schade sollt's sein, wenn er den Fleck nicht träfe. . . . Und wenn der Schuß was tiefer ginge, daß gleich alles vorbei wäre, wär' auch kein Übel, vielleicht noch das

beste, das sicherste Mittel, die beiden auseinanderzubringen.

So denkt der Libori, wie er da im Halbdunkel sitzt, so denkt er die nächsten Tage, so oft er nur an die Schwester erinnert wird. Und bei dem Denken arbeitet er sich immer tiefer in den Haß hinein, so tief, daß endlich all sein Sinnen und Trachten nur auf Schädigung oder Beseitigung des Försters gerichtet ist. — — —

Es ist ein Samstag um Gallus herum. Dunkle Wolkenballen, aus denen ab und zu ein Regenschauer niederprasselt, jagen wie wilde Reiter am Herbsthimmel dahin, und der Wind zupft und zerrt an Büschen und Bäumen und nimmt ihnen das letzte dürre Laub und wirbelt es im tollen Durcheinander über die kahlen Felder. Der Wald rauscht wie eine Klage um verlorenes Sommerglück.

Der Libori ist mit dem Knechte dran, die Bänke und Tische in den Schuppen zu bringen, denn jetzt ist's mit dem Draußensitzen vorbei, da ist's besser in der Stube. Da kommt der Landbriefträger und gibt dem Wirte einen großen Brief mit amtlichem Siegel. Der Libori wendet das Schreiben hin und her. Daß es vom Amtsgericht ist, sieht er schon; was wollen die vom Gericht nur? Etwas beklommen und ängstlich wird's ihm, die verschiedensten Vermutungen tauchen blitzartig in seinem Gehirn auf. Dann geht er ins Zimmer und öffnet das Schreiben, das ihn auffordert,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bis zu dem und dem Tage seiner Schwester Bernardine ihr elterliches Erbteil, das er als Ältester und Hoferbe auszuzahlen verpflichtet ist, zu erlegen, widrigenfalls . . .

So eine verfl . . . hat der Grüne wieder die Hand im Spiel, das ist doch sicher. . . . Gewiß, er muß zahlen, kann's nicht ändern. Und der Bernardine würde er das Geld noch gönnen, aber dem Grünen? . . . Wird ihm jetzt etwas schwer werden, hat manches neu angelegt. . . . Der Schwester ein gutes Wort geben, daß sie noch ein Jahr wartet mit dem Gelde? . . . Nein, nie nicht, lieber . . . Da wird er das Geld schon anderswo geliehen bekommen. . . .

Wütend schließt er das Schreiben in ein Schrankfach und geht dann wieder nach draußen an die Arbeit. Er bemüht sich, seinen Gedanken einen anderen Weg zu geben, aber den ganzen Tag tanzen ihm die Worte des gerichtlichen Schreibens wie hohnlachende Kobolde vor Augen. — Am anderen Morgen geht das Grübeln und Sinnen von neuem wieder los, und als er im Hochamt, auf seinem gewohnten Platz am Türpfeiler stehend, den Pfarrer von der Kanzel vorlesen hört: „Es werden zum ersten Male zum Stande der heiligen Ehe aufgeboten: Förster Hubert Hansen und Bernardine Greitens, beide von hier," da ist's dem Libori gerade, als ob ihn einer mit einem spitzen Stock prickle und stachle. Kaum ist's zur Kommunion, da schlüpft er schon wieder aus der Kirche hinaus, um den neuen

Ärger in einer Wirtschaft des Dorfes zu dämpfen. Mit unsicheren Schritten geht er gegen Mittag wieder heim. —

Just auf Martini ist's, da knien die Brautleute vorm Altare der traulichen Dorfkirche, um den Bund fürs Leben zu schließen. Es ist nur eine kleine, bescheidene Hochzeitsfeier, und die Dörfler sind gar sehr darüber erstaunt, denn man hat allgemein erwartet, die Bernardine werde eine recht tüchtige Hochzeit in ihrem elterlichen Hause feiern; aber nichts von dem. Nicht mal die Familie ihres Bruders nimmt teil an der Vermählungsfeier. Nur eine kleine Zahl Gäste sitzen in der Försterei mit dem Brautpaar am Tische, am Nachmittage ist auch der Pfarrer auf ein Stündchen da, aber fehlt auch der Lärm und der Tanz, die unvermeidlichen Begleiter größerer Hochzeiten, Glück und Frieden lagern auf den Zügen der Neuvermählten; man merkt's bald: hier ist ein inniger Herzensbund geschlossen. —

An demselben Tage sitzen abends im Eichenkruge der fuchsige Löhr und der lange Rolf mit dem Libori zusammen.

„Nun ist's also doch soweit gekommen, wie ich dir damals sagte," spricht der Rolf mit einem höhnischen Blick auf den grollend dasitzenden Wirt, der mit der geballten Rechten auf der Tischplatte trommelt. „Was hast du also dagegen machen können? Nichts, gar nichts. Ich begreife dich nicht. Hättest dem Mädchen doch besser ins Gewissen reden müssen."

„Hab' ich genug getan, Rolf," antwortet der Wirt bissig, „wahrhaftig genug, aber mach's mal anders."

„Soviel ist sicher," spricht der fuchsige Löhr, „der Grüne wird uns jetzt besonders scharf auf die Finger passen, denn das Frauenzimmer wird ihm manchen Wink geben können. Das wird in den Wochen, als es hier im Hause war, schon Lunte gerochen haben."

„Unsinn, das Weib weiß von nichts, von gar nichts!" entgegnet der Libori erregt.

„Na, wer's glaubt! — Ist ja eigentlich zu dumm, daß wir uns sorgen, aber dem Kerl steht das Gesetz zur Seite. Brennt einem schließlich eins auf den Pelz, hast das ja mit meinem Flügel vor kurzem gesehen. Konnte ja auch noch besser kommen, daß man gar nicht mehr geatmet hätte. . . ."

„Oder so, daß du erst genug hattest, ins Loch gesteckt wurdest und dann ins Gras beißen mußtest, wie des Libori Vater," fällt der Rolf ein.

„Hört nun auf, genug ist's schon!" knurrt der Libori, während er zum Schanktisch geht und sich noch einen heruntergießt. „Ist dem nicht geschenkt, dem Grünen, was er dem Vater und uns allen angetan hat. Die Schande . . ."

„Deine Schwester hat es vergessen!"

„Ist nicht mehr meine Schwester, Löhr. — Und seine Rechnung kriegt der bezahlt, laßt euch das heute gesagt sein."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da rumpelt draußen ein Wagen vor's Haus. Die Messingplatten der Pferdegeschirre läuten wie kleine Glocken durch den Abend. Dann kommen zwei Fuhrmänner in die Gaststube und unterbrechen die weitere Unterhaltung der drei Freunde.

3.

Mai ist's wieder geworden. Im frischen Grün prangen Felder und Fluren, die Obstbäume tragen allenthalben ihre zarten, duftigen Blütenschleier, und allüberall sprießen Blumen hervor. Am schönsten ist's aber wohl im Walde. Da ist ein Wachsen und Blühen, ein Leben und Weben, ein Singen und Klingen, als ob ein neues Eden entstehen wollte.

Im Tannengrunde, nicht weit von der Försterei, stehen ein paar Dorfbuben von etwa acht bis zehn Jahren unter einem Baum und spähen verlangend zur Höhe, wo ein Eichhornnest im Wipfel zwischen Reisig bemerkbar ist. Einer hat es schon versucht, an dem Stamm emporzuklettern, aber er hat sich nur die nackten Füße zerschunden und ist von seinem Vorhaben abgestanden.

„Junge sind drin," sagt ein anderer mit wichtiger Miene, „das weiß ich bestimmt. Und es wäre doch schade, wenn wir die nicht kriegten."

„Wenn ich nur wüßte, ob der Förster nicht da ist, dann wollte ich's schon versuchen," meint ein heller Flachskopf.

„Das ist doch dein Onkel, Anton," klingt's beschwichtigend aus dem Chor.

„Onkel, der? Ja . . .," lautet die bedächtige Antwort des Knaben.

„Der ist sicher nicht da. Der ist nach dem Buchenberge. Ich hab' ihn vorhin dahingehen sehen."

„Ist's auch wahr?"

„Ganz gewiß, Anton!"

Noch einmal blickt der Anton Greitens umher, dann spuckt er in die Hände und beginnt den Stamm zu erklimmen. Bald hat er das Astwerk erreicht, das er wie eine Leiter benutzt, während die anderen mit Spannung seinen Bewegungen folgen. Wie sich da einer der Emporspähenden umblickt, sieht er mit Schrecken von der Försterei her eine Frauensperson kommen. „De Förstersche!" stößt er hervor und flieht mit den andern ohne umzusehen dem Ausgange des Waldes zu. Der Anton in dem Gezweige der Tanne hat den Ruf gehört und sieht entsetzt seine Kameraden davonlaufen. Schnell will auch er den Baum verlassen, da tut er in dem glatten Geäst einen Fehltritt, es knackt, es bricht — mit einem Wehschrei stürzt er aus der Höhe auf den moosigen Boden, wo er stöhnend liegen bleibt. Erschreckt eilt die Försterin herbei. „Mein Gott, der Anton!" stammeln ihre Lippen, wie sie den Neffen erkennt. Sie reißt den Knaben auf, aber wie er auf den rechten Fuß tritt, stöhnt und schreit er von neuem auf und sinkt zusammen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einen Augenblick steigen seltsame Gedanken in dem Herzen der Frau auf. Ihres Bruders ältester Sohn ist's, ihres Bruders, der ihr das Elternhaus in Haß und Groll verleidet hat. . . . Gewaltsam unterdrückt sie die Regungen der Schadenfreude; aufs neue umschlingt sie den Knaben mit ihren Armen, dann trägt sie ihn der nahen Försterei zu, wo sie ihn auf ein Sofa legt. Keuchend von der Anstrengung erzählt sie der Schwiegermutter von dem Unglück.

„Und deines Bruders Sohn ist's?" fragt die erstaunt.

„Ja, Mutter, der Anton! — Ich glaube, er hat das Bein gebrochen."

Die alte Frau untersucht das Bein. Gleich über dem Knöchel ist eine Geschwulst, und wie sie die Stelle berührt, wimmert der Anton auf.

„Scheint, wie du sagst, Bernardine," wendet sie sich zu ihrer Schwiegertochter. „Da wollen wir erst kalte Umschläge drauflegen, und sobald der alte Knecht, der Matthias, wiederkommt, soll er ihn heimtragen nach dem Eichenkruge, daß sie dann einen Doktor holen können."

Ein halbes Stündchen warten die Frauen auf den Matthias, aber er kommt noch nicht, und es beginnt doch schon zu dämmern. So geht's oft, wenn man auf einen wartet. — Da kommt der Hubert vom Buchenberge zurück. Der staunt, wie er den Knaben daliegen sieht und von der Bernardine von dem Vor-

fall unterrichtet wird. Eine ganze Weile steht er in Gedanken bei dem Kinde, dem Sohne seines Schwagers, seines Feindes. Der verdient es schon nicht, daß man sich um den Jungen kümmert, aber leicht ist es ein Fingerzeig des lieben Herrgottes. Und ist ja schon oft gewesen, daß Güte und Liebe den Haß bezwungen haben.

„Wenn nur der alte Matthias käme, da sollte er ihn heimbringen," meint die Bernardine, „zu Hause werden sie in Unruhe sein; dann könnten sie auch gleich zum Doktor schicken."

„Der Matthias?" Der Förster sinnt ein Weilchen, dann blickt er seine Frau an. „Gehst du mit, Bernardine, dann will ich ihn selbst heimtragen."

Freudig überrascht, mit einem dankbaren Blick sagt die Frau: „Das wolltest du wirklich tun?"

„Ja, ich will's. Mag's Gott zum Guten und zum Frieden lenken."

„Ich gehe mit!"

Sie schlägt ein leichtes Tuch gegen die Abendkühle um ihre Schultern, der Hubert hebt den Knaben mit kräftigen Armen behutsam auf, dann gehen sie dahin durch den dunkelnden Abend, gefolgt von den sorgenden und wünschenden Blicken der alten Försterin.

Still und ruhig liegt der Eichenkrug da. Die Tische und Bänke vor dem Hause leuchten hell aus dem Dunkel auf. Die Bernardine ist vorausgegangen

ins Haus und trifft in der Küche die Schwägerin, die verstört am Herde steht.

„Wo ist der Libori?" fragt sie schnell.

„Der ist schon vor einer Stunde hinausgegangen. Wohin, weiß ich nicht. Und der Anton ist auch nicht da. Bin schon in Sorge um den Jungen."

„Fina, wir bringen ihn dir ins Haus. Er ist im Walde vom Baume gestürzt. Mag ja nicht schlimm geworden sein, aber besser ist, du schickst gleich den Knecht zum Doktor. Da ist der Hubert mit dem Jungen."

„Mein Gott, Anton, auch das noch! — Wie konntest du nur so was anstellen, Junge?"

Mit tränenden Augen nimmt sie dem Förster den stöhnenden Knaben ab. Während sie ihn zu Bette bringt und mit Hilfe der Bernardine entkleidet, erzählt ihr der Hubert den Vorfall, aber sie hört nur mit halben Ohren, ihr Empfinden gehört dem Kinde, das da in Schmerzen liegt.

„Hast du schon zum Doktor geschickt, Schwägerin?" fragt der Hubert nach einer Weile.

„Nein, ach, schick' eben den Knecht los!"

Der Hubert schickt den fort und spornt ihn zur größten Eile an.

Ein halbes Stündchen später kommt der Arzt, untersucht das Bein des Kindes, legt einen Verband an, gibt Verhaltungsmaßregeln und geht wieder heim. Dann schicken sich auch die Försterleute zum Heim-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gehen an. In der Tür drückt die Fina beiden herzlich die Hand.

„Daß der Libori doch zu Hause wäre. Auch er muß euch danken von ganzem Herzen für das, was ihr heute an dem Kinde getan. Gebe Gott, daß er einmal anderen Sinnes wird."

„Ja, geb's Gott, Fina!" antwortet die Bernardine. Dann gehen sie dahin, während die Frau mit der Schürze die Augen auswischt und zu dem Knaben zurückkehrt.

Unterdes ist der Mond über den Wipfeln der Bäume aufgegangen und gießt sein volles, bleiches Licht über die Fluren und durch das Gezweig der Bäume auf die Waldwege. Die von Blütenduft geschwängerte Luft ist durchbebt von dem Geschluchze der Nachtigallen. — Just, wie die Försterseleute ihre Behausung wieder betreten wollen, fällt ein Schuß im Walde. Der Hubert steht und staunt.

„Was ist denn da los? — Da muß ich aber mal nachsehen."

„Sind doch wohl keine Wilddiebe?" fragt die Frau in bangem Tone.

„Glaub's kaum," sucht der Hubert sie zu beruhigen, „es ist ja noch früh am Abend. — Die wählen sonst die späteren Nacht- oder frühen Morgenstunden zu ihrem Treiben. Brauchst also nicht zu bangen. — Wüßte auch nicht, wer das tun sollte. Seit der lange Rolf im März plötzlich an der Grippe gestorben und

der fuchsige Löhr weggezogen aus dem Dorfe, ist's still im Wald geworden. Hab' also keine Angst, Bernardine!"

Wie sie den Hubert aber mit der Doppelbüchse dahingehen sieht, der Richtung nach, woher der Schuß gekommen ist, da beschleicht doch die Sorge ihr Herz, und in einem flehentlichen Gebete empfiehlt sie ihren Gatten dem Schutze Gottes. —

Dicht am Waldwege, von niedrigem Gebüsch verdeckt, kauert ein Mann am Boden, eine Büchse in der Hand, und späht mit scharfen Augen auf den mondhellen Weg hinaus.

Muß doch nun kommen, der Grüne, wird doch den Schuß gehört haben, sonst muß noch ein Schuß in die Luft geknallt werden, der ihn herlockt. . . . Heute soll ihm die Rechnung bezahlt werden, heute wird der Vater gerächt. . . . Hat ja lange Zeit gehabt, aber nun soll es doch sein. . . . Dort, wo der Vater getroffen ist, soll auch ihm die Kugel durch den Rock schlagen . . . töten, nein, aber siechen, langsam dahinsterben, wie es der Vater auch hat müssen. . . . Auge um Auge. . . . Und sonderbar müßt' es sein, wenn er nicht richtig träfe. . . .

Da wird fern auf dem Wege ein dunkler Punkt sichtbar, der merklich näher kommt. Über das Gesicht des Lauernden geht ein höhnisches Grinsen, leise hebt er die Büchse, bringt er den Lauf vor. Immer näher kommt der Förster, noch ein Weilchen, dann ist er

in guter Schußweite. — Die Backe liegt am Schaft, der Finger am Hahn, das Ziel ist die rechte Brustseite des Näherkommenden. — Da hebt sich der Kopf des Mannes ein wenig, die Augen blicken starr, erschrocken. Ist das denn der Hansen? . . . Ist ja gerade, als ob es das Gesicht seines schon so lange toten Vaters wäre, das vorwurfsvoll auf ihn blickt. Er fährt mit der Linken einmal über die heiße Stirn. . . . Unsinn! . . . Jetzt sieht er wieder besser. . . . Da, der Hahn zuckt, ein Knall rollt durch die abendliche Stille. . . . „Verflucht, zu früh!" knirscht der Wegelagerer, dann flieht er mit eiligen Schritten durch das Unterholz der nahen Waldesgrenze zu.

Der Förster ist bei dem Schuß zusammengezuckt. Dann springt er vorn in das Gebüsch, aber der unsichtbare Schütze ist verschwunden. . . . Endlich wendet er sich heimwärts. Nun fühlt er ein Stechen im rechten Oberarm, im Mondschein sieht er helles Blut hervorquellen. — „Der Schuß galt mir," murmeln seine Lippen, „das hat ein Feind getan!" . . . Und wie ein Blitz kommt ihm ein Gedanke, grell und hell. . . . Aber soll doch wohl nicht gut möglich sein können; war wohl nicht zu Hause, der Schwager, aber für so schlecht sollte man ihn doch nicht halten. . . . So eine Schurkerei. . . . Ihm aufzulauern, nach dem Leben trachten, während er dem gestürzten und verunglückten Knaben den Liebesdienst erweist. . . . Sollte der wirklich so schlecht sein können? . . . Wohl sucht er der Ver-

nardine halber den Gedanken von sich zu weisen, aber er kann es nicht hindern, immer wieder kommt er ihm, wie ein Polyp, das seine Fangarme um sein Opfer schlingt und es fesselt.

Die Bernardine schreit laut auf, wie sie das Blut auf Huberts Rockärmel sieht.

„Nur still, nur still, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht; nur eine Fleischwunde, ein Streifschuß, weiter nichts."

Die Mutter ist schon zur Ruhe gegangen, da verbietet er ihr, der was zu sagen von dem Geschehenen. Sie nickt dazu. Unter herzlichen Worten des Mitleids und mit feuchten Augen wäscht sie die Wunde am Oberarm und legt einen Verband mit Arnika drum.

„So wird's schon wieder werden. Wird's schlimmer, kann ich morgen mal zum Doktor gehen. Ich ziehe einen anderen Rock an, derweil kannst du diesen reinigen und das Loch stopfen. So bleibt's unter uns beiden!"

„Wer mag das nur gewesen sein?" fragt sie mit besorgtem Blick.

Er wendet den Kopf etwas zur Seite und zieht die Schultern hoch. „Da mußt du schon Gott nach fragen." —

Es ist schon recht spät, als der Libori durch die Hintertüre leise ins Haus schlüpft. Wie er die Türe schließt, atmet er erleichtert auf. . . . Wird ihn der Grüne doch nicht erkannt haben und bezichtigen kön-

nen. . . . Gut, daß er die Büchse draußen gelassen . . . könnte doch Verdacht geben . . . vielleicht gar Haussuchung. . . . Aber der wird doch so leicht nicht an ihn denken, den Schwager. Haha! . . . Ist ihm doch recht sauer geworden, nur schade, daß der Schuß fehl ging. . . . Aber wer kann was gegen eine solche Einbildung, wie sie ihm plötzlich kam. . . .

Wie er in die Kammer tritt, findet er trotz der späten Zeit noch Licht, und die Fina sitzt mit geröteten Augen am Bette des Knaben. Der Libori erbleicht und starrt sein Weib an. —

„Was ist denn nur los hier?"

Die Fina blickt ihn vorwurfsvoll an. „Ja, frag mal. Da kann hier schon passieren, was nur will, und du läufst irgendwo herum. . . ."

Der Mann steht da wie eine Bildsäule und antwortet rein nichts auf den Vorwurf.

„Gestürzt ist der Anton im Walde, vom Baum ist er gefallen und hat sich's Bein gebrochen. — Die Bernardine hat ihn gefunden und in die Försterei geholt, dann hat ihn der Hubert hierhergetragen."

Da regt es sich in dem Gesichte des Libori: „Was ist das? — Wer? Der Grüne, der Hubert, hätte ihn hergetragen, der Hubert?"

Die Liebe und Sorge für sein Kind wird zurückgehalten von der Verwunderung, die ihn ergriffen. — Hubert! Das Wort klingt fremd in seinem Munde, aus dem es verbannt war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ja, der Hubert, der Schwager, den du so hassest, der hat es getan. Und dankst du ihm das nicht, dann bist du nicht wert, daß dich die Sonne bescheint."

Eine Weile ist's still nach diesen harten Worten der Frau. Dann fragt der Libori: „Wann war das denn?"

„Im Dunkelwerden waren sie hier, wohl eine Stunde. Wie der Doktor wieder ging, sind die zwei auch wieder gegangen."

Da sinkt der Mann auf einen Stuhl, still, wortlos; er stemmt den Ellenbogen aufs Knie und legt den Kopf in die Hand. So sitzt er eine ganze Zeit da und starrt und sinnt. Und in seiner Brust beginnt's zu gären und zu wühlen wie in einem Bergsee zur Sturmzeit, und es wird ihm zu enge, zu warm in der Kammer. So geht er hinaus. Er tritt unter die Eichen und schaut lange gedankenvoll zu dem Walde hin, der im vollen Mondschein still und feierlich daliegt in der Maiennacht.

. . . Bist nicht wert, daß dich die Sonne bescheint . . . so unrecht hat die Fina nicht. . . . Ihm danken, dem Grünen, dem Hubert, danken!? . . . Aufgelauert hat er ihm zu der Zeit, wo der ihm den Sohn ins Haus getragen, den ältesten Sohn, den Haus- und Namenserben. . . . So ein Lump ist er gewesen. . . . Hat er da den Haß getragen, ihn vernichten wollen . . . aber das soll nun ein Ende haben, die Zeit soll vorbei sein. . . . Muß sich ja eigentlich schämen, wenn er

dem Förster unter die Augen kommt. . . . Ob der wohl Verdacht auf ihn hat? . . . Einerlei, abbitten wird er ihm die Feindschaft, und das morgen früh gleich, und mit der Schießerei hat's auch ein Ende. . . .

Endlich geht der Libori ins Haus, in die Kammer zurück. Er beugt sich über den Knaben, der nun ruhig schlafend daliegt, und eine Träne rollt aus seinen Augen auf die Hand des Kindes. Dann kehrt er sich seiner Frau zu und hält ihr die Hand hin.

„Fina, der liebe Herrgott wird mir das wohl zur Strafe geschickt haben, das mit dem Anton. — Aber nun soll es anders werden. Du mußt mir verzeihen. Willst du?"

Die sieht ihn groß und überrascht an. Diese Sprache ist sie von ihrem Mann gar nicht gewohnt. In ihrem Herzen beginnt es zu jubeln. „Wenn's dir nur ernst ist."

„Es ist mir ernst, Fina, glaub's nur!"

„Und dem Schwager und der Bernardine bittest den Haß und die Feindschaft ab. . . ."

„Morgen früh gleich. Verlaß dich darauf."

„Dann soll alles gut sein. Dann will ich gern sagen ‚Gott sei Dank'!"

Fester umspannt seine Rechte der Fina Hand, mit der Linken zieht er ihren Kopf an seine Brust. Und wie ein neues, lange entbehrtes Glück überkommt es die beiden in der stillen Nacht am Krankenlager ihres Kindes. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am anderen Vormittag geht der Libori zur Försterei hinaus. Ernst und in Gedanken schreitet er durch den Wald. Oft wird's ihm zu enge um die Brust herum, aber mit fester Willenskraft rafft er sich auf. „Ein Ende soll das nun haben, ein Ende, daß Frieden wird," so spricht er ab und zu leise vor sich hin und verrät, was in seinem Inneren vorgeht.

Der Förster ist schon in der Frühe zum Arzt gewesen. Der hat die Wunde untersucht und neu verbunden. „Ist nur eine Fleischwunde. Schonen Sie den Arm etwas, dann geht es bald wieder!" hat er gesagt. — — Wohl brennt die Wunde etwas, aber so zimperlich ist er doch nicht, daß er sich jeder Schramme wegen gar ins Bett legte. Wäre das auch ein rechter Förster! . . . Nun steht er mit der Bernardine unter den Bäumen vorm Hause, als der Libori auf die Försterei zuschreitet. Die Bernardine lächelt dem Bruder entgegen. Er wird zu danken kommen. Gott sei Lob und Dank! . . . Der Förster blickt dem Näherkommenden ernst und fest ins Gesicht. Er denkt an die Wunde am Arm.

„Guten Morgen, Schwager Hubert," grüßt der Libori nun und reicht dem Erstaunten die Hand. „Guten Morgen, Schwester! — Wundert euch wohl, daß ich herausgekommen bin, aber ich denke, es soll nicht das letztemal gewesen sein, und ihr werdet uns auch die Ehre antun, ab und zu zum Eichenkrug zu kommen, nicht wahr? — Recht herzlich danken möcht'

ich euch beiden nun für das, was ihr dem Anton und mir gestern getan!"

„War ja Christenpflicht, Bruder," spricht die Bernardine, und der Hubert meint: „Hätten wir ja jedem wohl getan!"

„Glaub's gern, ja, ja, ihr! — Und darum laß uns ein Ende machen mit der Feindschaft, die uns trennt."

„Wir haben nichts gegen dich, Schwager," entgegnet der Förster ernst und mit besonderer Betonung des ersten Wortes und sieht dem Libori starr in die Augen.

„Ja, ist schon so recht," stottert der verlegen, „aber von mir aus war's so. — Wollt ihr alles vergeben und vergessen, so soll alles vorbei sein, und zwischen uns soll's dann sein, wie es zwischen so nahen Verwandten sein soll."

Bittend blickt der Libori auf, wie er die Hände den beiden entgegenstreckt. Die Schwester hat die Linke längst ergriffen, da nimmt der Hubert die rechte.

„Von uns aus kann es so sein, und wenn du es so ehrlich meinst, kann alles begraben sein, Libori. Schad' genug, daß es nicht gleich so war . . ., aber es ist noch nicht zu spät."

Da erscheint die alte Frau in der Türe und blickt erstaunt auf die drei, deren Hände ineinander ruhen.

„Ach, die Mutter!" spricht der Libori und geht ihr entgegen und reicht ihr die Hand und plaudert mit

ihr, als ob nie etwas Feindliches zwischen ihnen gelegen habe. Dann tritt er mit ins Haus.

Wie er wieder geht, begleiten die jungen Leute ihn einige Schritte heimwärts.

„Aber kommen müßt ihr Sonntag bestimmt, ihr zwei und auch die Mutter."

Die nicken zufrieden. Dann drückt der Libori dem Hubert zum Abschied die Hand. Wie er aber die Hand schüttelt, da zieht der Hubert den Arm mit schmerzlichem Gesicht zurück.

„Kann's dir ja sagen, Bruder," plaudert die Bernardine ahnungslos, „er hat einen wunden Arm. Angeschossen worden ist er gestern abend im Walde." Und ehe der Hubert ein Wort dazwischenbringen kann, erzählt sie ihm noch mehr von dem Vorfall, verurteilt sie mit scharfen Worten den Täter und die Tat.

Der Libori ist etwas rot geworden im Gesicht. „Ist's schlimm geworden?" fragt er dann.

„Nein, — nur ein Schrammschuß. Aber es konnte . . ."

„Gott sei Dank!" kommt es wie ein Seufzer aus seiner Brust.

„Ja, Gott sei Dank, Libori. — Und daß du's weißt," bedeutungsvoll blickt der Hubert dem Schwager in die Augen, „alles sei vergeben und vergessen, alles, alles!"

Der Libori sagt kein Wort mehr, er versteht den Hubert, er nickt, während es sich in seinem Herzen zu

regen beginnt und in seinen Augen aufsteigt, was doch sonst gar nicht seine Mode ist. Dann geht er dahin.

Die beiden Försterleute blickten ihm nach, bis er zwischen dem Geäst und Gestämme verschwunden ist, dann lacht der Hubert, legt den linken Arm seiner Frau um den Hals und spricht: „Nun glaube ich, daß alles so kommen mußte, um die Feindschaft zu Ende zu bringen, und gut ist's so. — Und Sonntag gehen wir zusammen zum Eichenkruge und feiern Versöhnung nach so hartem Streit. Nicht wahr, Schatz?"

Die Bernardine blickt ihn glücklich und froh an und wiederholt mit heller Stimme: „Ja, ja, Versöhnung! Alles sei vergeben und vergessen!"

# Der alten Rosel schönster Tag.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In Waldhausen ist Primiz. — Das ganze Dorf prangt im Festschmuck, von den Hausgiebeln flattern bunte Fahnen herab, und an den Hauptstraßen sind mehrere schöne Ehrenbogen errichtet. Es ist schon eine Reihe von Jahren her, daß in der alten Pfarrkirche eine Primiz gefeiert worden ist, nun aber, da Gott wieder einen Sohn des Dorfes zum heiligen Priesterstande berufen hat, ist die Freude der westfälischen Landleute doppelt groß. Und die Natur scheint teilzunehmen an der Freude: vom klarblauen Himmel lacht die Frühlingssonne herab, und ein sanfter Südwind streicht leise durch das junge Grün und über die kaum erblühten Blümlein. Und in Büschen und Bäumen singen die Vöglein ihre besten Weisen zum Lobe Gottes.

Da ist es denn kein Wunder, daß bei solch schönem Wetter auch von dem eine halbe Stunde entfernten Landstädtchen Driberg gar manche herübergekommen sind, um an der Primizfeier des Nachbarortes teilzunehmen, denn auch dort ist seit mehreren Jahren kein neugeweihter Priester an den Altar getreten. —

Das feierliche Primizamt ist beendet. Die Orgel läßt ihre letzten brausenden Akkorde durch die geschmückten Räume der Kirche hallen, während die Gläubigen in dichten Scharen das Gotteshaus ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lassen und sich auf dem lindenbestandenen Kirchplatze aufstellen. Ein Weilchen haben sie harrend dort gestanden, da kommt der junge Priester dahergeschritten, begleitet von einer Schar Engelchen und mehreren geistlichen Herren. Mit demütig gesenkten Blicken geht er durch die Menge des Volkes, den Myrtenkranz auf dem Haupte, in der Hand das Kruzifix, — gerad' wie der hl. Aloisius in der Kirche. Und wie glücklich strahlen die Augen der alten Eltern, die hinter ihrem priesterlichen Sohne schreiten. Und die frommen Schauer nehmen teil an diesem Glück, so daß auch auf ihren Gesichtern etwas von der seligen Herzensfreude zu lesen ist, und mit dieser gehen sie heim zu ihren Familien.

Mit langsamen Schritten geht eine ältere Frauensperson den Weg von Waldhausen nach Driberg dahin. Die übrigen Driberger sind wohl schon zu Hause. Sie hat es nicht so eilig, und ihre Füße sind ja auch nicht mehr so flink wie die junger Leute.

„Guten Morgen, Rosel," hört sie da plötzlich eine bekannte Stimme. Wie sie erstaunt aufblickt, sieht sie neben sich ihren Pfarrer, dessen Herankommen sie gar nicht bemerkt hat in all ihrem Sinnen und Denken.

„Nun, waren Sie auch zur Primizfeier?"

„Ja, Herr Pastor. — Das Wetter ist so schön, . . . und dann die herrliche Feier. — Schade, daß man die so selten mitmachen kann."

„Priesterberuf — Gottesberuf, Rosel! — Die Primizfeier veranstaltet gewissermaßen der liebe Gott selbst, da die zum Altare Tretenden ja von Gott besonders berufen sein müssen."

„Ja, ja, so ist es schon; das sagte ja auch der Herr Dechant, der in seiner Festpredigt die Würde des Priesteramtes behandelte. Hab' schon den ganzen Weg über seine Worte nachgedacht. Wie lange ist es eigentlich her, Herr Pastor, seit wir in Driberg die letzte Primiz gehabt haben?"

„Das sind jetzt 14 Jahre her, Rosel!"

„Haben wir denn nicht bald wieder eine Primiz in Aussicht?"

Der Pfarrer zuckt die Schultern. „Bis jetzt hat sich noch kein Sohn unseres Städtchens wieder dem Studium der Theologie hingegeben. Es fehlt eben der Gnadenruf des Herrn, und wo der nicht vorhanden ist, da soll es niemand wagen, zum Altare Gottes hinzutreten. — Freilich müssen die Kosten des Studiums auch in Betracht gezogen werden. Und gar manchmal kommt es vor, daß der liebe Gott den Priesterberuf einem Jüngsken ins Herz legt, das so arm ist wie 'ne Kirchenmaus; hab' das dieser Tage erfahren in unserer Gemeinde. . . ."

„Wie, in Driberg, Herr Pastor?" Gespannt blickt die Rosel auf.

„Ja, ja, in Driberg. — Da ist der Joseph Werner, der nun mit aus der Schule entlassen wird. Er war

bisher mein liebster und frommster Ministrant. Wie ich ihn dieser Tage fragte, was er denn werden wollte, fing er an zu weinen. „Ich soll den Leuten bei der Arbeit helfen," sagte er, „und ich möchte doch gerne aufs Gymnasium." „Was wolltest du denn gerne werden, Joseph?" fragte ich ihn zutraulich, „Doktor oder Professor oder Rechtsanwalt?" Da schüttelte er, noch immer weinend, den Kopf und sagte nur das eine Wort: „Priester!" — Ich habe den Knaben ja schon lange beobachtet, habe immer meine Freude gehabt, wie er das Latein der Meßgebete so mustergültig sprach, und so konnte mich seine Enthüllung eigentlich nicht überraschen. Aber trotzdem bin ich durch seine Antwort „Priester!" gar sehr ergriffen worden. Ich versuchte, ihn zu trösten, indem ich ihm vorstellte, daß er Gott auch in jedem anderen Stande dienen kann, aber ich weiß, befriedigt habe ich ihn nicht mit meiner Tröstung. — Der liebe Gott scheint ja den Joseph zum Dienste seines Altares berufen zu haben, jedoch die Eltern sind arm, bitterarm. . . . Wenn nun die eine oder andere gute Seele die milde Hand öffnete. . . . Ich habe schon oft darüber nachgedacht. . . . Ich würde ihm ja auch gerne helfen, soviel ich vermag."

Der Pfarrer schweigt, und die Rosel blickt wie sinnend den staubigen Weg entlang. So ist's eine ganze Weile still zwischen den beiden Wanderern, bis das Weiblein nach einer Zeit wieder das Wort ergreift.

„Herr Pastor, ich will helfen, daß der kleine Joseph Werner dem Priesterberuf zugeführt wird."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Pfarrer bleibt jählings stehen und blickt überrascht auf. „Sie, Rosel? . . . Wie können Sie denn? . . ."

„Doch, Herr Pastor, ich kann," unterbricht ihn die Rosel. „Aber es soll unter uns bleiben, niemand soll es erfahren, am wenigsten der Joseph selbst. . . . Der Herr Dechant hat in seiner Festpredigt gesagt: „Wer einen Priester heranbilden hilft, tut mehr, als wer einen Altar baut und ihn selbst mit Gold und Edelsteinen ziert." — Ich habe nun schon immer auf dem Heimwege darüber nachgedacht, wie ich es machen und anstellen soll, da schickt der liebe Herrgott Sie mir zu, . . . und nun weiß ich es, wie ich's mache."

„Aber, Rosel, Sie haben doch sicher nichts übrig."

„Herr Pastor, ich bin stets sparsam gewesen, hab' auch noch von meinen Eltern ein kleines Erbteil auf der Sparkasse stehen. Alles in allem mit Zinsen berechnet, ist es ein nettes Sümmchen. . . . O, Herr Pastor, die Wasch-Rosel ist nicht so arm, wie sie aussieht," versucht sie gar zu scherzen.

Ihr Vorhaben ist ja edel und gereicht Ihnen zur Ehre, Rosel, aber denken Sie an Ihre alten Tage. Sie dürfen sich nicht aller Mittel entblößen. Und wenn ich den Joseph auch durch Privatstudium über die unteren Gymnasialklassen hinwegbrächte, es kostete doch noch recht viel, ehe er als Priester an den Altar treten könnte. Sie können krank werden, dann . . ."

„Da wird mich der liebe Gott auch schon nicht verlassen," meint die Rosel vertrauensvoll. Bewundernd blickt der Pfarrer auf die schlichte Frau an seiner Seite, unter deren rauhem Kleide ein so goldenes Herz schlägt. Ihr Gottvertrauen schlägt ihm jeden weiteren Einwurf nieder. Schon mehrmals hat er in den letzten Tagen bei reichen Bauern Anspielungen gemacht um Unterstützung für einen armen, aber recht würdigen Studierenden, er hat aber stets taube Ohren gefunden. Dies arme Weib aber, das täglich sein Geld durch mühsame Arbeit am Waschbottich verdient, will ihr Letztes hergeben, damit dem Herrn ein würdiger Priester geschenkt wird.

„Wie lange würde es denn noch dauern, Herr Pastor, daß der Joseph Priester wird?" fragt sie dann.

„Etwa 9—10 Jahre, Rosel."

„O, das mag langen. Die wird mir der liebe Herrgott vielleicht noch schenken. Es wäre mein glücklichster, mein schönster Tag, wenn ich den Joseph am Altare stehen sehen könnte als Primizianten."

Mittlerweile sind die beiden vorm Städtchen angelangt, wo sich ihre Wege scheiden. Der Pfarrer reicht der Alten freundlichst die Hand und spricht: „Wenn es wirklich Ihr Ernst ist, Rosel, daß Sie hier helfen wollen, so kommen Sie mal des Abends zu mir, da können wir dann noch alles Weitere überlegen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wieder nickt die Alte. „Aber niemand soll's erfahren, Herr Pastor!"

Dann trippelt sie weiter, während der Pfarrer der Kirche zuschreitet.

* * *

Unaufhaltsam ist die Zeit durch Wochen, Monate und Jahre weitergeschritten. So ist's wieder Frühling geworden, und wieder steht ein neugeweihter Priester am Altare. Diesmal aber in Driberg, und der Primiziant ist Joseph Werner.

Wie glücklich ist er gewesen, als ihm der Pfarrer vor Jahren mitteilte, daß seinem Herzenswunsche nichts mehr im Wege stehe, da sich eine edle Seele gefunden habe, die die Kosten seines Studiums übernehmen wolle. Mit allem Eifer hat er sich ans Studieren begeben; bald war er der Liebling seiner Lehrer, und die besten Zeugnisse brachte er mit heim in die Ferien. Das Abiturienten-Examen hat ihm keine Mühe gemacht. Dann kamen die ernsten Jahre des akademischen Studiums, wo er tiefer in die Geheimnisse der heiligen Theologie eingeweiht wurde, und dann die Zeit des Alumnats, der Vorschule des Priestertums. Und vor einigen Tagen hat ihm nun sein Bischof in der Kathedrale die Hände aufgelegt und seine Hände mit dem heiligen Öle gesalbt, er hat die heilige Priesterweihe empfangen. Die Sehnsucht seiner Knaben- und Jünglingsjahre ist erfüllt, er darf nun hintreten zum Altare Gottes, darf den in

seinen Händen halten, der Himmel und Erde erschaffen. — So ist er nun Priester geworden durch Hilfe einer frommen Seele. Wer das nur sein mag? . . . Mehrmals hat er in den ersten Jahren den Pfarrer gefragt. „Joseph, den Namen darf ich dir nicht nennen," hat der geantwortet, „willst du deinem Wohltäter dankbar sein, so bete dafür!" Noch einmal hat er gestern gefragt, er fühlt sich ja so sehr zum Dank verpflichtet; aber der alte Pfarrer hat wieder das greise Haupt geschüttelt und gesagt: „Ich darf nicht, Joseph! Aber bei deiner Primizmesse gedenke besonders der edlen Seele, die dir zur Erlangung deines Berufes behilflich gewesen ist. Bete recht andächtig für sie, denn gar lange wird sie nicht mehr auf dieser Erde weilen."

Weihrauchwolken durchziehen das mit Girlanden und Fahnen geschmückte Schiff der Kirche. Durch die bunten Chorfenster fallen die Strahlen der Frühlingssonne und weben eine Gloriole um das Haupt des jungen Priesters, der zum ersten Male das Opfer des Neuen Bundes feiert. . . .

Und unten in der Kirche an einem Pfeiler kniet die alte Rosel. . . .

Die letzten Wochen ist sie recht krank gewesen und hat schon gefürchtet, den Primiztag, auf den sie sich jahrelang gefreut, nicht zu erleben. Aber der liebe Gott hat ihr Gebet erhört und ihr noch einmal Besserung geschenkt. Wäre es nicht des Josephs Ehrentag, so wäre sie wohl zu Hause geblieben, denn so recht wohl

fühlt sie sich noch nicht wieder. Aber bei der Primiz durfte sie doch nicht fehlen. Sie hat die ganzen Jahre ihr Geheimnis treu bewahrt, niemand hat davon erfahren, auch heute soll's niemand wissen, wenn ihr auch die Freude das Blut noch einmal so schnell durch die alten Adern jagt, wenn ihr Herz infolge des großen Glückes auch aufjauchzt zu einem innigen Te Deum laudamus! Nur sehen will sie den guten Joseph als Priester am Altare, das ist ihr letzter Wunsch, dann will sie ruhig sprechen: „Nun, Herr, laß deine Dienerin in Frieden fahren!" — — Und mit leuchtenden Augen hängt die alte Rosel an dem Primizianten, der ehrfürchtig und ergriffen die heiligen Geheimnisse feiert. Den kunstvollen, mehrstimmigen Chorgesang vernimmt sie nicht, sie horcht nur auf die Stimme ihres Lieblings, die beim Gesange der Meßgebete vibrierend durch die Kirche dringt. Und die armen Eltern und Geschwister des Primizianten da vorn in der ersten Bank, wie glücklich auch die sein müssen! Nun empfangen sie aus seiner Hand die heilige Kommunion. Wie gerne möchte auch sie da mitkommunizieren, den lieben Gott empfangen aus ihres Josephs Hand, aber nein, niemand soll's erfahren, soll's ahnen, niemand. . . .

Das „Ite missa est" ist verhallt, alles drängt jetzt hinaus. Auch die Rosel läßt sich von der Menge mitschieben, sie will den Joseph auch noch mal vorüberziehen sehen. . . . Aber schwer und sauer wird's ihr doch. . . . Die Beine so lahm. . . . Ob das die große Freude macht? . . .

„Aber, Rosel, Ihr hättet doch auch zu Hause bleiben sollen, die Luft ist noch zu rauh," meint teilnehmend und besorgt eine Nachbarin.

„Ich mußte doch zur Primiz," antwortet sie und richtet den Blick wieder auf die Kirchentür, wo nun der Primiziant sichtbar wird. Und wie er in ihre Nähe kommt, da ist's ihr, als ob sie auf ihn zueilen, vor ihm niederknien und um seinen priesterlichen Segen bitten sollte, aber sie bezwingt sich. . . .

Mit müden Schritten geht sie ihrer Wohnung zu. — —

Es ist Abend geworden. Der Primiziant weilt mit dem Pfarrer in dessen Studierzimmer. Da kommt eilig eine Frau gegangen.

„Herr Pastor, mit der alten Rosel geht es zu Ende. Sie hat einen Blutsturz bekommen und möchte nun gerne die heiligen Sakramente haben."

Der Pfarrer ist bei diesen Worten erbleicht. „Die alte Rosel? . . . Gut, richten Sie alles zum Empfang der heiligen Sakramente ein."

Dann geht die Frau wieder.

„Ist das die alte Rosel Rolf, die Waschfrau, Herr Pastor?" fragt der junge Priester leise.

„Ja, Joseph," gibt der alte Pfarrer mit bebender Stimme zur Antwort. Einen Augenblick ruhen seine Blicke auf dem ahnungslosen Primizianten, ob er ihm . . . nein, nein . . . aber . . . „Höre, Joseph, willst du bei der alten Rosel das erstemal dein priesterliches

Amt ausüben, willst du ihr die heiligen Sakramente spenden?"

„Gewiß, gern, Herr Pastor!" lautet die mit leuchtenden Augen gegebene Antwort.

„So geh' in Gottes Namen!"

Ergriffen, mit tränenfeuchten Augen, bleibt der Pfarrer zurück, während der junge Priester mit den heiligen Sakramenten zur alten Rosel geht.

Wie in leisem Schlummer, aber zu Tode bleich, liegt sie auf ihrem Lager. Nun aber erhebt sie ihre Augen, und wie sie den Priester, ihren Joseph, erblickt, der mit dem heiligen Sakramente bei ihr eintritt, da durchrieselt ein Schauer heiliger Freude ihren alten Körper, und feucht schimmert's in ihren Augen, die noch einmal aufleuchten in überirdischem Glanze.

Zum ersten Male hört der junge Priester Beichte, zum ersten Male spendet er einer Sterbenden die heilige Wegzehrung und die Letzte Ölung.

Eben hat er die letzten Gebete gesprochen, da entquillt von neuem ein Blutstrom dem Munde der Kranken. Ein Stammeln: „Gott — sei Dank! — Nun ist's — gut! Amen!" — ein Strecken, — die Seele scheidet aus dem sterblichen Körper.

Erschüttert kniet der junge Priester nieder, um die Sterbegebete zu sprechen: „. . . Proficiscere anima christiana! . . . Fahre hin, christliche Seele! . . ."

Mit bleichem Gesicht tritt Joseph Werner wieder in des alten Pfarrers Stube.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun, was macht die alte Rosel?"

Mit feuchten Augen deutet der Gefragte nach oben. „Herr Pastor, sie ist in der Ewigkeit. Nach dem Empfang der heiligen Sakramente ist sie verschieden."

„Also tot? — Gestorben an ihrem schönsten Tage!" Aufs neue treten dem alten Pfarrer Tränen in die Augen, während sich seine Hände zum Gebet schließen: „Gebe ihr der liebe Gott die ewige Ruhe, sie hat sie verdient!"

„Amen!"

Dann ist's eine Weile still in dem Gemach, ganz still, nur das Ticken der Uhr ist vernehmbar.

„Joseph," nimmt der alte Pfarrer dann wieder das Wort, „opfere morgen früh dein Meßopfer für die Verstorbene auf. Sie war eine gute, edle Seele!"

Am andern Morgen tritt der junge Priester in schwarzem Gewande an den Altar, und während er die heiligen Geheimnisse darbringt zum Troste der Verstorbenen, sargt man den Leichnam der alten Rosel ein. Und mit dem toten Körper legt man in den schlichten Holzschrein ihr Geheimnis, das Geheimnis ihrer frommen Tat, die außer dem alten Pfarrer niemand kennt und ahnt.

Aber der allwissende und allgütige Gott über den Sternen kennt sie und hat sie eingezeichnet mit goldenen Lettern in das Buch des Lebens.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Der Bauer vom Buschhofe.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein lichter, heller Frühlingsmorgen voll Blütenduft und Vogelsang. Überall Glanz und Sonne. Und das paßt doch gar nicht zu dem ernsten Zuge, der sich nach dem Friedhofe hinbewegt, wo man dem einzigen Sohne des reichen Buschmeier das Grab geschaufelt hat. An einer Dorfbeerdigung beteiligt sich möglichst alles, was abkommen kann; das Zusammengehörigkeitsgefühl ist dort größer als in den Städten, wo einer oft kaum den nächsten Nachbar kennt. Und heute ist die Beteiligung besonders stark. Da ist mancher der Leiche gefolgt, der eine dringende Arbeit hat liegen lassen; denn bei so einem Todesfall wird schon mal eine Ausnahme gemacht, da ist es nicht mehr wie recht, daß man dem armen Burschen das letzte Geleit gibt.

Mag man dem Bauer Gerd vom Buschhofe auch noch so gram und abhold sein, heute hat wohl ein jeder ein Teil Mitleid für ihn in der Brust. Hart geschlagen ist er schon, alles, was wahr ist. Und schrecklich genug ist es auch, das Ende seines Sohnes und Hoferben. . . . So ein braver und nüchterner Mensch, . . . hantiert mit dem Revolver, . . . ein verkehrter Griff und Druck, und vorbei ist's mit dem Leben, keinen Muck mehr, keinen Laut. —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der alte Schmied und der Förster sind die letzten Leidtragenden, die langsamen Schrittes vom Friedhofe zurückkommen.

„Ist doch ein harter Schlag für den Buschmeier," meint der Förster.

„Das schon," nickt der Schmied bedächtig, „aber er hat auch schon einen guten Schlag von unserm Herrgott nötig. Glaubt's nur."

„Mag ja sein, daß der Bauer durch seinen Stolz und seine Härte manches auf dem Kerbholz hat, aber bedenkt nur einmal: Er ist blind, völlig blind, seit ein paar Wochen schon."

„Ja, ja, das ist schon ein recht großes Leid. Könnt's mir nicht ärger vorstellen."

„. . . Und ganz allein steht er nun auf der Welt. Die Frau schon tot, kein Kind mehr . . ."

„Daß er nun allein steht, Förster, das ist seine eigene Schuld. Und wer weiß, ob's nicht eine Strafe von unserm Herrgott ist für seine Hartherzigkeit, mit der er damals die Lisbeth, seine einzige Tochter, verstoßen hat."

„Verstoßen hat?" fragt der Förster erstaunt. „Das ist mir neu. Bin ja auch noch nicht lange hier, daß ich's wissen kann."

„Sind auch wohl bald zwanzig Jahre her, daß es geschah. Lisbeth sollte nach des Bauern Willen den Jungen, den Wilm vom Berghofe, heiraten. Es sollte eben Art bei Art bleiben, Geld zu Geld kommen. Aber

das Mädchen hatte auch seinen eigenen Kopf. Es heiratete einen jungen Burschen aus dem Sauerlande, der hier beim Postwirt als Großknecht in Dienst stand. War ein kreuzbraver Kerl, hatte nur das Unglück, arm zu sein. Das hat der Buschmeier in seinem Stolz nicht vertragen können, er hat das Mädchen verstoßen und enterbt. Hat sich die ganzen Jahre nicht um Lisbeth gekümmert, trotzdem sie mehrfach versucht hat, sich mit ihm wieder auszusöhnen. Nicht mal ihren Namen hat man ihm nennen dürfen. Ich weiß das alles ganz bestimmt. Sie ist damals ins Sauerland gezogen nach der Heimat ihres Mannes, und dort soll sie auch noch mit ihren Kindern wohnen. Ihr Mann ist schon ein paar Jahre tot. — Als die Bäuerin vor zwei Jahren starb, hat sie ihn auf dem Sterbebette noch einmal gebeten, Lisbeth zu verzeihen und sich um sie zu kümmern. Er hat's ihr zwar versprochen, aber es ist doch geblieben, wie es war. — Da werdet Ihr schon verstehen, daß der liebe Herrgott dem schon ordentlich auf die Finger klopfen muß, wenn er hören soll."

„Hm, hm, wenn das so ein hartes Holz ist," spricht der Förster gedankenvoll, „dann allerdings. — Aber leicht, daß er jetzt anders wird."

„Wäre zu wünschen, und das beste für ihn selbst und auch für Lisbeth."

Dann trennen sich die beiden Männer. Der eine geht ins Dorf, der andere schlägt den Weg zum Walde ein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und droben auf dem Friedhofe häuft der Totengräber die Erde auf den Sarg, der des Buschmeiers Stolz und Hoffnung umschließt. —

In eine Talsenkung eingebettet, etwas abseits vom Dorfe, liegt der stattliche Buschhof. Ein paar mächtige Eichen recken ihre knorrigen Äste über das moosige Dach des langgestreckten Hauses. Schon gar alt ist das Gebäude. Über der großen Tennentür liest man nach einem frommen Spruch die Jahreszahl 1721; aber noch wetterfest ist's, denn das aus den weißgetünchten Wänden sich dunkel abhebende Balkenwerk ist dick und kernig und vom besten Eichenholz. Hier haben die Buschmeier immer als stolze und freie Bauern auf ihrer angestammten Scholle geschaltet und gewaltet. Und auch der Gerd, der jetzige Bauer, hat wie ein Dorffürst den Kopf gar hoch getragen, und nichts hat ihn zu beugen vermocht; getrotzt hat er den Stürmen der Zeit wie das Balkenwerk seines Hauses, wenn sich auch Falte auf Falte in sein ehernes Gesicht gegraben hat.

Nun sitzt er in einem lederbezogenen Sessel am offenen Fenster in der kleinen Stube. Die reiche Frühlingssonne spielt mit seinen weißen Haaren und streichelt ihm die runzeligen Wangen, sanft und leise, wie Kinderhände tun würden; und der Lenz nickt ins Fenster und gibt ihm seinen süßduftenden Gruß. Wohl fühlt Gerd die Wärme, die sich wohltuend auf seine alten Glieder legt; aber er sieht nichts von all der jungen Pracht, mit der sich die Erde wieder schmückt. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Blind! — Wie hatte er sich aufgebäumt gegen das Schicksal, das ihm sein freies Reich geraubt und ihn wie einen Gefangenen an das Zimmer gefesselt hat. Gegen den lieben Herrgott hat er sich in seinem Herzen aufgelehnt; aber der hat nicht auf seine Einwürfe und Einwände gehört, er hat sein Kreuz auf sich nehmen müssen. Da ist der finstere Trotz in ihm wieder aufgestanden. Wenn er dann am Arme seines Sohnes über den Hof schlurfte und die Luft der eigenen Scholle einsog, wenn ihm Bernd alles erzählte, wie es da draußen stand und was geschafft wurde, dann ist er doch noch immer der König seines kleinen Reiches gewesen. Bis das Schicksal ihm auch diese letzte Stütze geraubt hat. Da ist sein Stolz, seine Hoffnung ins Grab gesunken. Und dieser Schlag hat ihn noch härter getroffen als seine Blindheit. Die alte Lina, eine entfernte Verwandte, die seit dem Tode der Bäuerin dem Hauswesen vorsteht, führt ihn morgens in die Stube an seinen Sitz, leitet ihn auch zu den Mahlzeiten ins große Zimmer, aber auf den Hof und in den Garten kommt er nun nicht mehr hinaus. — Zu Ewigkeiten sind ihm schon die Tage geworden, seit Bernd auf dem Friedhofe ruht. —

Da kommt die alte Lina mit einem jungen Mädchen ins Zimmer. „Hier ist ein junges Mädchen, das will sich vermieten. Was meint Ihr?“

„Haben doch wohl keins mehr nötig, Lina, was?“ fragt der Bauer.

„So? — Ich meine aber, daß wir's wohl brauchen könnten, und wenn wir es auch nur mieten, daß es Euch zur Hand geht und Euch mal draußen auf den Hof oder in den Garten führt. Ich hab' dazu ja keine Zeit."

Der Bauer knurrt etwas in den Bart, aus dem man gar nichts entnehmen kann.

„Und stark und kräftig scheint's auch zu sein."

„Woher bist du denn, Kind?" fragt nun Gerd.

„Aus dem Sauerlande," antwortet das Mädchen mit hochrotem Gesicht.

„Und wie alt bist du?" prüft der Bauer weiter.

„Bin im achtzehnten Jahre!"

„Hast noch Eltern und Geschwister?"

„Einen Bruder hab' ich noch und die Mutter. Der Vater ist tot."

„In der Wirtschaft haben wir gerade keine Leute mehr nötig, aber ich könnte dich wohl schon brauchen, denn ich bin blind. Siehst es ja wohl."

„Tut mir recht leid, Herr Buschmeier," sagt das Mädchen mit stotternder Stimme.

„Ist auch ein Elend, glaub's nur, Kind. Und wenn man dann noch allein steht . . . Müßtest mich schon bedienen, auch mal die Zeitung vorlesen, damit man doch auch weiß, was in der Welt und in der Umgegend los ist, und mich auch mal am Arm hinausgeleiten auf den Hof oder in den Garten. — Was

meinst du, Kind, würde dir das passen, und tätest du das wohl?"

„O ja, recht gern würde ich das tun, Herr Buschmeier. Als wenn Ihr mein Vater wäret, so wollte ich Euch bedienen und hegen und leiten."

Der Bauer nickt befriedigt. Die Tränen, die dem Mädchen aus den Augen rollen, sieht er nicht, aber der warme, teilnehmende Ton der Sprache hat ihn wohltuend berührt.

„Da kannst du ja bleiben. — Gib mir die Hand. . . . Wie heißt du?"

„Anna!"

„Anna? — So hieß unsere selige Mutter auch. Nun, das andere kannst du mit Lina abmachen. Ich kann mich nicht drum kümmern. . . . Bin doch ein unnütz Stück Möbel auf der Welt, wohl nur zum Sterben noch gut genug."

„Vom Sterben müßt Ihr nun nicht reden, Herr Buschmeier, ans Leben denkt, das Euch, so Gott will, auch noch Freuden bringen kann."

Der Bauer verzieht sein Gesicht zu einem Grinsen. „Freude? Haha? — Allein in der Welt und blind, — und dann noch Freude?"

Dann nimmt Lina das Mädchen mit hinaus, zeigt ihm die Schlafkammer, macht es mit den Verhältnissen im Hause bekannt, regelt den Lohn und setzt ihm dann in der Küche zu essen vor.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„So, nun greif zu. Hunger wirst schon haben, wenn du schon so weit hergekommen bist. — Aber mußt es nicht übelnehmen, daß ich gleich du sag'. Ich bin's hier auf dem Hofe so gewohnt."

„Sagt's nur so. Ist mir schon recht lieb," gibt Anna zur Antwort.

Nach einer Weile setzt sich Lina auch an den Tisch. Sie blickt Anna vertraulich ins Gesicht und fragt: „Und Schulte heißt du?"

Anna blickt auf ihr Brot und nickt.

„Der Bauer hatte eine Tochter, die soll auch einen Schulte geheiratet haben, ist mir damals gesagt worden."

„Bei uns im Dorf und in der Umgegend gibt's viele Schulte. Ist im Sauerlande ein verbreiteter Name."

„Hm, ja, ist ja auch einerlei. — Wirst dich schon gewöhnen hier im Hause. Und schwer wirst es nicht haben. Wirst zumeist um den Bauern sein müssen. Ist zwar manchmal was rauh und grob, aber mußt bedenken: er ist ein blinder Mann, der sich nicht helfen kann, der bei all seinem Reichtum ärmer ist als der Bettelmusikant, der von Haus zu Haus zieht. — Nun weißt du Bescheid, Anna. Und hast du mal Zeit, dann kannst du hier in der Küche helfen." —

Wie die Knechte und Mägde gegen Mittag von den Feldern heimkehren, sehen sie den Bauern im

Garten umhergehen, von einem fremden jungen Mädchen geleitet.

„Wer mag denn das nur sein?“ wundert sich Libori. „Das ist aber eine blitzsaubere.“

Die andern zucken die Achseln und kommen aus der Neugier nicht eher heraus, als Lina sie über alles aufgeklärt hat.

Am Tische sitzt Anna neben Buschmeier. Sie muß ihm ja behilflich sein, ihm aufgeben, das Fleisch zerschneiden, . . . er ist ja hilflos wie ein Kind. Bisher hat ihn Lina bedient, aber die ist froh, daß sie der lästigen Arbeit enthoben ist. . . . Und dem Bauer ist's lieb so, denn Lina war recht gleichgültig bei ihrer Bedienung; Anna aber ist besorgt um ihn wie eine Mutter um ihr Kind. Wohl ist sie etwas verlegen, wie sie die Blicke der um den Tisch Sitzenden auf sich gerichtet sieht, aber sicher und ruhig übt sie ihr neues Amt aus. —

Am Abend, als Buschmeier bereits zur Ruhe gegangen ist, bittet Anna um Tinte und Papier.

„Muß ja nach Hause schreiben, Lina, daß die Mutter weiß, wo ich bin, und mir den Koffer mit den Kleidern schickt.“

„Ja, ja, hast recht. — Setz' dich zum Schreiben nur in die kleine Stube.“

Und Anna schreibt mit bewegtem Herzen:

„Kannst es dir denken, Mutter, wie es mir war, als ich hier auf den Hof kam. Und wie ich den Groß-

vater sah, den harten, stolzen Mann, der stets im Wohlsein und Überfluß gelebt hat, während Du oft gedarbt hast, der Dich verstoßen hat um nichtige Ursache und der nun so unsagbar arm, von allen verlassen und völlig blind ist; da hab' ich mich oft beherrschen müssen, um mich nicht zu verraten. Du weißt ja, daß ich mir vorgenommen habe, endlich eine Versöhnung zustande zu bringen, den Großvater endlich zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Da muß ich ihm also das fremde Mädchen sein. Hilf mir beten, daß Gott mein Vorhaben segnet. . . ."

* * *

Einige Wochen später ist's. Anna Schulte ist Buschmeier unentbehrlich geworden, er könnte ohne sie wohl nicht mehr fertig werden. Alles erfährt er, was auf dem Hofe geschieht und wie es mit den Saaten bestellt ist; Dorf-, Stadt- und Weltneuigkeiten aus der Zeitung erzählt ihm Anna oder liest sie ihm vor. Und leiten tut sie ihn so sicher und überallhin, im Hause herum, auf dem Hofe, im Garten, sogar ins Dorf zur Kirche. Und um ihn herum ist sie, — wo er was will, was wünscht, . . . so bereitwillig, so still und ruhig; nie, daß sie ein klagend oder unfreundlich Wort sagt; . . . und der Buschmeier macht's ihr oft nicht leicht, . . . ein eigen Kind könnte den Bauern nicht besser hegen und pflegen. —

Das letzte Licht verglimmt im Westen. Es ist ein arbeitsreicher Tag für die Leute vom Buschhofe

gewesen. Von früh bis spät auf den Wiesen, und der Sonnenbrand dazu. . . . Nun ist das Heu unter Dach und Fach gebracht, und still und ruhig liegt der Hof da. Alle Hausbewohner haben zeitig das Lager aufgesucht, um sich auszuruhen für den nächsten Tag. Nur Anna wacht noch auf ihrer Kammer. Sie hat der Mutter noch einige Zeilen beim Scheine der Kerze geschrieben. Tagsüber ist sie die letzte Woche nicht dazu gekommen; denn wenn ihr der Bauer ein paar Augenblicke Zeit ließ, war für sie in der Küche zu tun. Nun legt sie die Feder beiseite und übersieht noch einmal das Geschriebene und denkt und sinnt.

Ja, ja, es ist schon so, wie sie der Mutter geschrieben hat. Gut ist der Bauer manchmal, aber sehr stolz und eigensinnig. . . . Er hat es noch nicht gemerkt, daß sie seine Enkelin ist; auch auf dem Hofe hat keiner eine Ahnung davon. . . . Einige Male hat sie angespielt auf Kinder, hat ihn gefragt, ob er denn gar keine Seele mehr habe, die seinem Herzen nahestehe; da hat er die ernste Stirn in Falten gezogen und geknurrt, er habe nur ein Kind gehabt, den Bernd, der nun seit dem Frühjahr auf dem Friedhof liege, und sonst keins. . . . Als ob die Mutter nicht auch sein Kind wäre. . . . Also sie noch zu verleugnen in diesem Alter, wo er mit einem Fuß im Grabe steht und der liebe Herrgott ihm schon so derbe auf die Finger geklopft hat! . . . So ein Haß, so ein Trotz! Da hätte sie schon manchmal davonlaufen und sich nicht weiter um den harten Kopf

kümmern mögen, mochte es ihm dann gehen, wie es wollte; ist ja noch nicht hart genug gestraft. Aber: „Tuet Gutes denen . . .“ hat der liebe Herrgott gesagt, und der Pfarrer hat ihr einmal den Rat gegeben, alles, was sie Buschmeier tue, und wenn's ihr noch so hart und schwer falle, aus Liebe zu Gott zu tun und es ihm aufzuopfern, da werde schon endlich sein Segen nicht ausbleiben. Und sie ist doch mit ihrem Vorsatz hierhergekommen und hat's ja auch wohl vorher gewußt, daß Buschmeier sie nicht mit offenen Armen als Enkelin aufnehmen würde. Da muß sie halt bleiben, hübsch geduldig sein und alles dem lieben Herrgott überlassen.

So denkt und sinnt Anna. Derweil kommt die Nacht geschritten mit dunklem sternenbesetzten Mantel, mit süßem Blumenduft und heiliger Stille.

„Anna, Anna!“ ruft's da halblaut.

„Sie horcht auf. Der Bauer ist's, dessen Kammer sich neben der ihren befindet. Mit der Kerze geht sie hinüber.

„Wolltet Ihr noch was haben, oder liegt Ihr nicht gut?“ fragt sie in ruhigem, liebevollem Tone.

„Wenn du mir noch einmal ein Kissen unter den Kopf legen wolltest, daß ich etwas höher zu liegen komme; die Brust ist mir so beengt.“

„Ich hole Euch noch eins.“

Sie läßt den Leuchter auf dem Nachttische stehen und holt aus ihrer Kammer ein Kissen. Mit einer

Hand hebt sie den grauen Kopf, mit der andern schiebt sie das Kissen an Ort und Stelle. Und so vorsichtig tut sie's, wie's eine Mutter bei einem kranken Kinde tut.

„So geht's wohl?"

„Ja, ja, Anna! — Bist doch ein gutes Mädchen. — Aber ein Glas Wasser könntest du mir noch holen, hab' so einen Durst heut abend.

„Das sollt Ihr haben."

Sie geht hinunter, im Dunkeln, sie weiß ja überall Bescheid, geht in die Küche, entnimmt dem alten Schranke ein Glas, setzt die kreischende Pumpe in Bewegung und begibt sich dann wieder nach oben. Wie sie aber auf der Treppe ist, hört sie stöhnende Hilferufe des Bauern, und Rauch und ein brenzliger Geruch schlagen ihr entgegen. Sie erschrickt, daß ihr die Knie beben, und hastet dann dem Zimmer zu, das sie vom Qualm angefüllt findet.

Mein Gott, was ist geschehen? — „Hilfe! Hilfe!" schreit sie durch das stille, weite Haus. Dann reißt sie ein Fenster auf, und nun züngeln in dem Luftzuge gierige Flämmchen empor. — Das Bett brennt, und der Bauer liegt stöhnend darin.

Da hat er wohl, während sie unten war, die Kerze von dem Tischlein gestoßen, die ist aufs Bett gefallen, und da hat's gleich Feuer gefangen, und nun ist es e i n e Glut.

„Herrgott! Hilfe! Hilfe!"

Wie besinnungslos schlägt sie mit den Händen auf das brennende Bettzeug, es hilft nichts, — dann reißt sie den Bauern heraus, schleppt ihn auf den Gang und sucht hier die Flammen an seinem Hemde zu ersticken. Da loht eine Flamme an ihren Kleidern herauf, — ohnmächtig bricht sie zusammen, gerade in dem Augenblicke, wo die Knechte und Mägde bestürzt herbeikommen.

Nach einer halben Stunde ist der Zimmerbrand gelöscht. Bett, Nachtschränkchen und Stuhl sind verbrannt, ein Häuflein schwelender Asche liegt auf dem mit Wasser überschütteten Fußboden. Dieser Schaden ist so groß nicht, freilich hätt' es auch anders kommen können; aber unten in der Stube liegen zwei stöhnend vor Schmerzen, die ihnen die Brandwunden verursachen: Buschmeier und seine Enkelin. Am schlimmsten zugerichtet ist Anna, und hätte der Großknecht, der Steffen, ihre wie Zunder brennenden Kleider nicht so glücklich gedämpft, wer weiß, ob sie überhaupt noch lebte. So ein Unglück aber auch!

Endlich kommt der Arzt, den der Hütejunge aus dem Bette geklopft hat. Zuerst untersucht er den Buschmeier.

„Ist so schlimm nicht geworden. Ein paar Tage, dann ist alles wieder im Lot. — Müßt doch einen guten Schutzengel gehabt haben."

„Anna! Anna!" ächzt der Bauer.

Die ist mit Brandwunden bedeckt, sogar die Haare sind versengt. Der Arzt macht ein bedenkliches Gesicht.

„Die hat aber ordentlich was mitgekriegt. Da helfe Gott, sonst sieht's übel aus."

Der Buschmeier hat die Worte gehört.

„Herr Doktor, helfen Sie, retten Sie das Mädchen, und wenn es den ganzen Buschhof kosten sollte. An mir altem Kerl ist nicht mehr viel gelegen, aber das junge Ding, . . . und hat's meinetwegen gekriegt."

„Buschmeier, was ich kann, tue ich. Das andere muß Gott anheimgestellt werden."

„Mutter, o Mutter!" jammert nun Anna.

„Benachrichtigen Sie ihre Angehörigen," wendet sich der Arzt nun an Lina, „man weiß nicht, was werden kann, und gut wär' es auch, wenn sie versehen würde."

„Du lieber Gott, Herr Doktor, so schlimm ist's?" fragt Lina erschreckt.

Der Arzt zuckt die Achseln, dann legt er die Verbände an. Der Bauer hat nicht viel nötig, der braucht nicht mal liegen zu bleiben, kann in seinem Lehnstuhl sitzen oder im Hause mal herumschlurfen; aber Anna wird vom Kopf bis zu den Füßen eingewickelt, so daß nur ihr Gesicht noch aus den weißen Binden herausschaut. —

Wie es einigermaßen Tag ist, geht Steffen ins Dorf zum Pfarrer. Dann begibt er sich zum Linden-

kruge, wo die Post eingerichtet ist. Hier gibt er ein Telegramm auf an Annas Mutter: „Tochter krank. Kommen erwünscht. Buschmeier." —

Nach der Schulmesse geht der Pfarrer zum Buschhofe hinaus. Vor ihm schreitet der Meßdiener mit Glöcklein und brennender Versehlaterne. Annas Kammer wird nun zur Kapelle. Nachdem die Kranke gebeichtet hat, kommen die Dienstboten in ihr Zimmer, selbst der Bauer schlurft heran, von Steffen und Lina gestützt und geführt. Zu Füßen des Bettes knien sie mit feuchten Augen nieder, während der Pfarrer der Kranken die heilige Kommunion reicht und ihr dann die Letzte Ölung spendet.

Aller Augen sind mitleidig auf Anna gerichtet, die nun so still und ruhig in den Kissen liegt. Der Buschmeier kann's nicht sehen, das Schmerzensbild, seine Augensterne sind ja erloschen; aber in seine Seele leuchtet's hinein und läßt ihn die eigenen Schmerzen vergessen. . . . Das arme Mädchen! Seinetwegen liegt es da, weil's ihn hat retten wollen, weil's zuviel Liebe zu ihm gehabt hat. Hätt' es ihn einfach liegen lassen, was war dabei, wenn er sein Leben dabei hätte lassen müssen, er war ja alt genug, aber so ein junges Blut, das kaum zu leben beginnt. . . . Und so gut ist es immer zu ihm gewesen, so ganz anders als die andern. Kein unzufriedenes Wort, nichts ist ihm zuviel geworden. . . . Wenn da der liebe Herrgott doch noch mal gnädig sein wollte, auch der Mutter

wegen. Ob die ihm nicht Schuld gibt? Und er kann doch nichts dazu, ist halt ein Unglück gewesen. Er gäbe schon weiß Gott was drum, wenn's ungeschehen gemacht werden könnte.

So sinnt und sinnt der Bauer. Und mit dem Mitleid ist die Reue in seine Brust gezogen, und sie greift nun in sein Herz und seine Seele, die endlich erweicht und erwacht aus der harten Erstarrung, in der sie so lange gelegen. . . . Der Buschmeier weint. Die Tränen rollen ihm über die gefurchten Wangen. Verwundert blicken sich die Dienstboten an. Das haben sie noch nie bei ihm gesehen, nicht mal, wo er erblindete, auch da nicht, als man seinen einzigen Sohn und Hoferben aus dem Hause zum Friedhof trug. . . . Muß wohl ein Wunder geschehen sein.

* * *

Am anderen Tage kurz vor Mittag kommt eine Frau mit einem Knaben vom Dorfe her den Weg herabgeschritten, der zum Buchhofe führt. Der Junge wendet seine Augen nach rechts und nach links und fragt nach diesem und nach jenem, was er nur immer sieht und wovon ihm die Mutter schon früher mal erzählt hat. Die aber gibt immer nur knappe Antworten, denn ihr ist es gar nicht zum Plaudern und zum Reden. Ihre Gedanken wandern zurück in die Vergangenheit und eilen ihr voraus nach dem Hofe, der da in der Talsenkung vor ihnen liegt.

Schon lange ist's her, seit sie das letztemal diesen Weg beschritten, und es ist alles noch so wie damals auch. Die Frucht- und Kornfelder, aus denen der Mohn glüht und leuchtet, seitab die Wiesen mit ihren Flößgräben, die Obstbäume am Wege, der Bach mit dem schmalen Steg, alles kommt ihr so bekannt, so traut, so heimatlich vor, als wenn sie gar nicht so lange fern gewesen wäre. Und doch liegt die lange Zeit dazwischen, in der so viel passiert ist: ihr Mann, der Heinrich, gestorben, die Mutter ins Grab gelegt und auch der Bruder, der Bernd, der Vater blind und doch noch so starrsinnig und hartherzig. Und nun Anna krank, vielleicht gar sterbend. Wenn's nicht bedenklich wäre, hätte man ihr wohl kein Telegramm geschickt. Was ihr wohl fehlt? War sonst immer so gesund und kräftig. Und ob es der Vater nun wohl weiß, daß sie ihre Tochter, daß sie seine Enkelin ist? Ist wohl kaum zu glauben. Aber mag's nun kommen, wie es will. Ihr Kind ist's, das da krank liegt, da kann ihr der Vater das Haus nicht sperren, da ist es ihre Mutterpflicht, daß sie die Stätte, die sie so lange nicht hat betreten dürfen, aufsucht. Ist ja traurig genug, daß es so ein Anlaß ist, der sie nach der Heimat führt; besser wäre es gewesen, wenn es ein Weg in Frieden und Versöhnung wäre; aber nun mach's einer anders. Mag der liebe Herrgott alles lenken und leiten und ihr doch Anna, die einzige Tochter, lassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Eingange des Hofes steht, von Fliederbüschen umgeben, ein Heiligenhäuschen mit einem gar schönen Muttergottesbilde drin. Ein inniges Stoßgebet geht leise über ihre Lippen.

Und nun steht sie an der Schwelle ihres Elternhauses. Mit zagendem Schritte und klopfendem Herzen überschreitet sie sie. Die alte Lina steht an der Küchentür.

„Ihr seid wohl Annas Mutter?"

„Ja! — Wie geht's ihr, was fehlt ihr?" fragt sie mit angstvoller Stimme.

„Kann sein, daß es nochmal gut geht. Vorhin war der Doktor wieder hier. — Aber kommt nur erst herein und eßt und trinkt etwas. Habt ja schon einen guten Weg gemacht und seid wohl müde und der Junge auch. Sollt dann alles hören."

Lina führt die beiden in Buschmeiers Stube. Wie's da in der Frau wogt und wühlt von Erinnerungen, wie sie das kleine, traute Zimmer betritt.

„Mutter, ist das der Großvater?" fragt Gerd und zeigt auf eine an der Wand hangende Photographie.

Die Mutter nickt und kämpft gegen die Tränen an, die sich in ihre Augen drängen wollen.

Dann kommt Lina wieder und setzt ihnen vor. „So, nun eßt und trinkt in Gottes Namen. Greift nur ordentlich zu."

Der Knabe läßt sich alles schmecken, aber der Mutter will's nicht aus dem Munde. Sie horcht nur

auf die Worte der alten Wirtschafterin, die ihr erzählt, wie das Unglück gekommen ist, wie es Anna nun geht und auch dem Bauern. Die Mutter erschauert und erbebt bei dem Gedanken an ihr Kind. Sie kann's nun nicht hindern, daß ihr die Tränen nur so übers Gesicht rollen.

Lina sucht zu trösten, so gut sie kann, erzählt der Mutter auch, daß die Anna stets so gut und freundlich gewesen ist, daß alle sie so gerne haben.

„Und der Bauer?" fragt die Frau.

„Auch der hatte Anna sehr gerne um sich, und leid tut ihm das Unglück, glaubt's nur; gar geweint hat er. Anna hat ihn auch so gut zu behandeln gewußt, gerade als wenn er ihr Vater wäre, ganz so."

„Wo ist der Bauer jetzt?"

„Sitzt oben auf Annas Stube. Er wollte es so haben. Erst haben wir seinen Sessel hinaufbringen müssen, dann mußten wir ihn hingeleiten. Da hat er gestern schon ganze Stunden gesessen und heute auch den ganzen Morgen schon. Kann ja nicht sehen, aber er spricht ab und zu ein Wort mit Anna oder tröstet sie mit so viel guten Worten, daß wir uns schon gewundert haben; denn es ist sonst nicht des Bauern Art, übermäßig freundlich zu sein, wirklich nicht, ist sonst ziemlich rauh und kurzab."

Die Frau nickt leise. O, sie kennt ihren Vater wohl, hat ja selbst seine Härte erfahren.

„Dann wollen wir mal hinaufgehen. — Komm, Gerd."

„Da will ich euch hinaufbringen."

Lina geht voran, um den Weg zu zeigen, und es wäre doch gar nicht nötig, aber die Frau verrät sich nicht. Wie oft ist sie vor Jahren diese Treppe hinauf- und hinuntergeeilt, nun wird ihr das Steigen so schwer, als ob ihr Blei in den Beinen läge. Und das Herz klopft ihr so gewaltig, daß sie gar auf der obersten Stufe ein Weilchen stehenbleiben muß, um sich wieder zu beruhigen.

Nun öffnet Lina die Tür und tritt ins Zimmer, derweil sie mit dem Knaben auf der Schwelle stehen bleibt. Da sitzt ihr Vater, der blinde Mann mit dem ernsten, bartlosen Gesicht und den weißen Haaren. Sie preßt die Hand auf den Mund, denn ihr ist's, als ob sie aufschreien sollte. Und da im Bett, ganz von Binden umhüllt, Anna.

„Annas Mutter ist da und ihr kleiner Bruder," sagt Lina leise zu Buschmeier und geht dann an das Bett der Kranken. „Anna, Anna!"

Die schlägt die Augen groß und fragend auf.

„Besuch ist hier." Dann entfernt sich Lina wieder.

Nun sieht Anna die Angekommenen in der Tür stehen. Ein glückliches Lächeln fliegt über ihr Gesicht. „Mutter, o Mutter — und Gerd!" ruft sie und hebt die verbundenen Arme.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da beugt sich die Mutter mit weinenden Augen über ihr Kind, und mit stotternder Stimme spricht sie nur die Worte: „Anna, mein Kind, mein gutes, liebes Kind!“ Dann betastet sie vorsichtig die Hände und Arme des Mädchens, streicht zärtlich die Wangen und küßt den Mund. „Was du wohl Schmerzen hast!“

„Sorg' nicht, Mutter,“ lächelt Anna; „nun, da du hier bist und Gerd auch, ist ja alles gut.“

Der Junge steht da, still und andächtig wie in einer Kirche. Jetzt betrachtet er schon ein Weilchen den Bauern, der mit vorgebeugtem Kopf dasitzt und auf die Worte der Frau zu lauschen scheint.

„Annas Mutter seid Ihr?“

Da rafft sich die Frau zusammen, tritt zu dem Alten, ergreift dessen Hand und preßt sie fest. „Ja, Annas Mutter bin ich und — deine Tochter, Vater, — deine Lisbeth.“

„Lisbeth, unsere Lisbeth?“ — Der Bauer tastet nach der Frau und hält ihre Schulter. „Ist doch wohl nicht gut möglich. Die Stimme ist wohl . . .“

„Ja, es ist so,“ sagt da Anna, „und mein Großvater bist du.“

„Großvater? — Unsere Lisbeth? — Herrgott im Himmel!“

„Ja, ja, Vater, ich bin deine Tochter, und Anna und der Gerd hier sind deine Enkelkinder. Komm her, Gerd, gib dem Großvater mal die Hand.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Etwas zaghaft kommt der Knabe heran. „Guten Tag, Großvater!"

„Tag, Kind! — Ich kann es aber nicht begreifen."

„Vater, um dich zu versöhnen, ist Anna zu dir gekommen, hat sie den Dienst hier übernommen."

„Deshalb? — Und ich hab' das nicht geahnt? — Mädchen, warum hast du das nicht gesagt?"

„Hättest sie leicht wieder fortgeschickt, wenn du's gewußt hättest, Vater. — Doch nun laß uns das Alte begraben und uns gegenseitig alles verzeihen. Laß es wieder sein wie früher: Sei du mir wieder Vater, ich will dir eine gute Tochter sein." —

Still ist's ein Weilchen, ganz still. Anna fühlt ihre Schmerzen nicht. Das ist ja der Augenblick, den sie so lange herbeigesehnt, um den sie so oft gebetet hat. Mag nun Gott das Herz des Großvaters rühren.

In der Brust des Bauern wühlt und ringt es, bis sich endlich sein Gesicht zum Weinen verzieht und seine Arme die Frau an sich ziehen.

„Ach Gott, Kind, Lisbeth, ich bin ja so lange unglücklich gewesen. Hab's nur nicht eingestehen wollen. Aber nun soll's gut sein. — Hat sicher der liebe Herrgott so gefügt, das Unglück, daß wir uns endlich haben wiederfinden müssen, und nun wird er's auch mit Anna zum Guten lenken. — Weißt ja wohl, die Mutter ist in der Ewigkeit und Bernd auch, da stand ich nun allein. Wußte selbst oft nicht, was ich auf der Welt, was ich auf dem Hofe tun sollte. Nun weiß ich's, und Gott

sei in allem Unglück dafür gedankt. Und hier bleibst du nun auf dem Hofe, du und deine Kinder. Hier ist jetzt eure Heimat. Und nun, Lisbeth, führe mich mal an Annas Bett. Hab' auch der noch was zu sagen."

Lisbeth greift dem Vater unter die Arme und führt seine Schritte.

Der Alte beugt sich nun über das Bett und tastet nach den Händen seiner Enkelin, die er dann mit seinen Fingern umschließt.

„Anna, Mädchen, wenn ich das doch gewußt hätte. . . . Danken muß ich dir nun aber für all deine Güte und Liebe, die du mir armem, unbeholfenem Menschen getan. — Hab' oft gedacht, wie ich dir die Liebe vergelten sollte, aber nun ist's ja so gekommen, jetzt weiß ich's."

„Großvater, ich bin ja nun so glücklich," spricht Anna leise; „ich habe ja nur den einen Wunsch gehabt, dich mit der Mutter wieder versöhnt zu sehen, und dafür habe ich dem lieben Herrgott alles, alles, auch meine Schmerzen, aufgeopfert. Nun ist mein Wunsch ja erfüllt. Gott sei Dank!" —

Unten setzen sich die Dienstboten um den Tisch, denn es ist Mittag. Lina hat ihnen schon erzählt, daß Annas Mutter und Bruder da sind.

„Kann der Bauer Anna und deren Mutter nicht wieder gutmachen," meint Steffen, „und ich an ihrer Stelle redete dem Buschmeier mal ordentlich ins Gewissen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Getroffen hat's ihn schon, so viel hab' ich an ihm gemerkt," spricht Lina.

„Na, na! — Wenn sie nur wieder durchkommt, die Anna, dann geht's noch."

„Der Doktor meinte 's heute morgen doch."

„Aber kannst nur mal hinaufgehen, Lina. Der Bauer muß doch essen; und Annas Mutter und Bruder müssen auch was haben."

„Jetzt, jetzt! — Wollte die oben erst allein lassen." Dann geht Lina hinauf.

Ein paar Minuten später geht die Tür zu der großen Stube auf. Der Bauer schlurft herein, von Lisbeth geleitet, und Lina kommt hinterdrein und hat den Knaben an der Hand. Die Leute staunen und halten mit dem Essen inne.

„Seid ja alle da? Wohl?" fragt der Bauer mit bewegter Stimme. „Daß ihr's alle wißt: Annas Mutter hier ist meine Tochter, und Anna und Gerd sind meine Enkelkinder. Und von heute an ist der Buschhof ihre Heimat. — Nun wißt ihr Bescheid."

Eins blickt den andern an, verwundert und freudig. Dann tritt Steffen zu dem Bauern und ergreift seine Hand.

„Das haben wir nicht ahnen können, aber eine Freude ist es uns, Buschmeier, das könnt Ihr schon glauben. — Und gleich nach dem Essen beten wir ein Vaterunser extra für Annas Gesundung."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Geb's Gott," nickt der Buschmeier, dann geht er mit Tochter und Enkel in die Stube, wo ihnen Lina das Essen aufträgt.

Und während des Essens wird erzählt. Da hört die Frau noch so manches, was ihr Herz bewegt. Und der Bauer erfährt auch so viel, so viel, und er will alles genau wissen; wann und wie Heinrich, sein Schwiegersohn, gestorben — wie es Lisbeth ergangen, ob sie Not gelitten.

„Daß du die Kinder aber Anna und Gerd hast taufen lassen," meint er schließlich.

„Das haben wir der seligen Mutter und deinetwillen getan, Vater. Euren Namen sollten sie tragen. — Kannst also sehen, daß . . ."

„Ja, ja, ich bin schon ein rechter Grobian gewesen. Mag's der liebe Herrgott mir auch vergeben. — Und es bleibt so, wie ich gesagt: Hier bleibt ihr nun. — Kannst nach einigen Tagen, wenn Anna wieder besser ist, was Gott doch wohl geben wird, ja noch einmal zurückfahren ins Sauerland. Dann fährt Steffen mit, der ist bejahrt und verständig. Da verkaufst du, was du noch hast; und was du behalten willst, kannst du ja mitnehmen hierher. — Dann soll auf dem Buschhofe eine neue Zeit beginnen in Frieden und Liebe, und der liebe Herrgott wird seinen Segen dazu geben. — Meinst du nicht auch so, Lisbeth?"

„Wird schon werden, Vater," antwortet die mit feuchten Augen.

* * *

Einige Tage nachher geht der Buschmeier an Lisbeths Arm ins Dorf. Ist ja keine Lebensgefahr mehr bei Anna, hat der Arzt gesagt, da kann schon mal der Weg gemacht werden. Das volle Sonnengold liegt auf den Fluren und Feldern, und leise rauscht das reifende Korn am Wegesrande. Langsam gehen die zwei dahin, Vater und Tochter, seit langen Jahren das erstemal wieder vereint. Und so straff aufgerichtet geht der Bauer wieder, als ob er jünger geworden wäre in den letzten Tagen. Er fühlt sich auch so frei, so leicht, seit er Lisbeth und deren Kinder um sich hat. Nur die Verbände, die er noch an Armen und Beinen trägt, hindern ihn oft in den Bewegungen. Aber was schadet's? Die sind doch noch leichter zu ertragen als die frühere freuden- und friedlose Zeit.

Die Dorfbewohner schauen den beiden verwundert nach. Manch einer kennt Lisbeth noch und weiß auch, welch ein Verhältnis zwischen ihr und dem Vater bestanden hat. Muß also ein Wunder geschehen sein.

In der alten, traulichen Dorfkirche knien die beiden lange im Gebet. Dort ist's so still und feierlich, und der Friede Gottes weht durch die Hallen und senkt sich wieder in die so lange getrennt und verfeindet gewesenen Herzen. Dann gehen sie hinaus auf den Friedhof. Gleich vor dem großen Kreuze in der Mitte des Friedhofs ist das Grab der Bäuerin vom Buschhof. Es trägt einen Stein mit Namen. Das hat Lisbeth gleich gefunden Und das frischere

Grab daneben ist das des Bruders, wie der Vater sagt. Das Christusbild am Kreuze blickt versöhnend über die Gräber und auf die zwei Menschenkinder, die da an die blumengeschmückten Hügel treten. — Der Buschmeier hält seine Mütze in der Hand und stützt sich auf seinen Stock; seine Seele hält Zwiesprache mit den Toten, die da liegen. Lisbeth kniet weinend am Boden. Ist ja heiliger Grund, auf dem ihr Fuß ruht, der das Teuerste umschließt, was sie besessen, das Mutterherz und den Bruder. Und sie hat ja noch nie an den Gräbern knien können. Was würde sie der Mutter alles zu erzählen haben, wenn die noch lebte, — und wie würde die sich freuen, wenn sie nun noch wüßte, wie's geworden. . . .

„Nun laß uns heimgehen, Lisbeth."

„Ja, Vater!"

Lisbeth sprengt ein paar Tropfen Weihwasser auf die Gräber und bricht ein Röslein von der Mutter Grab. Dann gehen sie wieder dahin durch das sonnenhelle Feld.

Kurz vor dem Gehöft bleibt der Alte noch einmal jählings stehen, wendet sein Gesicht Lisbeth zu und spricht: „Sehen kann ich's ja nicht, Lisbeth, aber ich fühl' es, daß es hell und licht hier draußen ist. Und so ist's auch in meiner Brust. Lange Jahre war es da trüb und dunkel wie an rauhen Herbst- und Wintertagen, aber nun ist's auch da hell und licht geworden;

und so soll's bleiben, bis der Herr an meine Tür klopft und mir Feierabend gebietet."

Lisbeth drückt seine Hand, ohne ein Wort zu sagen. Sie versteht den Vater.

Und der Friede geht vor ihnen her und tritt mit ihnen ins Haus.

# Der Hagelschlag.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Sonntagnachmittag ist's, um Johanni herum. Grau und staubig liegt die Landstraße, die sich durch die bewaldeten Berge zieht. Und still, ganz still ist's ringsumher; kaum, daß hie und da ein Vogel zirpt. — Die drückende Schwüle, die sich kurz nach Mittag eingestellt, hat sich im Laufe des Nachmittags noch verdichtet, und nun liegt sie wie Blei auf der ganzen Natur. Welk hängen die Blätter an Büschen und Bäumen, und kein Lüftchen fächelt Kühlung.

Die graue Joppe über den Arm gehängt, so daß die blütenweißen Hemdärmel weithin leuchten, den Hut in den Nacken geschoben, um die schweißbedeckte Stirn frei zu haben, so schreitet ein etwa 35jähriger Mann einsam die Straße dahin. Ab und zu wirft er einen Blick nach der Sonne, die von einer Dunstschicht umschleiert ist, wischt sich mit der Rechten über die nasse Stirn, knurrt ein paar grobe Worte vor sich hin und hastet weiter, seinem Anwesen zu, von dem er noch eine gute halbe Stunde entfernt ist.

Das ist der Franz Gertkämper, der Besitzer des zwischen Wiese und Wald am Abhange des Berges frei und stolz daliegenden Klusenhofes.

Da rollt ein dumpfer Donner durch die schwüle und schwere Luft. Der einsame Wanderer hebt die

Augen, aber die Berge benehmen ihm die Fernsicht. Nach ein paar Minuten aber treten die Berge zurück, und nun sieht er auch den ganzen südwestlichen Himmel von dunklen, drohenden Wolken bedeckt, die ihre Zacken unaufhaltsam weiter vorschieben und nach einem Weilchen auch die Sonne verhüllen.

Da reißt Franz seine Beine noch weiter auseinander, um vor Ausbruch des Wetters noch unter sein Dach zu kommen.

Daß das auch noch kommen mußte, das Wetter, und das gerade heute. Ist ja schon leichter zu bestehen wie an einem Werktage, wo man draußen alle Hände voll zu tun hat, aber wenn einer auf dem Brautgang ist und das Herz vor Freude und Seligkeit klopft, dann empfindet er es schon als eine Abkühlung, die seinen liebevollen Gedanken eine andere Richtung gibt. Und man kann ja nicht wissen, was so ein Wetter bringt, besonders auf einem so frei und offen daliegenden Gehöft. . . . Nun ist er am Morgen so froh und fröhlich dahingezogen die Straße. Die zwei Stunden bis nach dem Dallmeierschen Hofe sind ihm schon wie ein Spaziergang vorgekommen. Er hätte ja fahren können, aber den Pferden tut die Ruhe am Sonntag auch mal gut. Und was soll das, so ein Weg, wo er so gesund ist und so kräftig wie ein Eichbaum? Alles ist nun in schönster Ordnung; das Aufgebot da drüben bestellt, morgen geht er eben nach seinem Pfarrer, damit sie auch von dem aufgeboten werden,

und dann zieht, so Gott will, in vier Wochen die Stina Dallmeier als junge Bäuerin auf den Klusenhof. Dann soll's wieder ein anderes Leben da oben werden. Und not tut es dem Hofe, daß wieder eine tüchtige Bäuerin da einzieht. Er hat sich ja lange genug an dieser Notwendigkeit vorbeigedrückt, ist allen offenen und versteckten Anspielungen aus dem Wege gegangen. Nach dem Tode der Mutter aber, die bislang das Regiment auf dem Hofe in mustergültiger Weise führte, hat er es doch eingesehen, daß er nun doch den großen Schritt wagen muß. . . . Und ist nun alles so glatt und schön gegangen, und er hatte erst so große Scheu. Hätte ja vielleicht anderwärts mehr erheiraten können, aber darauf braucht er's nun gerade nicht absehen. Die Hauptsache ist, daß ihm die Stina gefällt, und das ist schon eine Dirn wie Milch und Blut und mit gesunden und kräftigen Armen, die schon zugreifen werden, wo es nottut. Da hat er doch schon allen Grund, froh und heiter in die Zukunft zu schauen. . . Wenn nun bloß die vertrackte Hitze nicht gekommen wäre, die hat nun das Unwetter zusammengebraut. Kann ja sein, daß es wie zumeist, ohne Schaden anzurichten, vorüberzieht, kann aber auch mal anders kommen, wie er sich noch aus seiner Knabenzeit erinnert, wo alles verhagelte. Und es steht nun alles so gut draußen: das Korn und all die Früchte. . . . Wäre ja ein Jammer, wenn . . . Aber es mag der liebe Herrgott schon ein Einsehen haben und . . .

Da flammt ein Blitz auf, grell und hell wie ein Signal, dem ein harter und scharfer Donnerschlag folgt. Und nun hebt sich der Wind auf, der Staub wirbelt in grauen Wolken empor und legt sich über die Fluren und trübt die Luft.

Franz Gertkämper hastet weiter. Da liegt schon der Klusenhof. Er biegt nun in einen Feldweg ein, der durch die Kornfelder zu seinem Heim führt.

Und der Wind wird zum Sturme, der die Früchte des Feldes bis zur Erde neigt und die Baumriesen des Waldes zaust und rüttelt, daß sie bis in die Wurzeln hinab erbeben. Dann fallen einzelne Tropfen, groß und schwer — gierig saugt sie die lechzende Erde auf. Und immer dichter fallen sie. Nur noch ein paar Augenblicke, da beginnt der Regen in Strömen niederzurauschen. Just in dem Augenblicke, wo Franz Gertkämper das schützende Dach seines Wohnhauses erreicht.

Wie er in die Stube tritt, hat die Thres, die Magd, die geweihte Kerze vor dem Kreuzbilde angezündet und ein Buch hervorgenommen, um den Wettersegen zu beten. Die beiden Knechte sitzen ernst und schweigend am Tische und starren durch die Scheiben in den Wettergraus, wo nun Blitz auf Blitz durch die schwarzen Wolken züngelt und ein Donnerschlag nach dem andern die Erde in ihren Grundfesten erbeben läßt.

„Ist das Vieh in den Ställen?“ fragt der Bauer, indem er Rock und Hut auf die Bank wirft.

„Das ist in Sicherheit,“ antwortet ihm der Gerd.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dann ist's ja gut!"

Damit tritt er an das Eckfenster, das nach dem Tale hingeht, nun aber keinen weiten Ausblick gestattet, denn der niederströmende Regen hüllt alles in ein ödes Grau, das nur von dem Aufflammen der Blitze durchbrochen wird.

Hinter ihm am Tische beginnt die Thres zu beten: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott . . ."

Er hört nicht darauf, starrt und stiert nur dahin in das Toben der Elemente und sieht, wie das Wasser, einem Gießbach gleich, aus der Bergmulde kommt und über das Feld, über sein Feld fließt und Hackfrüchte und die Ackerkrume fortschwemmt.

„Da haben wir's," knurrt er vor sich hin, „das ist kaputt, total kaputt!" Vorwurfsvoll blickt er nach der Thres, als wollte er die verantwortlich machen für den Schaden, der ihm da draußen ersteht. Dann wendet er sich wieder dem Fenster zu, und er muß sehen, wie das Grau in ein schmutziges Gelb übergeht. Angst und Sorge machen sich in seiner Brust bemerkbar, und er stöhnt: „Herrgott, nur das nicht!" Aber da rasselt es auch schon hernieder. Es klirrt auf den Dächern und Wänden. Hagelschlossen von der Größe einer Nuß fegen herab, reißen das Laub von Büschen und Bäumen und schlagen das üppig wogende Korn an den Grund. Im Augenblick ist der Boden mit dicken Eiskörnern bedeckt. Da bebt sein Herz, seine Lippen

zucken, in den Augen wird's ihm feucht, und seine schwieligen Hände schlingen sich krampfhaft ineinander.

Nun ist alles dahin, alles. Alle Arbeit und Mühe vergeblich. Und eine so reiche Ernte versprach die Frucht, seit Jahren stand das Korn nicht so gut. Das ist schon zum . . .

Und er sinkt am Tische in die Knie. Die Thres und die Knechte haben ihr Beten unterbrochen und starren entsetzt in das Wetter. Der Bauer aber stöhnt aus Herzensgrund: „Herrgott, halt ein! — Weshalb tust uns das an? Weshalb zeigst uns soviel und nimmst uns nun alles . . .?"

Da bricht er jäh ab und schlägt die Hände vors Gesicht vor der blendenden Helle eines Blitzes, der die Stube und alles ringsum erleuchtet, und er erschauert unter dem Gekrach des scharfen Donnerschlages, der gleichzeitig vernehmbar ist.

„Herrgott, das hat eingeschlagen!" schreit der Gerd und springt auf und eilt aus dem Zimmer, gefolgt von dem Steffen, dem Zweitknechte.

„Eingeschlagen!" — Das Wort bringt den Bauer wieder zur Besinnung. Er hastet auf; mit angstvollen, stieren Blicken folgt er den Knechten. Sie öffnen die Tür, die auf die Tenne führt. Nichts ist da zu sehen. Die Kühe stehen an den Krippen und zerren unruhig an den Ketten. Wie die Leute aber die große Außentür öffnen, da leuchtet ihnen eine dicke Flammengarbe

entgegen, und dichte, schwarze Rauchwolken umwehen das Haus.

„Die Scheune! — Bauer, in die Scheune hat's eingeschlagen!" rufen ihm die Knechte zu.

„Die Scheune?" — Ein verzweifeltes Schreien und Fragen ist's, was sich seinem Munde entringt. Ihm ist's schon so, als ob sich alles um ihn im Kreise drehte, und er sieht wie geistesabwesend in die wirbelnden Rauchballen, in die züngelnden Flammen, die seine Scheune mit der bereits eingefahrenen Heuernte vernichten. . . . Ein höhnisches Lachen, wie es Irre an sich haben, gellt durch das Knistern und Prasseln des Feuers, dann sinkt er auf einen Klotz und starrt dahin in die Glut, die sich etwa zwanzig Meter von dem Hause entwickelt und einen Regen von Funken dahinsendet aufs Feld und weit nach dem Dorfe hin.

Die Knechte reißen noch ein paar Sachen und Geräte herab, die an der äußeren Scheunenwand hängen, dann stehen sie ratlos dem Unheil gegenüber, während sich das Wetter allmählich verzieht und der Regen nachläßt. Bald lugt auch schon die Sonne wieder durch das zerrissene Gewölk. Nur vereinzelt fallen noch die Tropfen, und nur ab und zu grollt noch ein Donner über die zerstörten Fluren. Dann kommt, von keuchenden Männern gezogen, die Dorfspritze angefahren. Aber die tritt gar nicht in Tätigkeit. Was wollen die Leute auch? Die Scheune ist verloren und das Wohnhaus außer Gefahr, da der Wind Rauch

und Glut nach der entgegengesetzten Richtung treibt. Und es dauert nicht lange, da sinkt das brennende Gebäude in sich zusammen, und es ist nichts übrig geblieben von allem, was drin und was dran, als ein Haufe glimmender und schwelender Trümmer, die in der nun beginnenden Nacht gar gespenstisch glühen und leuchten. Als ob aus den Funken und Flämmchen, die da durch die Dunkelheit züngeln, höhnisch grinsende Fratzen ihn anstarrten, so ist's dem Franz Gertkämper, wie er dasteht und mit finsterem, trotzigem Gesicht in das Trümmergewirr vor seinen Füßen schaut. —

Ganz allein steht er da in der beginnenden Nacht Und kalt ist's in der Luft von dem Hagelschlag. Er empfindet das nicht. Ihm ist's schon warm, ja fast zum Schwitzen. Und seine Gedanken gehen hin und her.

Das ist nun schon so ein Tag gewesen, den er nicht vergessen wird, und sollte er so alt werden wie Methusalem. Und noch ein Sonntag, ein Tag des Herrn! . . . Am Morgen so froh und hoffnungsselig, so daß er mit keinem Könige getauscht hätte, und nun . . . ein Bettler . . ., wenn auch nicht ganz, denn ihm ist noch genug geblieben, mehr, als sich mancher arme Teufel nur wünschen mag . . ., aber ihm ist's doch zu wenig. . . . Alles zerflossen und zerschlagen da draußen auf den Feldern, so viel hat er schon gesehen. Kann ja auch nicht anders bei solchem Wetter. . . . Gewiß, die anderen hat's auch getroffen, just wie ihn; aber nur ihm ist auch noch der rote Hahn aufs Dach geflogen

und hat ihm Scheune und Stadel in Asche gelegt mit all den reichen Vorräten. Das ist sonst keinem passiert wie nur ihm, dem Klusenhofbauer. Als ob's auf ihn abgesehen wäre, just auf ihn; als ob ihm einer sein Glück mißgönnt hätte. . . . Glück? Hahaha! . . . Da liegt sein Glück um ihn herum, und der Hagel hat auch sein Herzensglück getroffen. Denn nun wird's nichts mit der Hochzeit, das steht schon bei ihm fest. Da steht ihm der Kopf nun doch nicht nach. . . . Wird das Vieh verringern müssen wegen des Futtermangels, seine Ersparnisse werden ein schönes Loch bekommen, wenn er die Scheune neu aufbauen will, und zum Hungern wird's auch noch kommen: denn wenn kein Brotgetreide, keine Frucht . . . Und da soll einer noch heiraten! . . . Tu's, wer's will, er sicher nicht. . . . Ist da heute das Aufgebot bestellt worden, morgen fährt er dahin und hebt's wieder auf. . . . Bei solchen Aussichten Hochzeit halten . . . nein . . . er tut's nicht. . . .

Schon dunkle Nacht ist's rundherum, und am Himmel leuchten die Sterne, da geht auch der Franz Gertkämper ins Haus zurück. Noch einmal wendet er sich um nach der Brandstätte, wo noch Fünkchen wie feurige Augen glühen, aber Gefahr hat's nun nicht mehr. Da steigt er auf seine Kammer und wirft sich ohne Abendgebet aufs Bett. Was soll er auch beten? Gott danken für den Hagelschlag und den Brandschaden? . . . Und lange, lange liegt er noch wach, bis endlich im Grauen des neuen Morgens sich seine Augen zum Schlafe schließen. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Sonne steht bereits hoch am Himmel, wie er erwacht, und die Dienstboten sind schon im Hause tätig. Da springt er auf und eilt hinab. Wie er nun wieder die Trümmerstätte sieht und die zerschlagenen Feldfrüchte, die zum Teil wie gewalzt am Boden liegen, da überkommt ihn wieder der Groll, und er möchte schon seine Hand erheben und zum Himmel recken und fragen: „Du, Herrgott, warum hast du mir das getan?"

Nach dem Frühstück geht er hinaus aufs Feld, um einmal nach allem zu sehen, was ihm zerschlagen und was ihm geblieben. Die Obstbäume, die das Haus umstehen, sind ihres Grüns fast gänzlich entkleidet, der dicke Walnußbaum an der Scheune ist verbrannt und streckt nur schwarzangekohlte Zweige in die Luft. Dort, wo sich das Feld vom Walde her jäh senkt, ist alles zerflossen, nur hier und da liegt in dem Schlamm eine Kartoffelstaude schmutzig und zerzaust am Boden. Wo das Gelände flacher ist, da hat der Grund wohl keinen Schaden gelitten, aber das prächtige Korn liegt platt an der Erde, und die anderen Früchte sind zerrupft und zerschlagen. Nur eines steht inmitten dieser Wirrnis unversehrt: das ist das alte Feldkreuz, das sein Vater vor Jahren hat setzen lassen. — Setzen lassen nach einem Hagelschlag, ähnlich dem gestrigen. Da hat sein seliger Vater das Kreuz errichtet, um wohl seine Gründe unter Gottes Schutz zu stellen. . . . Ein netter Schutz!

Verbittert wandert der Bauer weiter durchs Feld, aber es ist immer dasselbe Bild, was er sieht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da hört er einen Wagen rasseln. Wie er sich umwendet, sieht er, wie das Gefährt just von der Landstraße abbiegt in den Feldweg, der zum Klusenhofe führt. . . . Das sind ja die Dallmeiers, die da kommen: der Vater, die Mutter und die Stina. — Mit vor Staunen weitgeöffneten Augen starrt er dahin; er weiß nicht, ob er sich freuen soll oder nicht. Zu jeder anderen Zeit schon, aber heute? . . . Was die nur wollen? . . . Wäre besser gewesen, die wären daheimgeblieben, denn mit der Hochzeit gibt's nun doch nichts, von ihm aus nicht.

Mit schweren Schritten geht er den Ankommenden entgegen.

Der alte Dallmeier zieht die Zügel an und steigt mit den beiden Frauleuten vom Wagen, wie der Franz in ihre Nähe kommt.

Ohne das ernste Gesicht zu verziehen, erwidert der junge Klusenhofbauer die Grüße; nur lässig berührt er die ihm gereichten Hände. Für die liebevollen Blicke seiner Braut hat er heute gar kein Verständnis. Der alte Dallmeier nimmt das Pferd beim Zaume, dann gehen sie langsam dahin, dem Hofe zu.

„War ein böses Wetter," redet der Dallmeier im Dahingehen, „und ich erinnere mich nicht, es schon so erlebt zu haben. — Wir haben auch einen Teil davon abgekriegt, aber doch nicht in dem Maße, wie ihr hier herum. Und heute in der Herrgottsfrühe, als ich den Pferden Wasser hereintrug, kommt der Schäferfranz

aus eurem Dorfe vorbei und erzählt mir von deinem Brandunglück. — Das hatten wir nicht vermutet, und hart hat uns die Nachricht getroffen, das kannst schon glauben."

„Hm, hm," macht der Franz, „wäre schon an einem mehr wie genug gewesen, aber es ist schon so: Ein Unglück kommt selten allein."

„Halt den Kopf nur hoch, Franz, es wird schon alles wieder anders werden," tröstet ihn die Stina und sucht seine Augen, aber die hält er starr geradeaus gerichtet.

Die Frau Dallmeier läßt die Blicke nach rechts und nach links gehen, und ein über das andere Mal schlägt sie die Hände staunend zusammen.

„Das wäre just das rechte, jetzt den Kopf hängen lassen," fällt der Dallmeier ein, „jetzt heißt's erst gerade: den Kopf hoch halten!"

„Habt gut reden, kommt nur erst mit auf den Hof," wehrt sich der Franz.

„Ist so, wie ich sage. — Ist ein Unglück, das unser Herrgott geschickt hat, und viele hat's getroffen — dich natürlich besonders schwer —, aber wer weiß, wo es gut für ist. . . ."

„Gut für ist?" lacht der Franz höhnisch, „das möcht ich schon wissen."

„Seine Absichten hat unser Herrgott bei solchen Heimsuchungen, das kannst du schon glauben, wenn wir es auch nicht einsehen. Oft, daß sich die Folgen erst

in der Zukunft zeigen, und dann sieht man, daß es doch so recht war." So redet der Dallmeier weiter auf ihn ein, während sich die hinter ihnen gehenden Frauleute über das Unwetter und seine Wirkungen unterhalten.

„So recht war. . . . Ja, wer das glaubt," zweifelt der Franz.

„Warte ab und halte den Kopf hoch, sag ich dir noch einmal, Franz. — Wenn einer im Vollen und Satten sitzt, dann ist's schon keine Kunst, den Kopf hoch zu halten, aber im Unglück, wenn alles drüber und drunter gehen sollt', da noch die Stirn erheben, das ist so richtig. Vor solch einem zieh ich meine Mütze zu jeder Tageszeit. — Da unten am Rehberge wohnt der Stolte, kennst ihn ja wohl, er ist Straßenwärter und hat in seinem Hüttchen ein ganzes Trüpplein Kinder. Dem ist sein Feldstück auch total in den Grund geschlagen. Als wir vorbeifuhren, standen der Stolte und sein Weib mit nassen Augen vor dem Acker. Und was meinst du, was er uns sagte, als wir ihn zu trösten suchten? — ‚Ist schon ein harter Schlag für uns,' sagte er, ‚aber verhungern werden wir schon nicht. Der liebe Herrgott wird und muß schon für uns sorgen, mag er es auch machen, wie er will.' — Das sagte der Stolte. Da bin ich mir ganz klein vorgekommen, ganz klein."

„Ist alles gut und wohl, aber jeder fühlt das Seine," widerredet der Franz.

Mittlerweile sind sie auf den Hof gekommen. Der Franz fühlt sich heute gar nicht frei und glücklich in

der Gesellschaft, aber er kann doch nicht den Rauhen herauskehren und muß nun gute Miene zum bösen Spiel machen. Da ruft er den Gerd an, daß der das Pferd in den Stall bringt, und geht mit seinen Gästen gleich hinter das Haus, auf die Brandstelle zu. Es wird ja schon die rechte Gelegenheit kommen, daß er ihnen sagt, wie es nun wird.

Ernst und wortlos stehen alle ein Weilchen vor der niedergebrannten Scheune, aus deren Trümmerhaufen hier und da noch kleine Rauchwölkchen in die sonnendurchglühte Luft steigen. Da mißt die Stina die Entfernung nach dem Wohnhause mit den Augen und meint mit frohklingender Stimme: „Und ein Glück hast du noch gehabt bei allem Unglück, Franz. Was meinst du, was geworden wäre, wenn der Wind das Feuer dem Hause zugetrieben hätte? Dann wäre dir wohl alles abgebrannt, und kein Dach hättest du jetzt über dem Kopfe."

„Mit dem Trost kannst du mir aber schon gehen, Stina. — Wenn . . . Ist's denn so nicht genug?"

„Das schon, aber . . ."

„Ist so, wie die Stina sagt," belehrt ihn nun auch die Mutter. „Es hätte viel schlimmer kommen können, viel schlimmer. Die paar verbrannten Bäume hier . . . und die Scheune . . ., das kneift dich noch nicht, darüber kommst du noch hinweg. — Aber der Wetterschlag hätte auch das Haus treffen können, konnte der eine oder

andere gar zu Tode kommen dabei; und was wäre dann gewesen?"

Der Franz macht eine abwehrende Handbewegung: „Ja, hätte, hätte. . . . Ich sag's noch einmal, es ist so schon genug, ich hab's satt!"

„Hattest doch versichert, Franz?"

„Versichert schon. Aber was soll das? Die paar Mark, die es aus der Brandkasse gibt, dafür kann ich nicht viel aufbauen. . . . Und die ganze Heuernte drin, fürs ganze Jahr war's. Der Grummet sollte verkauft werden. . . . Am liebsten schlüg' ich den ganzen Kram los und ginge. . . ."

„Franz, Franz!" tadelt Stina mit vorwurfsvollem Gesicht.

„Da redest du Unsinn," rügt auch der Dallmeier seine Worte. „Um so einen Schicksalsschlag, der heute den, morgen jenen trifft, die Flinte ins Korn werfen, das wäre das rechte Tun. Ein rechter Waschlappen wärst du dann. — — Und deiner Eltern Hof, worauf du groß geworden bist, den könntest du hingeben? — Was du da gesagt hast, Franz, kann dein Ernst nicht sein. Das traue ich dir nun doch nicht zu. — Ich meine, es müßt' schon einer seinen ganzen Stolz und seine Ehre drin setzen, den von Ureltern und Eltern ererbten Hof weiter zu hegen."

Der Franz gibt keine Antwort auf die Rüge des alten Dallmeier. Mag wohl selbst das Ungeschickte empfinden, was er angestellt hat mit der gedankenlos

dahingeworfenen Rede. — Verkaufen und davongehen! Das wäre doch wohl im Ernst das letzte, was er tät'! Ist ja auch immer sein Stolz gewesen, der Klusenhof, und wie ein kleiner König ist er sich auf seiner von den Vätern ererbten Scholle vorgekommen. — Um nun dem ganzen Schwatz eine andere Richtung zu geben, nötigt er die Dallmeiers mit gezwungenen freundlichen Worten zum Frühstück ins Haus. Die beiden Alten gehen voran. Da nimmt die Stina seine Hand und drückt sie fest und innig, sieht ihn groß und tief in die Augen und spricht mit leiser Stimme:

„Hab nur Geduld und guten Mut, Franz. Sollst sehen, es wird noch alles wieder gut. . . . Wenn wir zwei erst beisammen sind und . . ."

Da reißt er seine Hand los und knurrt unwirsch: „Beisammen sind. . . . Stina, da denk' ich jetzt nicht dran, daraus wird vorderhand nichts. — Mir steht der Kopf nun anders."

Der Stina ist's schon, als ob ihr jemand eine Ohrfeige gegeben. Wie ein Wetterschauer, so sind die Worte in ihre liebevolle Hoffnungsseligkeit geschlagen. — Daß der Franz nicht so glatt poliert ist wie andere junge Burschen, daß er ein etwas rauhes, hartes Wesen an sich hat, weiß sie wohl längst, und damit hat sie sich auch abgefunden. Aber wie er sich nun gibt, das ist reichlich grob. . . . Da sollt' schon einer . . . Aber wird schon so nicht gemeint gewesen sein. . . . So ein loses Wort spricht schon mal einer dahin, ohne es

zu bedenken, und hernach kommt oft die Reue. . . . Kann ja sein, daß ihm im Kopfe wirr ist. . . . Alles verhagelt . . . das Brandunglück . . . und dann alleinstehend, mutterseelenallein zwischen fremden Leuten. Mit wem soll er sich da beraten, mit wem überlegen? Da wird's schon Zeit, daß sie auf den Hof kommt und ihm Hilfe und Stütze in allem wird. . . . So entschuldigt sie ihren Bräutigam, nimmt noch einmal seine harte Hand und raunt ihm ins Ohr: „Tust mir leid, Franz, und ich kann mir auch denken, wie dir ist, und deshalb sind wir ja auch gekommen, daß du dich mal mit jemandem aussprechen kannst."

Da brummt er einige unverständliche Worte, läßt ihr aber ein Weilchen seine Hand und geht mit ihr in die Stube.

Beim Frühstück hat er die beiden Alten gegenüber, die Stina hat sich einen Stuhl an seine Seite gezogen. Ihm schmeckt's nicht recht, aber um nicht zu beleidigen, würgt er etwas herunter. Und während des Essens gibt ihm der alte Dallmeier gutgemeinte Ratschläge, wie er es nun mit der Feldbestellung machen soll, was er noch retten kann, was neu anzubauen ist. Der Franz gibt nicht viele Worte darauf zurück, nickt zumeist nur mit dem Kopfe und spinnt seine eigene Meinung.

„Und aufbauen tust wieder, Franz, so schnell wie es geht. Wirst die Scheune schon bald wieder nötig haben. Sieh zu, daß du sie wieder hoch hast in fünf Wochen. . . . Wenn die Hochzeit ist. . . ."

„Hochzeit?“ fragt er ziemlich geringschätzig. „Als ob ich jetzt daran dächte. Die Hochzeitsgedanken hat mir unser Herrgott aus dem Kopfe geschlagen.“

Die Stina sagt kein Wort darauf; die beiden Alten starren ihn groß und fragend an.

„Das ist ein Unsinn, was du da sagst, Franz. — Eingefädelt ist die Geschichte, nun muß sie auch genäht werden. — Seid gestern nach unserem Pastor gewesen, heute gleich geht ihr zwei nun zu eurem Herrn, damit ihr für Sonntag auf die Kanzel kommt.“

Dem Franz würgt's im Halse, aber er findet noch nicht die passenden Worte. Da schüttelt er nur den Kopf.

„Nein, meinst du? — Was liegt denn eigentlich vor, Junge? — Ist was passiert? — Oder hast was gegen uns?“ fragt der alte Dallmeier eindringlich, indem er sich über den Tisch beugt.

„Ist doch eine ernste Sache, die man nicht heute so, morgen wieder so ansieht,“ fällt auch die Mutter mahnend ein.

„Vorgefallen ist nichts, und ich hab' auch nichts gegen euch,“ läßt sich nun der Franz mit unsicherer Stimme vernehmen. „Aber soll ich nun Hochzeit machen, wo mir alles zerschlagen ist, wo ich kaum weiß, wie ich das Vieh durchbringe und . . .“

„Nun hör' auf, Franz,“ fährt der alte Dallmeier erleichtert auf, „das ist kein Grund. Und was ich dir schon gesagt habe, das bleibt bestehen: Wenn es dir

irgendwo fehlt, so greife ich dir unter die Arme. — Zu essen hast du noch, und arm wirst du durch diesen Schlag schon nicht. Nur den Kopf hoch und wieder frisch begonnen. Deshalb meine ich auch, daß du jetzt gerade eine Frau nötig hast — jetzt gerade," unterstreicht der Alte noch einmal seine Worte mit Nachdruck, „damit du nicht so allein ohne Rat und Hilfe stehst. — Kam das Unglück nicht, dann hättest du es schließlich noch eine Zeit allein tun können, wenn es hätte sein müssen, aber nun ist eine Frau hier nötig, das mußt du schon einsehen. Und wenn ihr zwei dann beisammen seid und mit unseres Herrgotts Hilfe aufs neue die Felder bestellt und aufbaut, was vernichtet ist, dann müßte es ja sonderbar sein, wenn es nicht wieder vorangehen sollte. — Sollst sehen, übers Jahr weißt du von nichts mehr, und dann bist du froh, daß ich dir so geraten habe."

Der Franz sagt nicht so und nicht so auf die Vorschläge seines Schwiegervaters. Er starrt auf seinen Teller und spielt mit dem Messer. Und seine Gedanken gehen hin und her. . . . Mag ja seinen Grund haben, daß der Alte so redet. . . . Und ganz so unrecht mag's auch schon nicht sein. Allein mit den fremden Leuten wirtschaften auf dem Hofe, wie er es bisher getan, ist sicher kein Vergnügen. . . . Wenn nur das Unglück nicht. . . .

„Ich meine auch," läßt sich nun auch die Mutter vernehmen, „wenn nichts anderes vorliegt, dann nur

ein Ende gemacht und gleich zu eurem Pastor gegangen. — Da ließ ich mir schon kein graues Haar wachsen, wenn mir das passiert wäre. Im Gegenteil, dann sagt' ich: ‚Nun, Stina, hab' ich dich hier oben nötig, jetzt gehörst du an meine Seite, daß wir zusammen arbeiten um des Herrgotts neuen Segen!' — So würd' ich reden." —

Nach einer halben Stunde ist's soweit, daß der Franz seinen Starrsinn aufgegeben hat, daß er selbst erkennt, daß ihm zu dieser Zeit eine tüchtige, resolute Frau auf dem Hofe mehr not tut denn je. Und allgemach sind seine verbitterten Gedanken zusammengeschrumpft wie der Schnee in der Märzsonne, und er kann schon ab und zu wieder lachen und meint sogar: „Schwamm drüber! Hat's mich getroffen, hat's auch andere getroffen, wenn ich auch etwas mehr Haare lassen muß wegen des Brandes. Aber komm ich über den Hund, so komme ich auch über den Schwanz! Sollte schade sein, wenn . . ."

„Das ist schon mal endlich eine vernünftige Rede," freut sich der alte Dallmeier, der sich aber auch die Kehle halb trocken geredet hat, um ihn zu überzeugen. Ist ihm schon oft ganz zuwider gewesen, und er wäre am liebsten wieder heimgefahren: es sollte doch nachher nicht heißen, daß er die Stina einem aufhalsen will. Aber in diesem Falle . . ., da muß man dem Franz schon etwas zugeben.

„Da geht nur gleich hinunter ins Dorf," drängt nun die Mutter. „Der Vater und ich bleiben solange hier und besehen uns noch mal die Felder. Ist ja leicht möglich, daß es doch noch gar nicht so schlimm geworden ist, wie es schien. Und der Vater kann dir dann auch noch einigen Rat geben. . . ."

Der alte Dallmeier steckt seine Maserpfeife in Brand und geht dann mit seiner Ehehälfte auf den Hof. —

Während sich der Franz in seiner Kammer einen anderen Rock anzieht, steht die Stina am offenen Fenster und schaut hinaus auf die Brandstätte. Dort ist alles verkohlt und versengt, alles vernichtet. Wie's auch bald mit ihrer Herzenshoffnung geworden wäre. Aber jetzt ist sie glücklich und froh, daß der Franz seinen Starrsinn aufgegeben. Hatte ja auch gar keinen Zweck. . . . Ein gut Stückchen Geduld und Sanftmut wird sie schon oft herausgeben müssen, wenn sie erst hier oben als Bäuerin schaltet, das ist ihr schon zum Bewußtsein gekommen. Aber mit Gottes Hilfe wird's schon gehen. . . . Und nur richtig behandeln so einen, daß nicht der eine har, der andere hott läuft, dann wird auch Gottes Segen nicht ausbleiben und . . .

„Na, Stina, dann komm," sagt da der Franz, der leise herangekommen ist, und legt seinen Arm um ihre Schultern.

Sie schaut ihm mit schelmischen Lächeln in die Augen. „Hast du nun doch Mut, und willst du's doch versuchen trotz des Unglücks?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da zieht er ihren Kopf an seine breite Brust und antwortet: „Ja, trotz alledem und gerade deswegen."

Dann gehen sie dahin durch die Felder dem Dorfe zu. Die Sonne lacht vom Himmel, und in dem Gezweige der Büsche und Bäume singen die Vögel. Rechts und links an ihrem Wege liegen die vom Hagelschlag vernichteten und zerschlagenen Früchte. Darüber gehen ihre Augen nun hinweg; sie gehen in die Weite, in die Zukunft, und ihre Herzen bauen an einem neuen Glück, das aus den Trümmern, aus der Vernichtung erstehen soll.

Auf dem Rückwege vom Pfarrer kommen sie am Schulhause vorbei. Die Fenster stehen weit auf, und drinnen übt der Lehrer mit seinen Kindern ein altes Lied ein. Hell und klar dringen die frischen Stimmen ins Freie. Da hemmt die Stina unter den Linden, die das Schulhaus beschatten, ihre Schritte und fragt ihren Bräutigam: „Hörst du, was sie singen, Franz?"

Der hebt den Kopf und lauscht nun auch, während die Stina die Liedesworte mitsummt:

O mein Christ, laß Gott nur walten,
Bete seine Vorsicht an;
Liebreich wird er dich erhalten,
Er, der nichts als lieben kann.
Er ist Vater, der uns liebt,
Wenn er nimmt und wenn er gibt.

„Was meinst du, Franz, soll das wohl so sein?"

„Willst mich wohl aufziehen, Stina?" lacht er. „Wird schon seine Richtigkeit haben. Hätt's fast vergessen, aber nun weiß ich's wieder. Und dran denken will ich mein Leben lang."

Da drückt sie verstohlen seine Hand und jubelt mit dem Herzen und mit dem Munde: „O dann ist's gut!"

So gehen sie wieder dahin, der neuen Zukunft entgegen, während aus dem Schulhause ihnen die Worte nachklingen:

Führt er dich durch rauhe Wege,
Schicket er dir Leiden zu,
Treffen dich auch harte Schläge:
Deine Seele bleib' in Ruh'!
Dulde, schweig' und denk daran,
Was Gott tut, ist wohlgetan!

O salutaris hostia . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## 1.

Fronleichnamsfest! — Vom klarblauen Himmel strahlt die Sonne auf die grünende und blühende Erde. Und aus Büschen und Bäumen schmettert und singt und klingt die tausendstimmige Jubelweise der gefiederten Sänger ein herrliches Laudate Dominum.

In feierlicher Stille liegt da ein Dörflein zwischen waldigen Bergen. Liegt da wie ein Friedenshort abgeschlossen von der lauten, geräuschvollen Welt. Mit Maien sind die Straßen bepflanzt, und bunte Fahnen wehen von den Giebeln der Häuser. Gedämpfter Gesang wird von der Frühlingsluft dahingetragen. Der kommt von dem altersgrauen Kirchlein, das auf einer kleinen Anhöhe inmitten des Dorfes liegt und vom Sonnenlichte verklärt wird. Und drinnen in dem Gotteshause ist's gar feierlich. In den prächtigsten Gewändern steht der weißhaarige Pfarrer am Altare, auf dem zwischen Blumen und Kerzen die goldene Monstranz thront mit dem wahren Leibe des Herrn. Weihrauchwolken durchziehen das Innere des Gotteshauses, das bis auf den letzten Platz gefüllt ist mit festlich gekleideten Dörflern. Und hoch oben auf der Orgelbühne stehen die Sänger und Musikanten um ihren Dirigenten, den Lehrer.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Still ist's geworden, ganz still. Die Gesänge sind verstummt, Orgel und Instrumente schweigen. Ein Glöcklein erklingt. Da sinken die Leute in die Knie, beugen das Haupt in Demut und Ehrfurcht, während der Pfarrer emporhebt den wahren Leib, das wahre Blut des Herrn.

Auf der Orgelbühne treten zwei näher an die Brüstung heran: der Joseph Redinger und die Agnes Weri.

Der Dirigent gibt ein Zeichen, und nun beginnt des Josephs Geige zu singen in der feierlichen Stille. Erst leise hingehaucht wie ein süßes Engelsstimmchen, wird der Ton mit jedem Bogenstrich voller, kräftiger. War's erst wie ein demütiges, andächtiges Flehen, was aus den Zargen quoll, jetzt klingt's wie Freude und Jubel, wie Hosianna und Alleluja. Und nun fällt eine Stimme ein, so rein und klar wie Glockenklang, fällt ein und eint sich in voller, jubelnder Weise mit den Tonperlen der Geige:

„O salutaris hostia,
qua coeli pandis ostium;
bella premunt hostilia
da robur, fer auxilium.
Uni trinoque Domino
sit sempiterna gloria
qui vitam sine termino
nobis donet in patria."

Atemlos still ist's in der Kirche. Jeder lauscht der Weise, die da jubelt und jauchzt zum Preise des allerheiligsten Altarsakramentes und dahinzieht zum Throne der ewigen Liebe und sich wie eine blühende Rosengirlande um den Altar schlingt. Jeder lauscht. Am Altare steht der alte Pfarrer, die Augen auf die heilige Brotsgestalt gerichtet. „O salutaris hostia . . ." In seiner Seele findet das Lied ein inniges Echo. Und unten unter dem Turm im Schatten eines Pfeilers steht der Wirt vom Hirschkruge: Steffen Kolb. Auch er lauscht gleich den andern, und in seinem Gesichte leuchtet's ordentlich auf.

Das ist die Agnes Weri. Nur die hat solch eine Stimme, und mit dieser Stimme hat sie sich in das Herz seines Buben gesungen. Die Agnes wär' schon ein Weib für seinen Sohn, den Peter. Ist zwar arm wie eine Kirchenmaus, aber die Stimme ist golden, und die mag ihr schon was einbringen. Und würd' sie des Peters Weib, könnt' sie des Abends oder des Sonntags singen im Hirschkruge, frohe und jauchzende Lieder. Das würde die Gäste unterhalten und neue herbeiziehen, und dann gäb's guten Verdienst. . . .

Solche profane Gedanken sinnt und spinnt der Wirt, während über ihm die Jubelweise verrauscht und der Pfarrer das Pater noster beginnt.

Der Joseph Redinger und die Agnes Weri sind ergriffen in die Knie gesunken. In ihren Seelen verklingt und verweht der letzte Jubel ihres „O salutaris

hostia". Ahnen sie, daß es ein Meisterwerk war, was sie dem göttlichen Heiland im frohen Gespiel und Gesange geboten? . . . Demütig sind ihre Hände zum Gebet gefalten, und ihre Augen ruhen auf dem Altare, auf der kleinen weißen Brotsgestalt. . . .

Das Hochamt ist beendet. Die Leute verlassen das Gotteshaus, um sich im Freien unter den Linden des Kirchplatzes aufzustellen zur Prozession, zum Triumphzuge des eucharistischen Heilandes. Da kommt ein Meßdienerbub auf die Orgelbühne und tritt zu dem Joseph Redinger.

„Solltest nach der Prozession mal zum Pfarrer kommen."

„Ist gut so. Ich komme."

Der Joseph sinnt eine Weile. Was der Pfarrer nur will? Seine Augen begegnen denen der Agnes Weri. Die nickt ihm lächelnd einen stillen Gruß zu. Dann steigen sie mit den übrigen die Treppe hinab, um sich da draußen in die Prozession zu reihen. —

Es ist kurz vor Mittag, wie der Joseph bei dem Pfarrer eintritt. Der erhebt sich aus seinem Sessel und reicht dem jungen Manne die Hand.

„Schön hast heute morgen im Hochamt gespielt, und schön hat die Agnes Weri gesungen. Dafür sag' ich dir meinen Dank, und der liebe Herrgott, dem das Lied galt, wird dir schon besonders Dank sagen."

„Herr Pfarrer, es freut mich, . . ." stottert der Joseph verlegen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ja, ja," nickt der Pfarrer, „war schön. Ein Lobgesang, ein Jubel, wie er im Himmel sein muß, wenn die Englein sich um Gottes Thron scharen und ihm ihre Huldigung darbringen. Wie ein Stück Himmelsklang und Himmelsfang. . . . Und selbst hast du das Lied komponiert, wie mir der Lehrer sagte?"

„Komponiert?" lacht der Joseph beschämt. „Hab's nur so hingeschrieben, wie es in meiner Brust lebte."

„Dann bist du ein Künstler, Joseph, ein echter Gotteskünstler. Müßtest eigentlich auf die Musikschule, damit du die Lehre vom Kontrapunkt kennen lerntest; könntest was Tüchtiges und Großes werden, ein berühmter Komponist."

„Herr Pfarrer, ich bin zufrieden mit meinem Lose und verlange nicht höher hinaus."

„Schön das, Joseph, aber dir hat Gott ein Talent gegeben, und das darfst du doch nicht vergraben. — Wollen noch mal im Laufe der nächsten Zeit darüber sprechen." — — —

Während der Joseph Redinger im Pfarrhause ist, steigt der Steffen Kolb zu dem kleinen Häuschen hinauf, das etwas abseits vom Dorfe am Bergeshange liegt und der Witwe Weri und deren Tochter Agnes Wohnung und Obdach bietet.

In der Stube steht er den beiden Frauen gegenüber, die sich schier wundern über seinen Besuch.

„Daß ihr's nur wißt, weshalb ich gekommen bin," beginnt er, nachdem er sich behäbig auf einen Stuhl

gesetzt, „wegen der Agnes ist's. — Ja, Mädchen, herrlich hast du gesungen, und besser kann's keine rundum, das darfst schon glauben. Und dem Peter hast's ganz angetan mit deiner hellen, klaren Stimme, daß er nur dich zum Weibe will, nur dich, Agnes. Und deshalb bin ich gekommen und frag' dich nun: Willst du . . .?"

„Ich des Peters Frau?"

„Ihr scherzet wohl, Kolb?" staunt auch die Mutter.

„Glaube ja, daß es Euch als Scherz vorkommt," antwortet der Wirt mit grinsendem Gesicht. „Aber Ernst ist's, voller, wahrer Ernst. — Der Peter will nun einmal; und er ist ja unser Einziger. Und weshalb soll ich ihm da den Willen nicht tun? — Ja, Agnes, kannst wohl lachen, solch eine Partie wird dir so leicht nicht wieder geboten. Glaub' nur, es würde gar manche gern Wirtin im Hirschkruge, aber . . ."

„So mögen sie's in Gottes Namen werden, Kolb," unterbricht Agnes mit bleichem und ernstem Gesicht des Mannes Rede, von deren Aufdringlichkeit und Prahlerei sie sich abgestoßen fühlt.

„Ja, wie meinst du das?"

„Daß ich nicht Wirtin werden will im Hirschkruge und nach Eurem Reichtum nicht verlange."

„Wißt Ihr, Kolb," beginnt die Mutter, „die Agnes . . ."

Mit krebsrotem Gesicht erhebt sich der Wirt und poltert heraus: „Hab' ich recht gehört? Du willst nicht, Mädchen?"

„Hab's Euch doch schon gesagt, Kolb."

„Dann ist's auch einerlei. Dann heirat' nur den Hungerleider, den Redinger. Kann vielleicht einmal mit der Geige von Haus zu Haus gehen und euch das Brot erbetteln. Der Peter wird schon eine andere finden, eine ganz andere. Das könnt ihr glauben."

Mit festem Schritt und trotzigem Gesicht wendet er sich der Türe zu. Es empört ihn im Innersten, daß er, der reiche Hirschkrugwirt, vor dem so mancher demütig sein Käppchen zieht, hier in der Hütte der Armut eine Abfuhr, eine Niederlage erleidet. Und es ist die zweite Abfuhr, die er sich aus dem Hüttchen holt. Die erste liegt freilich schon lange zurück. Das war damals, als er noch jung und die Margret ein blitzsauberes Mädchen war, wohl die schönste rundum. Da wollte er sie zur Frau, aber die Margret nahm den schwarzhaarigen Italiener, der auf dem Schlosse in Dienst gestanden und sich mit seiner Stimme und seiner Geige in ihr Herz geschlichen, daß sie ihm zum Traualtar folgte. Just wie deren Tochter Agnes, die ihre Stimme wohl von dem Vater geerbt und sich in das Herz seines Sohnes Peter gesungen hat. Und nun. . . . Das tritt alles wieder vor seine Seele.

„Bin nun einmal hier," wendet sich Kolb in der Türöffnung noch einmal um, „da kann's auch zu gleicher Zeit abgemacht werden: Das Kapital, das ihr mir noch schuldet, muß ich zu Michaeli wiederhaben.

Und könnt ihr nicht zahlen, so ist euer Häuschen noch da. Nun wißt ihr Bescheid."

Dröhnend fliegt die Tür ins Schloß. Dann stelzt der Wirt dahin.

Eine Weile blicken sich die Frauen schweigend an. Keine von beiden ist fähig, ein Wort zu reden, so sehr hat der protzige Kolb ihr Seelenleben aus dem Gleichgewicht gebracht. Endlich ergreift die Agnes der Mutter Rechte. Mit feuchten Augen blickt sie auf.

„Mutter, du zürnst mir doch nicht?"

„Nein, Agnes. Recht ist's, wie du gesagt und getan hast. Und ein Unrecht wär's ja gegenüber dem Joseph gewesen, hättest du dem Kolb nachgegeben. — Aber die Sorge nun. Woher das Geld nehmen?"

„Wieviel ist's, Mutter?"

„Hundert Taler. — Und bekommt sie der Kolb nicht zu Michaeli, er verkauft uns mit kaltem Herzen das Dach über dem Kopfe. Hast ihn nun kennen gelernt."

„Wie kommt nur der Kolb zu der Hypothek?"

„Das ist von damals her, als der Vater das Häuschen kaufte. Er spielte ja oft im Hirschkruge mit der Geige. Da hat ihm der Kolb die fehlende Summe geliehen."

„Da muß Gott schon helfen, Mutter, sonst weiß ich keinen Ausweg. Borgen wird uns keiner die Summe. . . . Hab' nun schon eine so große Freude gehabt heute morgen in der Kirche, als ich Josephs

„O salutaris hostia" sang; hab' dem lieben Heiland da auch all meine Wünsche zu Füßen gelegt. Und nun ist's vorbei mit der Freude, vorbei. . . ."

Die Agnes weint und bedeckt das Gesicht mit den Händen. Mit schwerem Herzen und stockender Stimme sucht die Mutter zu trösten.

„Sei nur zufrieden und stille, Kind. Wird schon noch alles gut werden, alles." — — —

Am Abend ist die Dorfkirche wieder von Betern gefüllt, und wieder prangt die Monstranz mit dem heiligsten Leibe des Herrn auf dem Altare. Auf Wunsch des Pfarrers spielt der Joseph Redinger noch einmal sein „O salutaris hostia", begleitet die Agnes Weri ihn mit ihrem Gesange. Wohl singt und klingt die Geige rein und klar wie am Morgen, aber der Agnes Stimme ist belegt und vibriert wie unter einer großen Aufregung.

„Was fehlt dir, Agnes? Bist nicht gut zurecht? Hast heute morgen besser gesungen," sagt der Joseph etwas unmutig, wie er nach der Segensandacht mit der Agnes zu dem kleinen Häuschen am Bergeshang hinaufgeht.

„Sei nicht bös, Joseph. Bei der Mutter sollst du gleich alles erfahren."

Mit ernstem Gesicht sitzt der Joseph bald der Agnes und deren Mutter gegenüber, während er den Worten lauscht, die ihm erzählen von dem Kolb und dessen Wollen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„So, nun weißt du alles, Joseph, und nun wirst du mir auch verzeihen, daß ich nicht so hell und rein singen konnte wie am Morgen."

„Da verzeih' ich dir schon. — Hier meine Hand. — So ein Lump ist der Kolb? . . . Weißt du, wenn ich mir vorstelle: du als Wirtin im Hirschkruge . . ., nein, ich will nicht dran denken. Aber recht hast du getan, und das will ich dir lohnen, soviel ich kann. Und sein Geld soll er auch noch haben, dafür will ich schon sorgen. . . . Auf dem Lindenhofe bin ich übrig. Da gehe ich morgen gleich in die Stadt und nehme dort Arbeit. Zu Michaeli bin ich wieder hier, und der Wirt erhält sein Geld."

„Das leiden wir nicht, Joseph," sucht die Frau zu wehren, „daß du unserthalben . . ."

„Mutter! . . . Erlaubt's, daß ich Euch von heute ab so nenne. Ich hab' ja nicht Mutter und Vater mehr."

„Das soll dir gern gewährt sein, Joseph."

„Dann gewährt auch das andere. Gern will ich arbeiten. Und ich arbeit' ja nicht für Euch allein. Wir zwei, die Agnes und ich, wollen doch auch noch in diesem Häuschen glücklich leben."

Ein dankbarer Blick aus des Mädchens Augen lohnt ihn für diese Worte.

„Geb' das Gott! — Ihr habt's verdient, das Glück!"

2.

Verschlafen liegt das Dörfchen im Dämmerlicht des jungen Tages. Da schreitet der Joseph Redinger die Dorfstraße hinab, und ihm zur Seite gehen die Agnes Weri und deren Mutter, die ihm ein Stücklein Weges das Geleit geben wollen. Vor dem Dorfe, wo unter einer alten Linde ein Kreuzbild am Wege steht und den Wanderer grüßt, nehmen sie Abschied.

„Laßt uns hier noch ein Vaterunser beten um Gottes Schutz und Hilfe."

Die Mutter kniet nieder auf den rasigen Grund, und die beiden jungen Leute folgen gar bald ihrem Beispiel. So halten die drei eine fromme Morgenandacht.

„Und nun geh' mit Gott, Joseph!"

„Habt Dank, Mutter. — Und du, Agnes, leb' auch wohl! Gräm' dich nicht. Die Zeit läuft bald herum; dann soll uns nichts mehr trennen. . . . Bet' nur für mich!"

Fest preßt die Agnes des Josephs Hand. „Ja, ich bet' für dich, für dich und unser Glück!" —

Langsam gehen die Frauen ins Dorf zurück, wo allmählich das Leben zu erwachen beginnt. Sogar der Küster geht schon mit verschlafenen Augen zur Kirche hinauf. Wie er die Türe geöffnet hat, treten die beiden Frauen ein Weilchen in das Gotteshaus und empfehlen dem Herrn im Sakramente alle ihre Sorgen und ihr Leid.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Den Joseph führt der Weg über den Habichtsberg. Von dort aus kann er noch einmal sein Dörflein grüßen. Dann geht's talwärts, durch Hügel und felsige Wände, durch üppige Wiesen und grünende Felder, bis er endlich nach langem Wandern die Stadt erreicht, wo das Leben pulsiert und es durcheinanderquirlt wie in einem Bienenstock, wo die Schornsteine rauchen und die Hämmer dröhnen, wo der Verdienst winkt und der Taler rollt. —

Am andern Tage steht er in einer Fabrik zwischen schnurrenden Rädern und stampfenden Maschinen und lautlos schaffenden Menschen. Sofort ist er angenommen worden, arbeitsfreudige Arme sind stets willkommen, und der Lohn ist gut. So schafft er bis zum Abend. Da sitzt er auf seinem Dachstübchen und blickt über die Häuser hinaus nach Westen, wo die Sonne zur Rüste geht und wo ein Dörfchen liegt, darin eine schlanke, dunkeläugige, schwarzhaarige Maid seiner harrt. Und auf die Geige fällt sein Blick, die er mit in die Stadt genommen. Er nimmt sie und läßt den Bogen über die Saiten gleiten, und die Töne schweben dahin und reihen sich zu Bildern und werden mitgetragen von der lauen Abendluft. . . . Hand in Hand schreiten zwei durch blumige Auen und lachende Fluren, an dem leise rauschenden Bächlein entlang, zum Walde hinauf, wo der Friede wohnt und der Kuckuck ruft. . . . Und ein Häuslein liegt da am Bergeshang, von Wein umlaubt und von Bäumen umrauscht. Da waltet und

schaltet sein Glück still und fromm. . . . Da droben das Kirchlein, wie leuchtet's so schön in die Lande hinaus. Und wie fromm ist's darin. Zwischen Blumen und Kerzen die goldene Monstranz mit dem Leibe des Herrn. Und die Menge, sie lauscht nur seinem Spiel und der Agnes Gesang: O salutaris hostia . . .

Da klopft's hart an seine Tür.

„Herein!"

„Verzeihen Sie, wenn ich störe. — Was war das, was Sie da spielten?"

Der Joseph sieht den fragenden Mann groß an. Was kümmert das den? Na, mag er's wissen. „Erinnerungen aus meinem Leben."

„Also Phantasien. — Großartig. — Ich weiß, Sie sind hier noch fremd. Kommen Sie mit mir, ich führe sie zu einem Freunde, der hat ein großes Lokal, wo die Leute Erholung und Vergnügen suchen. Der sucht einen Geiger für die Abendstunden. — Lassen Sie dort Ihr Spiel erklingen, da finden Sie guten Lohn für ihre Kunst."

„Bettelmusikant soll ich werden?"

„Wer sagt das denn? — Nur bessere Leute sind's, die da verkehren."

Eine Weile sinnt der Joseph Redinger. Es stößt ihn ab, wie ein umherziehender Spieler vor den Leuten zu geigen. Aber der Lohn, den Verdienst könnte er schon gebrauchen, da hätte er das Geld eher beisammen. . . . Es sind hundert Taler, und bis Michaeli ist

keine allzu große Spanne Zeit. . . . Und es kennt ihn hier ja keiner. Ehrlich verdient ist's ja auch. . . .

„Kommen Sie mit?" fragt der Fremde wieder.

Der Sinnende zuckt die Schultern.

„Seien Sie entschlossen. — Nehmen Sie ihre Geige mit und dann voran. — Sie werden den Nebenverdienst schon gebrauchen können."

Fast willenlos folgt er dem voranschreitenden Manne, der so wohlwollend mit ihm spricht. Sie gehen dahin durch das Geäder der Straßen, bis am äußersten Ende der Stadt ein großer Garten erreicht ist mit schattigen Anlagen und lauschigen Lauben und einem großen, prächtigen Saal. Da sitzen die Städter, Damen und Herren, junge und alte, bei Bier und bei Wein und trinken und lachen und scherzen.

Plötzlich wird's still in dem lärmenden Saale, still wie in einer Kirche. Eine Geige beginnt zu klingen und zu singen, erst sanft und leise, als ob sie ein Frühlingsmärchen erzählte unter raunenden Bäumen am plätschernden Bache, dann wird der Ton voller, kräftiger, wie das Volkslied erklingt, wenn es durch die Fluren schreitet oder vor den Häusern auf den schattigen Bänken sitzt. Dann folgen Märsche und Klänge und Sänge, wie sie dem Spielmann just einfallen und wie er sie so oft daheim gespielt. Und das Volk lauscht und klatscht Beifall. Zuerst hat es verächtlich auf den Burschen geblickt, als er das Podium betrat. Nun aber bewundert es ihn. Ist ja

kein ausgebildeter Künstler, der die Variationen, Kadenzen, Triller und Läufe vom Blatt spielt, aber ein Künstler ist's doch, alles, was wahr ist. So ein reines Spiel, und so einschmeichelnd und seelenvoll. Und das Volk lauscht atemlos. . . . Jetzt noch ein Stück. . . . Kaum hörbar beginnt die Geige wieder zu singen. Und während des Spielmanns Bogen den Saiten die Töne entlockt, ist dessen Geist daheim im heimatlichen Dörfchen, im festlich geschmückten Kirchlein, wo des Herrn heiliger Fronleichnam auf dem Altare ruht, von Weihrauchwolken umwallt und von Blumen und Kerzen umstanden. So festlich gekleidet die Menge da unten, die da lauscht, lauscht seinem Spiel und der Agnes Gesang: O salutaris hostia . . . Leise singt und klingt die Geige, als ob ein Engelsstimmchen ein frommes Gebet spräche, und dann ein Rufen, ein Jauchzen, ein Jubeln, wie's wohl am Throne des dreimal Heiligen über den Sternen erklingen mag. In einem sanften Andante, das wie ein demütiges Flehen dahingleitet, erstirbt die Melodie.

So spielt der Joseph Redinger täglich, allabendlich, nach des Tages Mühen und Plagen in der Fabrik. Oft fühlt er sich zu ermüdet, zu abgespannt, aber die Entlohnung, die ihm nach seinem Spiel winkt — und der Wirt und die Leute kargen nicht mit dem Gelde — läßt ihn die Geige wieder zur Hand nehmen. Der Hirschkrugwirt soll doch sein Geld haben, und schlägt er mehr heraus, kann er's auch wohl gebrau-

chen, denn wer einen Hausstand gründen will . . . Das Volk lauscht seinem Spiel und klatscht Beifall, besonders seiner Schlußnummer. Und niemand ahnt, daß der Geiger damit dem im Tabernakel verborgenen Heilande und Erlöser eine Huldigung darbringt. —

Durch Wochen, durch Monate geht's so. Und während sich Joseph Redingers Ersparnisse häufen, während er mit einer gewissen Gier, die ihm früher fremd war, jeden Pfennig zusammenrafft, geht's mit seinen Kräften bergab. Er gönnt sich ja kaum das Notwendigste zum Leben, er ist ja nur auf eines bedacht: Geld, nur mehr Geld.

Allgemach ist des Josephs Geist ein anderer geworden. Und sein Körper ist auch nicht mehr der alte. Das frische, frohe Aussehen ist dahin. Blaß ist seine Gesichtsfarbe, und die Augen blicken oft so matt, so müde. Dazu der Husten, der von der letzten unbeachteten Erkältung gar nicht weichen will.

Eines Abends wird ihm gar schwindlig beim Spiel, so daß seine Melodien eine jähe Unterbrechung erfahren. Ein alter, weißhaariger Herr springt ihm zu Hilfe.

„Sie müssen sich etwas schonen, junger Mann. Sie muten Ihrem Körper zuviel zu."

„Noch ein paar Tage, dann gibt's Ruhe." —

Bald sind auch diese paar Tage herum. Befriedigt betrachtet und überzählt der Geiger seine Barschaft, seinen Verdienst aus der Fabrik und das Er-

trägnis seines allabendlichen Spiels. Es ist genug. Genug für den Wirt, so daß das Häuschen gerettet ist, und auch noch genug für die Hochzeit. Eine selige Freude bereitet's ihm, daß er nun endlich wieder heimkommt, dahin, wohin sich sein Herz stets gesehnt.

Es ist ein heller, sonniger Septembertag, als der Joseph Redinger aus der Stadt hinauszieht seinem Heimatdorfe zu. Anfangs schreitet er rüstig die staubige Landstraße dahin, seine Augen bekommen wieder Glanz, wie er zwischen den Feldern und Wiesen dahingeht. Das ist doch eine andere Luft als in der Stadt in der Fabrik und zwischen den kalten Steinwänden. Wie sich der Weg aber zum Gebirge wendet, wie er aufwärts steigt und zwischen Felsen und waldigen Bergen sich hinschlängelt, da werden seine Schritte erheblich langsamer, und gar manchmal muß er am Straßenrande eine kurze Rast machen. . . . Die Mattigkeit und das Gepäck. . . . Wenn nur ein Fuhrwerk käme, aber keins zu sehen weit und breit, nicht mal ein Fußgänger, der ihm wohl etwas tragen helfen könnte. . . . Endlich hat er den Habichtsberg wieder erreicht. Erschöpft sinkt er auf die alte Holzbank, die sich an den Stamm eines Baumes lehnt. Ordentlich heiß ist's ihm geworden, und sein Atem fliegt nur so. Und nun kommt auch wieder ein so heftiger Hustenanfall. Bestürzt blickt er beim Ausspeien auf. Das ist ja blutig. — Na, mag wohl ein Zahn geblutet haben. Wird wohl nicht schlimm sein. — Mit leuchtenden Augen

blickt er hinab auf das Dorf zu seinen Füßen. Dort ist das Häuschen, das ihm immer vorgeschwebt, das sein Glück, sein Hoffen, sein Lieben birgt. Hier vorn die Linden mit dem Kreuz am Wege, wo er vor Monaten von der Agnes und deren Mutter Abschied genommen. . . . Was die Agnes jetzt wohl tut? Wenn die wüßte, daß er hier oben säß', sie käm' heraufgerannt und geleitete ihn heim und . . . Dort der Hirschkrug, wo der Lump von Kolb haust. Da links das neurote Dach des Pfarrhauses. Was der Pfarrer wohl gedacht hat, daß er so fortgemacht ist, ohne Abschied? . . . Die Agnes mag's ihm wohl erzählt haben. . . . Und die Kirche da, die so hell und einladend herübergrüßt, wo so oft seine Geige zur heiligen Feier gesungen und geklungen und wo er mit der Agnes zusammen jubiliert hat am Fronleichnamstage: O salutaris hostia.

Nach einer halben Stunde Rast geht Joseph Redinger weiter. Und wieder nach einer halben Stunde, da öffnet er leise und vorsichtig die Tür zu Mutter Weris Häuschen. Er will die beiden Frauen ja überraschen. Auf dem kleinen Hausflur steht er ein Weilchen und späht durch die nur leise angelehnte Zimmertür. Da sitzen die zwei, die Agnes und deren Mutter, und plaudern und nähen.

„. . . Hundert Mark sind's nun, die wir mit dem Nähen verdient haben, Mutter, und wenn der Joseph vielleicht zweihundert mitbringt, dann . . ."

Da stößt er die Tür auf. Ein erschrecktes und doch wieder so fröhliches Aufrufen und Grüßen und dann ein banges, sorgendes Fragen.

„Bist du krank?"

„Du siehst ja so schlecht aus, Joseph. Was ist dir?"

„Nichts, nichts."

„Was sagt denn der Arzt?"

„Hab' nie einen Arzt gefragt. Warum auch? Wegen des bißchen Hustens, wegen der Mattigkeit? Hab' mich wohl etwas zu viel angestrengt in der Stadt. Wollte ja gern . . . und ich hab's ja erreicht und noch manches darüber."

Die Mutter faltet die Hände. „Gott sei Dank und dir, lieber Joseph!"

„Du Lieber, Guter! — Aber jetzt sollst du dich pflegen, daß du wieder zu Kräften kommst. Und morgen gleich geh nur mal zum Pfarrer. Er hat schon mehrmals nach dir gefragt; er meint, dein „O salutaris hostia" müßte dir die Tore öffnen zu Segen und Glück'"

„Wollen's hoffen, Agnes!"

3.

In des alten Pfarrers Studierstube steht die Agnes Weri ihrem Seelenhirten gegenüber.

„Trauen sollt ich euch zwei, meinst, Agnes?"

„Ja, so mein' ich."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine ganze Weile sinnt der Pfarrer, ehe er seine Antwort gibt. „Agnes, daß ihr zwei einmal ein Paar werden solltet, hab' ich immer gedacht, und eine Freud' wär's mir gewesen, euren Bund zu segnen. Aber jetzt . . . Du weißt doch, daß der Joseph krank, hoffnungslos krank ist. Da würdest du bald Witwe sein."

„Ja, ich weiß es, Herr Pfarrer," entgegnet die Agnes mit tränenfeuchten Augen. „Aber grad' weil der Joseph krank ist, möcht' ich sein Weib sein. . . . Sie wissen ja, was der Joseph für uns getan, daß uns das Häuschen erhalten blieb. Da hat er sich den Todeskeim geholt. Deshalb hat er auch das größte Anrecht auf unsere Dankbarkeit. Und nun steht er allein in der Welt, mutterseelenallein. Keine Eltern und Geschwister hat er. Wer soll ihn nun in der Krankheit pflegen? Ich denk', es wäre meine Pflicht. Aber das kann ich nicht anders, als wenn ich sein Weib bin."

Lange blickt der Pfarrer die Agnes an, die mit niedergeschlagenen Augen und verschämtem Gesicht vor ihm steht. Er bewundert deren Seelenadel. „Ich verstehe dich, Agnes," spricht er endlich. „In diesem Falle magst du schon recht haben. Noch ist ja die Krankheit nicht so weit fortgeschritten, aber es kommt die Zeit, wo er nicht mehr herumgehen kann, wo er zu Bett liegen muß. Dann wirst du ihn allerdings als sein vor Gott angetrautes Weib am besten pflegen können. Deshalb will ich deiner Bitte auch nach-

kommen . . ., das heißt, wenn der Joseph einverstanden ist."

„Der wünscht es ja schon immer, Herr Pfarrer. Bisher hab' ich ihm noch immer hinausgeredet, aber nun . . ."

„Mag dann in Gottes Namen sein Wunsch erfüllt werden. — Da kommt dieser Tage mal beide zu mir, damit das Aufgebot in die Wege geleitet wird."

„Vielen Dank, Herr Pfarrer, vielen Dank!"

„Schad', schad' um den Joseph Redinger," murmelt der Pfarrer, wie er wieder allein ist, „hab' so viel Hoffnung auf ihn gesetzt. Hätte mit einiger Ausbildung etwas Tüchtiges werden können. Nun ist's vorbei damit. . . . Aber der liebe Gott hat's so gefügt, und der wird schon seine Absichten dabei haben, und es wird so schon am besten sein." — —

Vier Wochen später segnet der Pfarrer in der Dorfkirche den Bund des jungen Paares. — Die Brautmesse ist gut besucht, denn der Joseph wie auch die Agnes sind beide allgemein beliebt. Da wollen die Leute doch ihre Teilnahme beweisen, wenngleich manche befürchten, daß der Lebensbund nicht allzulange währen wird, denn des Josephs Aussehen. . . . Hat ja die letzten Tage wieder etwas besser ausgesehen, aber das wird wohl die Freude und die Aufregung machen.

Vor der Kirche unter den entlaubten Linden stehen in Gruppen verschiedene Kirchgänger. . Gar

manche reichen den jungen Leuten glückwünschend die Hand.

Wie die Neuvermählten am Hirschkruge vorübergehen, späht der Steffen Kolb mit seinem runden, feisten Gesicht durch die Scheiben und knurrt durch die Zähne: „Ist doch eine schöne Braut, die Agnes Weri, alles, was wahr ist. . . . Wär' schon was für den Hirschkrug gewesen. . . . Aber der Bettelstolz. . . . Hat ja nun ihren Musikanten und Tagelöhner. Der sieht schon jetzt verhungert genug aus, und wird noch schöner kommen. . . . Wird's schon noch einsehen, was sie verschmäht und was sie gefunden hat." —

Das Häuschen am Bergeshang birgt nun ein glückliches Paar in seinen Mauern. So glücklich sind die zwei, wie es nur gute Menschen sein können. Der Joseph hat ja noch so viele Pläne für die Zukunft. . . . Das bißchen Husten, die Schwäche werden schon bald wieder verschwinden. Wenn erst der Frühling wiederkommt und die Tage länger und wärmer werden, dann wird's auch mit ihm wohl wieder anders. So meint er. . . . Und die Agnes denkt auch oft, der Joseph könnte noch wieder ganz gesund werden. Denn wenn er oft so hell und froh auf seiner Geige spielt und so heiter tut und so fest auf Gottes Hilfe vertraut, dann kann sie oft nicht anders als hoffen.

So geht's in den Winter hinein. —

Wie aber die Tage wieder länger und wärmer werden, auf die der Joseph so große Hoffnung gesetzt

hat, geht's mit ihm sichtlich bergab. Da sitzt er gewöhnlich in Mutter Weris altem Lehnstuhl am Fenster und blickt mit matten Augen dahin über das Dorf und die grünenden und sprießenden Fluren und Wälder und bedauert, nicht herauszukönnen, um zu schaffen und zu arbeiten für die Agnes und deren Mutter, die ihn mit so vieler Liebe umgeben und umhegen. Auch jetzt noch nimmt er wohl ab und zu seine Geige zur Hand, um für ein paar Minuten in der Musik Vergessen seines Leides zu finden, aber sein Lieblingsspiel, sein „O salutaris hostia . . .", das ihm die Agnes stets mit ihrem Gesange begleitet, will nicht mehr recht gelingen. Und eines Tages legt er den Bogen mit tränenvollen Augen zur Seite; er ist ihm zu schwer geworden.

„Hätte so gern noch spielen mögen, Agnes, aber es soll wohl nicht mehr sein."

„Hab' nur Geduld, Joseph," sucht die ihn mit wehem Herzen liebevoll zu trösten, „es wird noch wieder besser werden. Dann kannst du wieder spielen, und ich singe dir dazu."

„Meinst du, Agnes?" Mit großen Augen, aus denen neue Hoffnung spricht, blickt er zu ihr auf. „Weißt, was ich möchte?"

„Nun, was denn?"

„Fronleichnam noch einmal mein „O salutaris hostia" spielen, wie im Vorjahre, und du müßtest es singen."

„So Gott will, mag es noch werden, Joseph."

Der Kranke nickt und sinnt eine Weile. „Wie lange ist es noch bis Fronleichnam?" fragt er dann mit leiser Stimme.

„Haben ja eben erst Ostern gehabt. Sind noch gut sechs Wochen."

„Bis dahin mag's noch gut werden. — Hast doch die Noten noch?"

„Gewiß hab' ich die."

Dann sinkt sein Haupt wieder zurück. Die Augenlider schließen sich in leichtem Schlummer, während die Seele träumt von den Melodien des „O salutaris hostia". — — —

So hofft der Kranke alltäglich und täuscht sich über seinen leidenden Zustand hinweg. Hofft und hofft, während sein Lebenslicht wie ein verlöschendes Öllämpchen immer matter wird und schließlich nur noch leise glimmt und glüht und auf den Windhauch harrt, der es zum Erlöschen bringt. —

Und derweil ist der Fronleichnamstag wiedergekehrt. Wie die ersten Sonnenstrahlen über die bewaldeten Höhen blicken, ist das Dorf festlich geschmückt zum Tage des Herrn. Wehende Fahnen und Kränze und Girlanden an den Häusern, Maien und Ehrenpforten an den Straßen. Alles zum Lobe des heiligsten Fronleichnams des Herrn, der heute mit zahlreichem Gefolge durch den Ort zieht, zu segnen das Dorf und die Flur und den Wald.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Joseph Redinger liegt todesmatt auf seinem Lager, als der erste Sonnenstrahl in sein Stübchen lugt und ihm erzählt von dem Anbruch des großen Tages. Und er hat sich so oft auf diesen Tag gefreut, ihn so manchmal herbeigesehnt. Er wollte ja mit seiner Agnes dem Herrn sein „O salutaris . . .“ als Opfer darbringen. Und nun ist's nichts damit. Die ganze Zeit seiner Krankheit hat er sich Hoffnung auf Genesung gemacht, die letzten Tage aber, wo sein Kräfteverfall so reißende Fortschritte machte, ist's ihm selber zum Bewußtsein gekommen, daß er wohl bald die letzte Reise antreten muß, daß er sein „O salutaris . . .“ wohl nimmer in der Kirche singen wird. — Kurz und stoßweise geht sein Atem, die eingefallenen Wangen fiebern und glühen. Nur ab und zu heben sich die matten Augen, um einen Blick hinabzuwerfen auf das festlich geschmückte Dorf und die Kirche. — Auf seinen Wunsch haben die Agnes und die Mutter sein Bett nahe an das Fenster gerückt. Mit wehmütiger Freude hat er gesehen, wie die Dörfler Straßen und Häuser schmückten. Nun liegt alles in feierlicher Pracht vor ihm im Lichte der Morgensonne. Und nun wird's auch schon lebendig da unten. Schon mancher eilt im Festtagskleide zur Kirche.

Da tritt die Agnes ins Zimmer.

Der Kranke hat ihr Hereinkommen bemerkt. Langsam wendet er den Kopf. „Agnes, hörst du, wie die Glocken läuten? Jetzt kommen sie bald zu mir, der Pfarrer mit dem lieben Heiland.“

Die Agnes nickt mit leidvollem Gesicht: „Gleich werden sie kommen, Joseph!“

Ein Weilchen steht sie an dem Bette, in ihren Händen die heiße Rechte des Kranken haltend, während ihre Gedanken zurückwandern in die Zeit des Glückes und der Hoffnung. — Da schlägt der süße Klang eines Glöckleins an ihr Ohr. Sie blickt durch die Scheiben. Von der Kirche herab kommt der Pfarrer mit dem heiligen Leibe des Herrn. Vor ihm schreitet der Ministrant mit der Versehlaterne und hinter ihm gehen betend eine Anzahl Dörfler, die dem eucharistischen Heilande das Geleit geben zum Häuschen am Bergeshang. — Auch eine Fronleichnamsprozession!

„Joseph, der liebe Heiland naht!“ flüstert die Agnes und haucht einen Kuß auf die Stirn des Kranken.

Ein frohes Leuchten geht über seine Züge, wie er den Pfarrer und die Leute näherkommen sieht. Mit gefaltenen Händen liegt er da, sieht er dem himmlischen Gaste entgegen.

Derweil rückt die Agnes mit der eben hereingekommenen Mutter das mit Kreuz und Kerzen bestellte Tischlein näher an das Bett. Eben hat sie die Lichter angezündet, da tritt der Pfarrer mit dem Ministranten in das Haus, während die begleitenden Dorfleute draußen betend verharren.

Zu Füßen des Bettes knien mit tränenvollen Augen die Agnes und ihre Mutter.

„Accipe, frater, Viaticum. . . . Empfange, Bruder, die Wegzehr des Leibes unseres Herrn Jesu Christi, der dich behüte vorm bösen Feinde und dich führe ins ewige Leben."

Die leisen Worte verhallen. Der göttliche Heiland hält Einkehr in die Seele des Kranken, labt und stärkt ihn zu der großen Reise in die Ewigkeit. —

Schon längst ist der Pfarrer mit den Leuten wieder ins Dorf zurückgekehrt, aber Joseph Redinger liegt noch immer mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, an dessen Seite die Agnes mit einem Gebetbuche sitzt. Leise bewegt der Kranke die Lippen, als ob er Zwiesprache hielte mit dem Bräutigam seiner Seele. Sonst keine Äußerung. Als wenn er der Welt schon abgestorben wäre. Und so still ist's in dem Gemach wie in einem Kirchlein. Nur ein Vöglein hüpft ab und zu auf das Fensterbrett, blickt durch die Scheiben auf den todkranken Mann und die betende Frau und schmettert sein Lied in die klare Luft.

Die Sonne steigt höher. In der Dorfkirche beginnen die Glocken zu läuten und die Gläubigen zum feierlichen Hochamt einzuladen. In vollen Akkorden fluten die Klänge dahin über das Dorf und die Flur. Sie finden ihren Weg auch in das Krankenzimmer, so daß der Joseph sogar die Augen erhebt.

„Hörst du, Agnes, jetzt beginnt das Hochamt! — Wo ist die Mutter?"

„Die ist nun zur Kirche. Ich bleibe bei dir."

„Ja, ja, mußt ja auch singen. — Aber spielen kann ich nicht."

„Willst du nicht ein wenig schlafen?" fragt die Agnes mit besorgter Miene und bangem Herzen.

„Jetzt nicht, Agnes, später, nachher." Dann hebt er die Hand und zeigt nach der Kirche hin. „Wie gedrängt voll! — Und der Altar, welche Pracht von Blumen und Kerzen! — Die Monstranz, wie sie funkelt! — Horch, jetzt beginnt das Kyrie. — Kyrie eleison . . ."

Der Agnes wird's ganz eigen bei dem Kranken. Wenn doch nur die Mutter erst zurück wäre.

Und während sie mit liebevollen Worten ihren Joseph zu beruhigen sucht, folgt sein aufgeregter Geist dem Laufe der heiligen Handlung in der Kirche. — Gloria, Credo, Sanctus — er lispelt mit heiserer Stimme die Worte und bewegt die Hand, als ob er den Takt zu dem Gesange geben müßte.

Dann schlägt die Kirchenglocke an. — Im Gotteshause ist's zur heiligen Wandlung. Die verwandelten Gestalten des Brotes und Weines werden vom Pfarrer emporgehoben zur Anbetung.

Im Dorfe klopft mancher, der daheim bleiben mußte, beim Klange der Glocke an die Brust. Auch die Agnes ist am Bette in die Knie gesunken und betet.

Der Joseph ist still geworden. Mit geschlossenen Augen liegt er wieder da, während die rechte Hand auf dem Herzen ruht. „O Jesus, sei mir gnädig . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein kleines Weilchen Stille, nachdem der letzte Glockenton verhallt ist. Dann beginnt der Joseph wieder leise mit geschlossenen Augen: „Agnes, jetzt das O salutaris hostia. Jetzt. Du mußt singen, hörst du, singen."

Die Tränen rollen der jungen Frau aus den Augen, und ihr Herz krampft sich zusammen vor Leid und Weh.

„Beginn, beginn!"

Um den Joseph zu beruhigen, zwingt sie ihren Schmerz zurück, sucht sie seinen Wunsch zu erfüllen. Und kniend, die Hand des Kranken umschlossen, beginnt sie zu singen:

„O salutaris hostia
quae coeli pandis ostium . . ."

„Jetzt kräftiger, Agnes," spricht der Kranke dann matt.

„. . . Uni trinoque Domino
sit sempiterna gloria . . ."

Dann schweigt die Frau. Voll Seelenangst richtet sie sich auf, beugt sie sich über das Bett. Er liegt so ruhig, der Joseph. Still und ohne Bewegung hat er dem Gesange gelauscht.

Da schreit die Agnes auf: „Joseph, mein Joseph!"

Der bleibt still und friedlich. Kein Augenaufschlag, keine Bewegung. Unter dem Gesange seines Liedes hat sein müdes Herz unbemerkt den letzten Schlag getan, ist die Seele emporgestiegen zu Gottes

Thron, um dort einzustimmen in die Jubelchöre der seligen Geister.

— — — — — — — — — —

Lange Jahre schon ruht der Joseph im stillen Grabeskämmerlein. Auch die Mutter Weri und Agnes, ihre Tochter, schlummern schon unter dem grünen Rasen. Im Dorfkirchlein aber singt man noch heute zu Fronleichnam des Joseph Redingers „O salutaris hostia". Aber noch niemals wieder ist's so wirkungsvoll zu Gehör gebracht worden wie in jenem Jahre, als die Agnes es sang und der Joseph es mit seiner Geige begleitete.

Ihr Andenken lebt in Ehren! —

# Kampf und Sieg.

## 1.

Es ist ein sonnenheller Vorfrühlingstag des Jahres 1874. — Ein lauwarmer Südwind, wie man ihn oft noch im Mai wünscht, kommt vom Sintfelde her und umkost und umschmeichelt die Türme und Mauern der alten Bischofsstadt an der Pader, und mancher Spaziergänger, der unter den Linden und Kastanien der Promenade rings um die Stadt lustwandelt, fühlt sich ordentlich verjüngt im warmen Schein der Märzensonne und lauscht mit sichtlicher Freude dem Locken der Meisen und dem melancholischen Sange der Amseln. Das ist schon so ein Tag, der selbst das Herz eines verbitterten Griesgrams aufhellen und zum Dank gegen Gott, den Schöpfer, erfüllen muß.

Und froh und heiter blicken die Augen des jungen Mannes, der das Bahnhofsgebäude verläßt und nun den Weg zur Stadt einschlägt. Hans Stelling fühlt ein Wohlbehagen in seinen Gliedern, die ihm erst nach der langen Bahnfahrt wie gelähmt vorkamen. Er reckt seine schlanke, sehnige Gestalt und zwirbelt mit den Fingern das blonde Bärtchen, das dem gebräunten Gesicht einen etwas kecken Charakter verleiht. Mit leichten, elastischen Schritten geht er dahin, und seine Augen gehen nach rechts und nach links, als ob sie alte Erinnerungen auffrischen wollten. Fünf Jahre sind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es her, seit er das letztemal hier weilte, 1869 war's, auch im Frühjahr, als sein Bruder im Liboriusdom die heilige Priesterweihe empfing, aber ihm kommt es vor, als ob er erst gestern hier gewesen wäre, so traut und heimlich mutet ihn alles an. Da dicht vor der Stadt liegt links am Wege der alte Friedhof, dessen Kreuze und Grabmäler fast ganz vom Gesträuch umwuchert sind. Das Straßenbild ganz noch dasselbe. Da rechter Hand die Franziskanerkirche mit der mächtigen Freitreppe, weiterhin die noch ziemlich neue Marienſäule, dann das alte Rathaus mit seinen Bogen und Hallen und endlich der weite, lindenbestandene Marktplatz mit dem ehrwürdigen Dom, dem Wahrzeichen der Stadt, dessen Schäferhüttendach auf dem Hauptturm er damals in jugendlichem Übermut bespöttelt hat und das noch ebenso ernst und mahnend wie damals auf das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt hinabschaut. Er, der jahrelang in der Reichshauptstadt gelebt und in glänzenden Kreisen verkehrt hat, empfindet den Zauber der alten Stadt mit ihren winkligen Straßen und Gassen und efeuumsponnenen Mauerresten, über denen die Patina der Jahrhunderte liegt, wie ein vertrautes Märchen, das seine Ranken um ihn schlägt und erzählt: „Es war einmal. . . ."

Ja, wie ein Märchen mutet ihn das Stadtbild schon an, aber auch ziemlich „bigott", die vielen Kirchen und Kapellen und dazu noch die kleinen Heilig-

tümer der Straße, wie hier am Ausgange des Domplatzes unter einem halbdunklen Straßenbogen hinter vergitterter Nische ein Madonnenbild mit brennenden Kerzen davor. So etwas hat er in Berlin nicht gekannt, war ja auch überflüssig. Er hatte seinen Dienst, und nach dem Dienst gab's schon Stunden der Erholung im Kasino oder bei diesem oder jenem; da konnte er sich um die Kirche, die so weit von seinem Quartier entfernt lag, nicht allzuviel kümmern. Gewiß, er ist ja auch Katholik, hat noch stets seinen „Ostern" gehalten, aber sonst hat er manchen Brauch aus dem Elternhause als überflüssig betrachtet und abgetan. Und er hat es auch ganz in der Ordnung gefunden, daß die ruhmreiche Regierung der katholischen Kirche die Zügel etwas enger anzog. Freilich, dem Vater und seinem Bruder hat er seine Ansichten nicht enthüllen dürfen, die gehören der Richtung der Zentrumspartei an, just wie die Familie Wienhold, der er nun einen Besuch abzustatten gedenkt. Wie oft hat er sich im Feldzuge über die Frömmigkeit seines Freundes und Kameraden Theo Wienhold lustig gemacht, aber Hochachtung und Verehrung hat er ihm nie versagen können. Der Theo war ein Charakter wie Gold, tapfer und treu. Wie alle Wienholds. Und deshalb ist's ihm nun eine liebe Pflicht, den so oft in der befreundeten Familie in Aussicht gestellten Besuch auszuführen, zumal es gar leicht möglich ist, daß er

nun in absehbarer Zeit diese Gegend nicht wieder berührt.

Bald hat Hans Stelling sein Ziel erreicht. Frei und frank betritt er das alte, hochgiebelige Geschäftshaus. Links liegen die Verkaufsräume, rechts befindet sich die Familienwohnung. Damals war er mit den Seinen auch hier, nun erscheint ihm auch hier wieder alles bekannt, und er gedenkt der freundlichen Aufnahme, die sie in dem alten Patrizierhause gefunden. Da klopft er an die Tür des Wohnzimmers. Ein mehrstimmiges „Herein" heißt ihn eintreten. Nun steht er in dem Gemach, und um ihn drängen sich zu froher Begrüßung die alten Wienholdschen Eheleute und ihre zwei Töchter.

Und dann kommt ein junger Mann hereingestürzt, der mit Hans Stelling wohl im gleichen Alter steht.

„Tag, Hans!" grüßt der den Besucher mit herzlichem Handschlag. „Endlich, endlich läßt du dich mal sehen. — Aber das nenne ich überraschen. Wer hätte das ahnen können, daß du heute so urplötzlich hier hereinschneien würdest. Wo kommst du nur her?"

„Direkt von Berlin."

„Und in Zivil?"

„Wie du siehst. Es ist meine zukünftige Uniform." Hans Stelling lacht bei dieser Erklärung, aber man merkt es ihm doch an, daß ihm die Antwort kein Scherz ist.

Wienholds starren ihren Gast mit großen Augen an.

„Wie, was?" fragt Theo erstaunt. „Wie soll ich das verstehen?"

„Daß ich die Uniform an den Nagel gehängt habe — besser gesagt, dazu gezwungen wurde."

Wieder ein sekundenlanges, lautloses Staunen, bis Frau Wienhold endlich das Wort nimmt: — „Aber, Herr Stelling, nun muß ich Sie aber erst bitten, Platz zu nehmen. — So, bitte, lassen Sie sich im Sofa nieder. — Und nun will ich erst mal für eine kleine Herzstärkung sorgen. Die soll Ihnen nach der langen Bahnfahrt gut bekommen."

Damit tritt die weißhaarige Hausfrau an ein kleines Wandschränkchen, dem sie eine Flasche Wein und einige Gläser entnimmt. „Und nun wollen wir mal anstoßen auf Ihr spezielles Wohl, Herr Stelling," spricht sie dann, nachdem alle an dem Familientisch Platz genommen haben.

Hans Stelling hebt sein Glas. Mit offenem, heiterem Gesicht blickt er zu den biederen Leuten auf, wie sich aber sein Kelch mit dem der jüngsten Tochter, der 23jährigen Regina, berührt und ihre Augen sich begegnen, da überkommt ihn ein großes Staunen. Damals war die Regina noch ein rechter Backfisch, und nun steht sie, prächtig erblüht wie eine Rose, in holder Anmut vor ihm. . . .

„Nun aber erzähl', Hans, was es da in Berlin gegeben hat," drängt jetzt Theo Wienhold.

„Und weshalb ich den bunten Rock ausgezogen habe, meinst du," lacht Hans Stelling. „Kann mir ja denken, daß es alle überrascht."

„Ja, sehr!" fällt der alte Wienhold ein. „Wir sahen in Ihnen nur einen Soldaten vom Scheitel bis zur Sohle. Und da Ihr Vater, der noch vor einiger Zeit hier war, uns nie etwas äußerte . . ."

„Das konnte er auch nicht, mein lieber Herr Wienhold," entgegnet Hans Stelling, „denn es ist ihm wohl selbst so überraschend gekommen wie allen. Trotzdem wird er sich am leichtesten mit diesem meinem Schritt abfinden, denn er wünschte ja schon immer, ich sollte mich der Bewirtschaftung des Gutes widmen. Nun wird sein Wunsch ja erfüllt." Der Erzähler blickt im Kreise herum und sieht, wie alle Augen gespannt auf ihn gerichtet sind. „Und die Geschichte kam so: Nach einem Liebesmahl geriet ich in animierter Stimmung mit dem kleinen von Stochow zusammen — du kennst ihn ja wohl noch, Theo —, er forderte mich auf Pistolen. Ich bin gewiß kein Feigling und habe meinen Mut im Felde oft genug bewiesen, aber ein Duell habe ich stets verurteilt. Einen Zweikampf betrachte ich als Hohn auf die Moralgesetze, und die Tötung im Duell ist meiner Ansicht nach nichts weiter als Mord."

„So ist's und nicht anders," pflichtet ihm der alte Wienhold bei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Also ich lehnte die Forderung ab. Die Folge war, daß das Ehrengericht zusammentrat, und ich — na, ich konnte meinen Rock ausziehen. — Es hat mich erst gewurmt, aber nun bin ich über den Schmerz hinweg. — Dem Vater hab' ich gleich alles geschrieben. Eine Antwort hab' ich von ihm noch nicht erhalten, konnte ich natürlich auch noch nicht, aber ich weiß, daß er sich freut, wenn ich ihm die Scholle bebauen helfe. Und nun bin ich auf der Heimreise. Hier in Paderborn bin ich nun ausgestiegen, um endlich den Besuch, den ich schon damals versprach, abzustatten."

„Wir hätten es Ihnen auch verargt, wenn Sie vorbeigefahren wären," spricht Frau Wienhold, „wo wir uns so lange nicht gesehen haben. Nun sind Sie erst mal ein paar Tage unser Gast."

„Ein paar Tage gleich," lacht Hans Stelling. „Ich wollte heute oder morgen weiter. Wollte bis Soest fahren und dann zu Fuß in die geliebte Heimat marschieren."

„Das können Sie auch, aber erst bleiben Sie mal ein paar Tage hier. Denken Sie nicht, daß Sie uns lästig fallen; und Zeit haben Sie ja auch."

„Selbstverständlich bleibst du, Hans," redet nun Theo auf ihn ein. „Auf ein paar Tage kann es dir nicht ankommen. Kannst deinem Vater ja von hier aus schreiben. Vielleicht kommt er selbst herüber. Wir aber wollen mal wieder alte Erinnerungen aus dem Feldzuge auffrischen."



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„So ist's recht. Da gibt's gar nichts weiter zu bedenken," fällt auch der Hausherr ein.

Lachend blickt Hans Stelling auf. Lisbeth und Regina, die beiden Töchter, haben sich über ihre Handarbeiten gebeugt. Wie er nun aber so viel Herzlichkeit und Gastfreundschaft findet, muß er schon einlenken.

„Nun, wenn es denn nicht anders sein kann, dann muß ich mich wohl fügen. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß ich Sie alle dann im Laufe der nächsten Zeit bei uns auf dem Gute in Lödinghausen bewirten darf."

„Das mag schon zur Wahrheit werden." —

Am folgenden Tage ist's. Im Kalender steht der 25. März, und die katholische Welt begeht das Fest Mariä Verkündigung. Am Morgen ist Hans Stelling mit der Wienholdschen Familie im Dom gewesen. Seit langer Zeit hat er wieder einem feierlichen Hochamt beigewohnt. Wohl hat die Handlung des Gottesdienstes, die gewaltige Wucht der Predigt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, auch kann er sich dem religiösen Geist, der in der Wienholdschen Familie herrscht, nicht verschließen, allein seine Seele ist umwuchert von den Gesinnungen des nationalen Liberalismus, dem er in der Hauptstadt verfallen ist. Wohl hat die Familienunterhaltung am gestrigen Abend, die sich zum großen Teil mit dem Ernst der Zeit, dem Kampf der Regierung mit der katholischen Kirche und

den kulturkämpferischen Gesetzen befaßte, seinen liberalen Ansichten einen gründlichen Stoß versetzt, manche Staatsmaßregel hat er als unrecht bezeichnen müssen, und ein Fünkchen Hochachtung ist in seinem Herzen wieder entglommen für die bedrängte Geistlichkeit, die er bisher nur als „staatsfeindlich" und „renitent" betrachtet hat; aber dennoch kann er sich zu einer völligen Gesinnungsänderung nicht bequemen. Durch den jahrelangen Verkehr mit andersgläubigen und manchmal auch religionslosen Kameraden ist er selbst religiös gleichgültig geworden, hat er nur in der Bismarckschen Regierung sein Ideal gesehen. Er hat den glorreichen Feldzug 1870/71 von Anfang bis zum Ende mitgemacht, hat an dem Ruhm der Waffentaten sich berauscht und dann den gewaltigen Aufschwung gesehen, der bald nach dem Kriege im politischen und wirtschaftlichen Leben in die Erscheinung trat, da konnte er, der Offizier, doch nicht anders; er mußte die Regierung, die solches ermöglichte, verehren. Und er hat die Regierung verehrt und vergöttert und dabei seinen angestammten katholischen Glauben vernachlässigt.

Hans Stelling steht am Fenster seines Zimmers und blickt hinunter auf das Treiben der Straße. Da klopft's an die Tür, und herein tritt sein Freund Theo.

„Wie wär's, Hans, machen wir einen kleinen Spaziergang? Das Wetter ist so schön."

„Mir ist's recht, Theo. — Wir zwei?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Die Eltern halten nach dem Essen ein kleines Mittagsschläfchen, die werden also nicht mittun."

„Und deine Schwestern?"

„Regina will mitgehen, aber Lisbeth möchte zu Hause bleiben. Mußt ihr das nicht übel nehmen. Aber da sie nun bald ins Kloster tritt, hält sie . . ."

„Lisbeth ins Kloster?" unterbricht ihn Hans erstaunt.

„Ja, ja; ihre Aufnahme dürfte in einigen Wochen stattfinden."

„In welches Kloster denn? Wo?" fragt Hans Stelling sinnend weiter.

„Sie geht nach Holland. Infolge der Regierungsgesetze ist es ihr ja nicht möglich, in Deutschland ihren Neigungen zu folgen."

Eine Weile ist's still, ganz still zwischen den beiden Freunden, ein jeder hängt seinen Gedanken nach, während die warme Frühlingssonne ihre goldenen Lichter um sie wirft und da draußen vor dem Fenster ein Buchfink lockt und singt.

„Komm, laß uns gehen, Hans," drängt Theo Wienhold dann; „wie ich hörte, kommen heute aus dem Sauerlande, also aus deiner Heimat, Massendeputationen, um dem Bischofe das Gelöbnis ihrer Treue darzubringen. Vielleicht triffst du Bekannte."

Hans Stellings Augen leuchten. „Aus dem Sauerlande? — Dann laß uns gehen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Massendeputationen!“ — Er hat gehört, daß in letzter Zeit aus verschiedenen Teilen der weiten Diözese Hunderte, ja Tausende von Männern in Paderborn gewesen sind, um dem bedrängten Bischofe, mit dessen Verhaftung aller Wahrscheinlichkeit nach bald gerechnet werden muß, ihre Ergebenheit zu bekunden. Das läßt ihn noch ziemlich gleichgültig. Aber daß die Leute, die heute kommen sollen, aus der Heimat sind, diese Nachricht ruft eine lebhafte Freude in ihm wach.

Unten im Hausflur tritt die schon zum Ausgang gerüstete Regina zu den beiden jungen Männern. Dann gehen die drei dahin, dem Westerntor zu. Auf den Straßen herrscht ein recht lebhaftes Treiben, wie man es an den gewöhnlichen Tagen nicht gewohnt ist. Gar viele Fremde, die mit den Vormittagszügen gekommen sind, haben sich unter die Bürger der Stadt gemischt und wogen nun mit diesen auf den Hauptstraßen hin und her. Wie die drei den Friedhof am Westerntor erreicht haben, kommt ihnen eine große Schar Männer vom Bahnhofe her entgegen. Da bleiben sie stehen und schauen.

„Das sind die Sauerländer,“ sagt Theo Wienhold, „nun gib acht.“

Und Hans Stelling starrt der gewaltigen Schar entgegen. Ernst und Entschlossenheit liegt auf den Zügen der Ankommenden ausgedrückt, ein unbeugsamer Wille leuchtet aus ihren Mienen. So kommen

sie heran: junge Männer, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, und weißhaarige Greise — Veteranen der Arbeit und Helden der Geisteskraft. Alle beseelt nur der eine Wunsch: Ihrem geliebten Oberhirten beizustehen in dieser Zeit der Drangsal und ihm ihre unbeugsame Treue im katholischen Glauben auszusprechen, zugleich aber auch den katholikenfeindlichen Machthabern zu beweisen, daß sich das Volk nicht von seinen Hirten trennen läßt, sondern mit ihnen eins ist, in guten und bösen Tagen — ein Herz und eine Seele.

Schon einmal hat Hans Stelling solche Massen heranrücken sehen, ernst, gewaltig, entschlossen — das war im Juli 1870, als das Vaterland in Gefahr war. Er fühlt es instinktiv, daß abermals eine Gefahr entstanden sein muß, die diese ernsten Scharen in Bewegung setzt, wenn er gleich deren ganze Größe nicht ermessen kann.

Hans Stellings Augen gehen suchend durch die Reihen: Hier und da sieht er Bekannte, und da erblickt er sogar einige aus Lödinghausen, den Vorsteher, den alten Schmied, den . . .

„Hans, Hans!" hört er da eine bekannte Stimme, deren Laut ihm das Herz schneller schlagen läßt. Wie er aufblickt, tritt just ein großer Mann mit langem, ergrauendem Vollbart aus der Schar auf ihn zu und reicht ihm die Hand.

„Vater, ach Vater!" jubelt Hans Stelling.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und dann begrüßt der Herangekommene die Wienholdschen Geschwister.

„Hab' mir gedacht, daß ich dich hier treffen würde, da du in deinem Briefe die Absicht aussprachest, hier auszusteigen," spricht der alte Stelling, „aber nun kommt erst mit zum Bischof. Nachher treffen wir uns dann bei Wienholds."

Nun wandern die vier mit dem Zuge durch die Straßen der bischöflichen Wohnung zu. Bei dem Palais angekommen, verabschiedet sich Regina von den Männern.

„Ich gehe nun heim, die Eltern zu benachrichtigen, welch' werten Gast wir hernach erwarten dürfen." —

Damit geht das junge Mädchen dahin, während die drei Männer mit in den Garten ziehen, der sich hinter dem Bischofshause ausbreitet und der bis in seinen letzten Winkel mit Männern (es sind an die 5000) angefüllt ist. Aller Augen blicken erwartungsvoll nach dem geöffneten Fenster, wo einige Domkapitulare sichtbar sind. Eine Weile dauert's — alles hat sich hereingedrängt, selbst die Mauern sind noch besetzt —, dann verstummt das Geraune, eine tiefe, erwartungsvolle Stille tritt ein. Und nun erscheint in dem mittleren Fenster die Figur des geliebten Oberhirten, des Bischofs Konrad Martin. Der Freiherr von Schorlemer-Overhagen hält eine Ansprache, worin er im Namen der vertretenen Gemeinden die Gefühle der Teilnahme, der unwandelbaren Treue zur katho-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lischen Kirche und ihre Anhänglichkeit an die ihnen von Gott gesetzten Oberhirten ausdrückt. Freiherr Fritz von Ketteler-Schwarzenraben verliest dann eine Ergebenheitsadresse, die in den 181 Pfarreien des Regierungsbezirks Arnsberg im Umlauf gewesen und mit 40 000 Unterschriften bedeckt ist. Und dann nimmt der hochverehrte Bischof das Wort. Laut und markig hallt seine Stimme bis in den äußersten Winkel des Gartens, und kein Laut ist sonst hörbar als das Gezirp einiger Meisen. Der Bischof fordert die Versammelten in packender Rede zur Standhaftigkeit auf, lobt ihre Treue, erteilt den bischöflichen Segen und schließt mit einem Hoch auf den Heiligen Vater Pius IX. Wie Donnerrollen brechen sich die Hochrufe an den Wänden der umliegenden Häuser, zieht ihr Schall mit der linden Märzluft dahin ins Weite. Und noch einmal braust es dahin: die Versammlung bringt auch ihrem Oberhirten ein dreifaches Hoch dar und verläßt dann unter dem Gesange des alten Liedes „Fest soll mein Taufbund immer stehen . . .", diesem Treueschwur der Katholiken, den bischöflichen Garten.

Hans Stelling läßt sich von der Masse mit hinausschieben auf die Straße. Alles das, was er in diesen Stunden gesehen und gehört hat, ist wie Hammerschläge auf seine Seele niedergesaust. Die Gesetze der Regierung, die er bisher ganz in der Ordnung gefunden hat, zeigen sich ihm nun in ganz anderer Beleuchtung, und er kann nicht anders, er muß sie

hart, ungerecht nennen, und dabei bricht der Nimbus zusammen, der sich für ihn um die wie ein Idol verehrte Staatsregierung gebildet hat. Das mannhafte Eintreten der katholischen Massen für Wahrheit, Recht und Freiheit nötigt ihm aufrichtige Bewunderung und Hochachtung ab, ja, ein gewisser Stolz regt sich in ihm, daß auch er dem katholischen Volksteile angehört, jener Kirche, die wohl getreten und geknechtet, aber nicht vernichtet werden kann, der die Verheißung ihres göttlichen Stifters Bestand bis zum Ende der Zeiten gewährt. Er empfindet es, daß jedes Hoch, das dahinbrauste, ein Verdammungsurteil ist über die Ziele und Zwecke des ungläubigen Liberalismus; es offenbart sich ihm, daß man mit Gewalt die Gewissen nicht kommandieren kann; denn diese Begeisterung ist keine gemachte, keine künstlich erzeugte, sondern echte, wahre Überzeugung und Liebe.

„So etwas hast du in Berlin wohl nie erlebt, was, Junge?" fragt der Vater Hans Stelling, wie sie die Straße hinabgehen, dem Wienholdschen Hause zu.

„Nein, Vater, nie!"

„Glaub' ich, glaub' ich. Und doch wünscht' ich, daß all die Herren von der Regierung, die schuld sind an dem Zustandekommen der kulturkämpferischen Gesetze, einmal solchen gewaltigen Kundgebungen beiwohnten.

„Das ist auch mein Wunsch, Herr Stelling," pflichtet Theo Wienhold bei, „und ich bin überzeugt,

man würde sich ein anderes Bild von der katholischen Kirche machen." —

Mit größter Herzlichkeit wird auch der alte Gutsbesitzer Stelling im Wienholdschen Hause aufgenommen. Es ist ja eine alte Freundschaft, die die beiden Familien verbindet, und schon gar manchmal im Laufe der Zeit sind Stellings bei Wienholds und umgekehrt diese bei Stellings zu Gast gewesen. Man sucht den lieben Freund für ein paar Tage festzuhalten, aber der macht sich schon am Abend zur Heimkehr bereit und entschuldigt sich mit einer dringenden Reise, die er im Interesse der katholischen Sache übernommen habe. Von der ganzen Wienholdschen Familie begleitet, begibt er sich in der Dämmerung wieder zum Bahnhof.

„Ich fahre sofort von hier weiter," spricht er beim Abschied zu seinem Sohne. „Du kannst ja noch ein paar Tage hier verweilen. Tut dir keinen Schaden. Wirst mal wieder von echt katholischer Luft umweht. Und kommst du nach Hause, dann bin ich wieder daheim."

2.

Die Karwoche ist angebrochen. In den sauerländischen Bergen ist man dran, die Felder für die Frühjahrsbestellung herzurichten. Wohl stellt sich dort der Frühling etwas später ein als im Flachlande, aber die letzten warmen Tage haben auch hier dem Lenz die Tore geöffnet, und nun sieht man allenthalben geschäftige Leute.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hans Stelling atmet mit Behagen die Luft der heimatlichen Fluren, und mit sichtlicher Freude betrachtet er die landschaftlichen Bilder mit den charakteristischen Feldkreuzen und Heiligenhäuschen, die er seit Jahren nicht gesehen hat und die ihm doch so bekannt, so liebtraut erscheinen, als hätte er sie erst gestern verlassen. Und wie er mit rüstigen Schritten dahingeht, läßt er seinen Gedanken die Zügel schießen.

Die Heimat! Da in Berlin hat er nur wenig daran gedacht; das wechselvolle Leben und der tägliche Dienst nahmen seine Gedanken ja völlig in Anspruch, so daß das Land seiner Kindheit und Jugend fast ganz in seiner Seele verblaßte. Nun aber fühlt er sich wieder ganz westfälisch und bodenverwachsen, und es verfliegen ihm die letzten galligen Gedanken, die sich aus Anlaß der Verabschiedung aus dem Militärstande bei ihm eingenistet hatten. Wird ja nun ein anderes Leben werden als in der Reichshauptstadt. Mag vielleicht etwas dauern, daß er sich mit den landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut macht, daß er die rationelle Bewirtschaftung eines Gutes völlig kennen lernt, und Schweiß wird's auch genug kosten, aber dafür ist er dann auch ganz eigener Herr auf seiner Scholle, ganz frank und frei, und keiner hat ihm dreinzureden. . . . Was der Vater eine stille Freude hatte an seiner Rückkehr zur Landwirtschaft; er hat's ihm in Paderborn deutlich angemerkt. Ist ja verständlich. War immer dem Vater gegen den Strich, daß er

nach dem Feldzuge beim Militär geblieben war, der wollte ihn gleich wieder auf das Gut haben. Auf ihn hatte er all seine Hoffnung für die Zukunft gesetzt, seit sich sein älterer Bruder dem geistlichen Stande gewidmet; er war nach seines Vaters Ansicht berufen, den schon Jahrhunderte im Besitz der Familie befindlichen „Finkenhof" zu übernehmen und die Familienchronik weiterzuführen. Nun kann's ja noch so werden, wie es der Vater stets gewünscht hat. . . . Und was nun Karl, sein Bruder, zu seinem Berufswechsel sagen wird? Dem hat er ja noch nichts mitgeteilt, den will er überraschen. . . . Aber dem wird's so am liebsten sein. . . . Und wenn's dann allen recht ist, dann soll's auch ihm recht sein, und dann mag noch eine ganz schöne und sonnige Zukunft für ihn erblühen.

Da kommt ihm aus dem Dorfe, das vor ihm am Wege liegt, ein Leichenzug entgegen, — ein Trauerbild am hellichten Frühlingstage. Er tritt zur Seite und läßt die Leute an sich vorübergehen. Sechs Mann tragen den braunen Sarg nach dem am Bergeshange gelegenen Friedhofe. Hans Stelling schaut verwundert. Recht zahlreich ist das Gefolge, aber kein Priester ist da, der der Leiche das Geleit gibt. Soll's denn ein Ungläubiger sein, den man da hinaufträgt? Aber das ist auch nicht zu glauben, denn es sind ein paar religiöse Fahnen in dem Zuge, und die Leute beten den Rosenkranz. Ganz am Schlusse des Gefolges schlürft ein alter Mann, auf einen Stock gestützt, dahin. Auf diesen tritt Hans Stelling zu.

„Verzeiht, guter Alter, wer ist's denn, den ihr zu Grabe tragt?"

Der Mann hemmt seine müden Schritte und blickt mit feuchten Augen auf. „Die alte Grotesche ist's, vom Feldhofe. Es war eine gute, fromme Seele, Herr."

„Glaub' ich, glaub' ich," nickt Hans Stelling, „aber weshalb denn kein Priester?"

„Herr, Ihr seid fremd hier, sonst müßtet Ihr's wissen. — Wir haben keinen Priester mehr in unserem Dorfe. Der ist ausgewiesen, wie an so manchen Orten geschehen ist. — Da mußte nun die alte Frau ohne Sakramente sterben. . . . Himmelschreiend ist's, himmelschreiend!"

Damit setzt der Alte seine schlürfenden Schritte weiter, um den übrigen Beerdigungsteilnehmern zu folgen.

Ausgewiesen! . . . Einen Augenblick sinnt Hans Stelling, und er muß sich wieder der Vorgänge in Paderborn erinnern. . . . Also auch hier in den stillen sauerländischen Bergen machen sich die kirchenfeindlichen Gesetze bemerkbar. . . .

Gleich links am Wege liegt der Friedhof, den er vorhin in all seinem Sinnen und Träumen gar nicht bemerkt hat; und doch leuchten die weißen Kreuze wie stumme Mahner weit ins Tal hinaus. Da folgt er den letzten Leuten und betritt den Gottesacker. Neugierde, nicht Teilnahme ist's, die ihn antreibt; er

will Zeuge sein, wie die Tote, die „gute, fromme Seele", ohne Sang und Klang und Priester verscharrt wird.

Und er sieht und hört und staunt. Aus dem Kreise der Teilnehmer tritt ein würdiger Greis hervor, der betet aus einem Buche die sonst von dem Priester gesprochenen Beerdigungsgebete. Die Menge respondiert laut und fest. So unter den Gebeten der Dörfler wird die Bäuerin vom Feldhofe in die Erde gesenkt. Mit den Leuten tritt auch Hans Stelling an die offene Gruft, widmet der Unbekannten eine Handvoll Erde und verläßt dann mit den Beerdigungsteilnehmern wieder den Gottesacker. Ernst gehen die Dorfleute dahin. Hans Stelling empfindet Hochachtung vor den schlichten Menschen, unter deren Gebeten die alte Frau den letzten Gang zur stillen Gruft getan. —

Gegen Abend — die Dämmerung macht sich bereits bemerkbar — sieht Hans Stelling das Dorf Rehmke, wo sein Bruder als Kaplan und Pfarrverweser schaltet und waltet, vor sich liegen. Wie ein Idyll liegt's zwischen den bewaldeten Höhen. Der schlanke, altersgraue Kirchturm reckt sich wie ein mahnender Finger aus dem wirren Geäst der Bäume zur Höhe auf.

„Der Herr Kaplan ist noch auf Krankenbesuch," antwortet seines Bruders Haushälterin auf seine Fragen. „Treten Sie nur hier ins Zimmer, er mag jeden Augenblick zurückkommen."

„Gut, ich werde warten."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hans Stelling tritt ein. Es scheint seines Bruders Arbeitszimmer zu sein, und er findet es von der Haushälterin leichtsinnig, daß sie ihn, den Fremden, so in das „Heiligtum" des geistlichen Herrn führt. Oder ob sie ihn kennt? Aber woher sollte sie. . . . Da auf dem Schreibtisch steht eine Photographie . . . der Bischof ist's, Bischof Konrad Martin, ganz wie er ihn dieser Tage noch bei der Massendeputation gesehen hat, und da hängen die Bilder der Eltern, der seligen Mutter und des Vaters. Hans Stelling fühlt sich schon daheim. Wehmütige Gedanken drängen sich in seine Seele, wie er der guten Mutter gedenkt, die nun schon so lange unter der Friedhofslinde ruht. . . .

Eine Viertelstunde etwa hat Hans Stelling wartend in dem Zimmer zugebracht, da hört er draußen Schritte und die Stimme seines Bruders. Gleich darauf tritt er ein und bleibt erstaunt am Eingange stehen.

„Mein Gott, Hans, bist du es wirklich?" fragt der Kaplan mit sichtlicher Freude.

„Wie du siehst, Bruderherz," gibt der Gefragte zur Antwort und reicht die Hand zum Gruße.

„Aber wo kommst du nur so plötzlich her? — An dich hätte ich nicht gedacht."

„Woher ich komme? Von Berlin! — Habe mich allerdings ein paar Tage in Paderborn bei Wienholds aufgehalten. Traf dort auf Mariä

Verkündigung auch unsern Vater, der mit zu der Massendeputation gehörte, die zum Bischof zog."

„Soll großartig gewesen sein. — Hast du es gesehen?"

„Gesehen und gehört! Alles! Es war überwältigend, packend! — Du weißt ja selbst, Karl, daß ich in religiöser Beziehung ziemlich lax, liberal geworden war, diese Tage haben mich aber eines anderen belehrt. Jetzt bin ich wieder echt katholisch bis auf die Knochen. Mein Liberalismus, auf den ich mir manchmal im stillen was zugute tat, ist verflogen."

„Dann Gott sei Dank, Hans! Mit diesem Geständnis machst du mir eine große Freude. Jetzt haben wir Männer nötig, nicht solche, die sich wie ein Rohr im Winde neigen, sondern echte, überzeugte, standhafte Katholiken, die auch bereit sind, den sogenannten Kulturkämpfern die Zähne zu zeigen."

„Dann bin ich dein Mann, Karl. — Hab' heute wieder ein Erlebnis gehabt — na, ich erzähl's dir noch."

„Kannst hier auch noch allerhand erleben, Hans," bemerkt ihm der Kaplan mit sarkastischem Lachen. „Denn daß du's nur weißt: deinem Bruder steht die polizeiliche Ausweisung aus dem Kreise bevor. Jeden Tag kann's sein — heute, morgen, übermorgen. . . ."

„Was ist das?" staunt Hans Stelling mit großen Augen. „Auch du? — Warum, weshalb?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Weil ich meine Pflicht getan, die Sakramente gespendet habe. — Da unser Pfarrer vor einiger Zeit gestorben ist, so lag die ganze Seelsorgsarbeit auf meinen Schultern. Da habe ich nun auch die Neugeborenen getauft, Ehen geschlossen und die Gestorbenen beerdigt, wozu ich nach Ansicht der Regierung nicht befugt sein soll. . . . Doch das erzähle ich dir alles noch nachher. Jetzt mußt du mir aber erst erzählen, was dich betroffen, weshalb du so urplötzlich hier hereingeschneit kommst. . . . Weißt ja selbst, daß wir uns lange nicht gesehen, da gibt's schon allerhand Neuigkeiten. . . . Aber nun komm erst mit zum Essen. Die Lisbeth wird sicher schon warten."

In einem kleinen, traulichen Stübchen sitzen sich die beiden Brüder beim Abendessen gegenüber: der schwarzgekleidete Priester und der im grauen Reiseanzug steckende ehemalige Offizier, bei dem nur noch das schwarz-weiße Bändchen des Eisernen Kreuzes an den Krieger erinnert. Da beim Essen plaudern sich die beiden alles vom Herzen herunter. . . . Die Lisbeth hat schon längst wieder abgetragen, und auch die Flasche Wein, die der Kaplan zur Feier des Wiedersehens spendiert hat, ist längst leer geworden, aber immer noch haben sich die zwei zu erzählen von diesem und jenem. Der Kaplan von seinem Wirken und den kirchenfeindlichen Gesetzen und deren Wirkungen, der Hans von seinem Abschied, den Eindrücken, die er die letzten Tage empfangen hat, und auch von der freund-

lichen Aufnahme, die er bei Wienholds gefunden. Der Kaplan blickt oft schmunzelnd auf seinen Bruder, er merkt aus den Lobesworten, die er für Wienholds, besonders für die Regina, hat, daß sich dort ein zartes Herzensgeheimnis anzuspinnen beginnt. —

Am anderen Morgen ist Hans Stelling schon früh aus den Federn. Im Hause ist noch alles still, da schleicht er sich leise herunter, um in dem kleinen Hausgarten die frische Morgenluft zu genießen. Auf dem Hausdach zwitschern die Stare, und hoch oben im Gipfel des großen Birnbaums sitzt eine Drossel und jauchzt ihre melancholischen Weisen der aufgehenden Sonne entgegen.

Und dann schlägt in der nahegelegenen Kirche eine Glocke an: Das Angelusgeläut hallt wie ein Segensgruß, wie ein frommes Morgengebet über das Dorf hin, wo das alltägliche Leben sich zu regen beginnt. Noch ein Weilchen, dann ruft die Glocke zur Messe.

Hans Stelling geht ins Haus zurück, um seinen Hut zu holen.

Auf der Treppe begegnet ihm sein Bruder.

„Ich gehe mit zur Kirche, Karl!“

„So komm!“

Obwohl es Werktag und noch in der Frühe ist, findet Hans Stelling das schmucke Kirchlein fast ganz von Andächtigen gefüllt. Junge und alte Leute haben sich eingefunden, Frauen und Männer, und wie sein Bruder an den Altar tritt, um das heilige Opfer zu

feiern, da beginnt die Gemeinde den schmerzhaften Rosenkranz zu beten. Wie ein ernstes, inbrünstiges Flehen, wie ein Bitten in harter Not, so hallen die Worte durch das Schiff der Kirche. — Hans Stelling kniet neben einem alten, weißbärtigen Mann, dessen runzelige Hände den Rosenkranz halten. Nun überkommt es ihm wie Scham, daß er ohne einen solchen die Gebete verrichtet. Es ist schon lange her, daß er einen sein eigen nannte. Damals im Kriege trug er einen bei sich, aber nachher hat er ihn wohl verloren.

Am Schlusse der Messe geht ein großer Teil der Dorfbewohner zur heiligen Kommunion.

Auch dieses ist dem ehemaligen Offizier etwas Neues. Wenn's noch Sonntag wäre, aber an einem Werktage. . . . Und er gibt sein Erstaunen hierüber nachher seinem Bruder zu erkennen.

„Das darf dich nicht wundern, Hans," belehrt ihn der Kaplan, „die Leute benutzen die Gelegenheit, solange sie ihnen geboten wird. Sie wissen, daß ihnen eine Zeit bevorsteht, wo sie Wochen, vielleicht Monate, wenn nicht gar noch länger, hier die Sakramente nicht empfangen können. Wollen sie dann zur Beicht und Kommunion gehen, dann müssen sie oft stundenweite Wege bis in benachbarte Dörfer machen, was den Alten ja überhaupt nicht möglich ist. Und auch von den Nachbarpfarren sind schon einige verwaist."

„Dort gibt's nun keine Messe mehr?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Kaplan schüttelt den Kopf. „Du kannst ja glauben, daß ein eifriger Priester nichts unversucht läßt, seiner ihm anvertrauten Herde ab und zu die Tröstungen der heiligen Religion zu ermöglichen. Da sucht dann oft ein solcher ausgewiesener Priester seine Getreuen bei Nacht und Nebel auf. Zur Nachtzeit, in aller Heimlichkeit, liest er den Leuten die heilige Messe, hört ihre Beichten, spendet ihnen die Kommunion, besucht ihre Schwerkranken, um am Morgen, wenn der neue Tag seine Sonne ausschickt, sich wie ein Dieb wieder zu entfernen, wenn er nicht aufs neue polizeilich über die Grenze gebracht werden will."

„Aber, Karl, das ist ja . . . Seid ihr denn Staatsverbrecher?"

„Hans, wir geben dem Kaiser, was des Kaisers, aber auch Gott, was Gottes ist. — Unseren Pflichten der Kirche gegenüber werden wir nicht untreu, eher erdulden wir Verfolgung, Leiden und Not und, wenn es sein muß, selbst den Tod."

Mit Bewunderung blickt Hans Stelling auf seinen Bruder. Er bekennt es im stillen, daß unter den gehaßten, schwarzen Langröcken ebenso tapfere Helden sind wie beim Heere, wenn nicht noch größere. —

Es ist so um den halben Vormittag herum, da kommt fast atemlos ein junger Mann gelaufen. Der Kaplan sitzt just in seinem Zimmer und betet Brevier.

„Herr Kaplan, nun ist's soweit," hastet der Bursche heraus. „Ich habe vorm Dorfe Wache gestanden. Nun kommt der Gendarm."

„Nun, denn in Gottes Namen," antwortet der Kaplan mit größter Gemütsruhe. Er ist ja auf diesen widerrechtlichen Akt der Regierung vorbereitet; es kommt ihm nicht unverhofft. Wenn es denn Gottes Wille ist. . . . Dann reicht er dem jungen Manne die Hand: „Habt Dank, Stephan, für Eure Treue."

„Herr Kaplan, ich tat meine Pflicht. Wir gehören zu Ihnen, und Sie zu uns, und wenn man Sie auch aus unserer Mitte reißt, wir bleiben mit Ihnen vereint," antwortet der schlichte Dorfbursche mit ganz erregtem Gesicht. — „Die anderen, die mit mir standen, machen es schon im Dorfe bekannt." Damit eilt er wieder hinaus auf die Dorfstraße.

Der Priester fühlt sich wieder allein. Das geöffnete Brevier liegt vor ihm auf dem Tische, aber seine Blicke gehen nun gedankenvoll ins Leere. Etwas wie Rührung ist ihn überkommen, und er weiß, wie der junge Mann dachte und sprach, so treuherzig sind auch wohl alle im Dorfe.

Da schlägt die Kirchenglocke an, wie es bei Trauerfällen Gebrauch ist. Der Kaplan weiß, was das zu bedeuten hat, nicht aber sein Bruder Hans, der sich im Garten befindet. Der blickt zum Kirchturm auf. Da sieht er, wie ein paar Männer eine lange, schwarze Fahne zum Schalloch herausstecken. . . . Was mag

denn nur vorgefallen sein? . . . Ob der Bischof plötzlich gestorben ist . . . oder gar der Papst? . . . Er geht mit hastigen Schritten ins Haus zurück. Aber wie er den Flur betritt, kommen gleichzeitig von der Straße her eine ganze Anzahl Männer herein und gehen in seines Bruders Zimmer. Die Tür steht offen. Da sieht er, wie die Männer, ernste Gestalten mit entschlossenen Mienen, seinen Bruder umringen, ihm die Hand reichen und mit vor stillem Ingrimm bebender Stimme sprechen:

„Herr Kaplan, wir gehen mit Ihnen bis zur Grenze," sagt einer, ein langbärtiger Greis. „Wir danken Ihnen für alles, was Sie uns getan, und es tut uns weh, daß man Sie aus unserer Mitte reißt. Aber einmal kommt der Tag, da holen wir Sie wieder im Triumph."

Dem Kaplan schimmert's feucht in den Augen. Nun reicht er die Hände in der Runde herum, dann raunt er endlich mit halblauter Stimme: „Ich verlasse euch nicht, Leute. Sooft es mir möglich ist, komme ich zu euch."

„Und aufnötigen lassen wir uns keinen Geistlichen," fährt der Greis fort. „Sie sind uns von unserem Bischofe gesandt, und von der Regierung haben wir nie einen gefordert, deshalb kann die uns auch keinen nehmen."

Jetzt begreift Hans Stelling die ganze Situation. Nun ist's so weit gekommen, wovon sein Bruder noch

gestern abend beim Essen gesprochen. . . . Es kocht ihm in der Brust, und der Groll erhitzt ihm das Blut. . . . Wenn jetzt . . .

Da kommt der Gendarm herein.

„Herr Kaplan Stelling?" fragt er beim Eintritt in das offene Zimmer.

„Hier bin ich!" Offen und frei tritt ihm der Geistliche entgegen.

„Ich bin beauftragt . . ."

Hans Stelling springt nach oben, um seinen Rock zu wechseln. Im Garten hat er einen alten Hausrock getragen. . . . Nach ein paar Augenblicken kommt er wieder die Treppe hinabgesprungen. Er drängt sich an seinen Bruder heran.

„Karl! Karl!" ruft er, indem er einige Männer beiseite schiebt.

„Mein lieber Hans!" Der Kaplan reicht ihm die Hand. „Bringe dem Vater meine Grüße. Sonntag ist Ostern. Dann werde ich bei euch sein. Leb' wohl!"

„Ich werde dich begleiten!"

„Nein! — Gehe zum Vater. Erwarte mich dort!"

Der Gendarm blickt etwas mißtrauisch auf.

„Mein Bruder, Herr Leutnant a. D. Stelling," bemerkt der Kaplan.

Da legt der Diener des Gesetzes eine Hand an den Helm zum Gruß, ohne jedoch eine Miene zu verziehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich habe nun alles geordnet," spricht Kaplan Stelling; „ausdrücklich protestiere ich hiermit gegen die Ausweisung. Ich füge mich nur der Gewalt, und nur gezwungen verlasse ich diesen Ort. . . ."

Draußen auf der Straße hat sich ein großer Menschenschwarm angesammelt. Die meisten haben sich in ihre Sonntagskleider geworfen. Und nun rollt ein mit Blumen und Girlanden geschmückter Kutschwagen heran, um den scheidenden Priester aufzunehmen und bis zur Grenze des Kreises zu bringen. Wie nun der Kaplan, das Brevier in der Hand, an der Seite des Gendarms in der Tür erscheint, da braust ein dreifaches Hoch aus dem Menschenhaufen durch die sonst stille Dorfstraße. An der Seite des Gendarms nimmt Kaplan Stelling in dem Wagen Platz. Langsam geht es die Dorfstraße hinab — aus einigen Fenstern werden dem Scheidenden Veilchensträuße zugeworfen, — und hinter dem Wagen schreiten die Männer des Dorfes, alte und junge, und beten den Rosenkranz. Und durch die linde Luft zieht der klagende Schall der Trauerglocken. . . .

So nimmt Kaplan Stelling, der „renitente" Priester, Abschied von seiner Herde. — —

Kurz nach Mittag nimmt auch Hans Stelling Abschied von Rehmke. Er hatte einige Tage Aufenthalt hier vorgesehen, aber nun, wo sein Bruder „kraft des Gesetzes" wie ein Verbrecher vom Gendarm abgeführt ist, hält ihn nichts mehr, und es treibt ihn

mit aller Macht heim. In seines Bruders Arbeitszimmer hat er noch einen Brief geschrieben an Wienholds und ihnen darin alles mitgeteilt, was er seit seiner Abreise aus ihrem Kreise erlebt. . . . Was die nun sagen werden, wenn sie erfahren, wie es dem Karl ergangen. Und sein Vater erst, der alte, fromme Mann, der stets so begeistert für die Kirche und seinen katholischen Glauben eingetreten ist und seinen Stolz darin fand, daß sein Sohn dem Herrn als Priester am Altare dienen durfte. Wie hart mag den die Nachricht treffen. . . . Gut, daß es die Mutter nicht mehr erlebt hat, die mit ihrem weichen, teilnahmsvollen Herzen würde sich schier zu Tode grämen. . . .

Wie Hans Stelling an der Kirche vorbeikommt, blickt er noch einmal in das Gotteshaus. Ein paar alte Mütterchen schlürfen im Hauptgange herum und beten die Stationen. Die Sonnenstrahlen fallen schräg durch die bunten Chorfenster und spielen mit dem verhüllten Kreuzbilde auf dem Hochaltare. Die Ewige Lampe ist gelöscht, denn das heiligste Sakrament, der Kern und Mittelpunkt des katholischen Lebens, ist nicht mehr zugegen.

Ein eigentümliches Empfinden überkommt Hans Stelling, und in seinem Innern ringt sich die hadernde Frage empor: „Herr, Gott, warum läßt du das nur zu?“

Niemand ist, der ihm antwortet. Wohl hat seine Seele die Fesseln des Liberalismus gesprengt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber das warme Glaubensleben ist noch nicht wieder in voller Glut erwacht, und er versteht deshalb noch nicht die stumme Mahnung, die ihm das verhüllte Kreuzbild zuruft: „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen! . . . Durch Kreuz zum Sieg!"

3.

Der Abend des ersten Ostertages senkt sich nieder über Feld und Fluren, über Stadt und Land. Still und verträumt liegt unweit des Dorfes Lödinghausen der Finkenhof. Ein paar alte, knorrige Eichen recken ihre Äste wie schutzspendend über das graugrüne, moosige Dach des Hauses, in dem schon seit mehr denn zwei Jahrhunderten die Stellings schalten und walten.

Der Besitzer des stattlichen Gutshofes steht am Fenster der Stube und blickt gedankenvoll in den dämmernden Abend, der da draußen alles grau in grau spinnt. Die Linke hält die Maserpfeife, während sich die Rechte auf die Stuhllehne stützt.

Vor kurzem hat er das siebenzigste Jahr vollendet, wo mancher zu beten anhebt: „Nun lässest du, o Herr, deinen Diener in Frieden fahren." Aber hochaufgerichtet, fest und stark wie die Eichen seines Hofes, so steht der Greis da in der halbdunklen Stube. Gewiß, auch er hat schon manchmal empfinden müssen, daß er nicht mehr zu den Jungen gehört, und er hat auch nie gescheut, an das Ende seines arbeitsreichen Lebens zu denken, ein Gedanke, der bei manchen nur

Furcht und Schrecken erzeugt. Frei und furchtlos kann er seiner letzten Stunde entgegensehen, und ihm wär's schon recht, wenn der liebe Herrgott seinen Boten senden würde, der ihn hinüberholte in die jenseitige Heimat, denn er hat oft geglaubt, sein Tagewerk getan zu haben. Aber nun wacht in seiner Seele doch noch die stille Bitte: „Herr, noch eine Spanne Zeit, wenn's dir recht ist . . ." — Der Hans ist ja nun wieder daheim, der Scholle, dem Hofe zurückgegeben. Den Wunsch hat ihm der Vater im Himmel gnädig erfüllt. Wird sich schon bald einleben und ein echter Bauer werden . . . und wenn dann eines Tages eine junge Frau auf den Finkenhof kommt und er noch Enkel auf den Knien wiegen dürfte . . . Herrgott, das wäre der zweite große Wunsch. Wenn der noch erfüllt werden könnte, dann könnte der Bote Gottes wohl kommen. . . Aber doch noch einen Wunsch hat er jetzt, einen dritten: den Sieg zu erleben in dem Kampf, der sich zwischen Regierung und Kirche entwickelt hat. . . . Am Nachmittage noch hat er im Neuen Testament gelesen, und er ist bei den Worten Christi an Petrus stehen geblieben: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!" Da hat er zu lesen aufgehört und seinen Gedanken Freiheit gegeben. Und die haben ihn fortgetragen in die Vergangenheit, in die ersten Zeiten des Christentums, wo ein fast dreihundert Jahre währender Kampf der Kirche wohl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wunden schlug, aber auch glorreiche Siege brachte; in jene Zeiten, wo die Kirche mit herrschsüchtigen Kaisern und Königen zu ringen hatte; in die Zeiten der Glaubensspaltung, wo mancher schon das Ende der Kirche Christi gekommen glaubte. Bittere und harte Kämpfe haben sich da vor seine Geistesaugen gedrängt, aber stets ist diesen Kämpfen der Sieg der Kirche Christi gefolgt, gemäß der göttlichen Verheißung. Und er zweifelt gar nicht, daß auch aus diesem Kampfe, der der Kirche von siegberauschten Staatsmännern aufgezwungen ist, die Braut Christi siegreich und glorreich hervorgehen wird. Dann wird das Kreuz in neuer Herrlichkeit erstrahlen, und die verbannten Hirten werden im Triumph zu ihren verwaisten Herden zurückkehren. Auch der Karl, der am Karfreitag als verbannter Priester auf dem Finkenhofe angekommen ist. . . . Das noch erleben, Herr, wenn es sein könnte. . . .

Da kommt der Hütejunge in die Stube. Etwas zage bleibt er am Eingang stehen.

„Nun, Alois, was gibt's?" fragt Stelling.

„Herr, da hinten in der Wiese liegen noch ein paar alte Pfähle, die wir nicht mehr brauchen. Dürfen wir die zum Osterfeuer nehmen?"

„Meinetwegen," gibt der Gefragte zur Antwort. „Aber macht's nicht zu toll. Weißt wohl, daß die Osterfeuer verschiedenenorts verboten sind."

„Hier doch nicht."

„Nein, hier noch nicht."

„Ist doch auch eine uralte Sitte."

Der Bursche geht wieder hinaus, und Stelling setzt seine Pfeife aufs neue in Brand und wendet sich wieder dem Fenster zu. Dort hinten über dem Tannenwalde geht der volle Mond auf. Und da auf dem Habichtsberge beginnt ein Feuer aufzuleuchten, das Osterfeuer, wofür die Burschen schon tagelang allerhand Brennmaterial zusammengeschleppt haben. Nun wirbeln die Funken wie ein sprühender Regen in die warme Abendluft, nun lodern die Flammen weit in die Lande hinaus. Und Gesang wird hörbar. Stelling lauscht und vernimmt die Worte:

„. . . Ihm kann kein Siegel, Grab noch Stein,
Kein Felsen widerstehn,
Schließt ihn der Unglaub' selber ein,
Er wird ihn siegreich sehn. . . ."

Ein Echo, eine innere Befriedigung lösen diese Worte in Stellings Seele aus. Sie sind ja auch nur geeignet, seine Zuversicht, seine Siegesgewißheit zu stärken. Und so zieht nach all seinem Sinnen und Grübeln eine recht selig-frohe Osterstimmung in seine Brust ein. —

Das Abendessen vereinigt ihn mit seinen beiden Söhnen in der kleinen Stube.

Nach der Mahlzeit verläßt Karl das Zimmer, um gleich darauf im grauen Reiseanzuge wieder einzutreten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun wird's Zeit für mich, daß ich zur Bahn komme."

„Willst du wirklich fort, Bruder?" fragt Hans.

„Natürlich. Die mir anvertrauten Seelen sollen die Ostertage doch eine heilige Messe haben. — Um 11 Uhr verlasse ich den Zug. 1 Uhr bin ich in Rehmke. Um 4 Uhr ist Messe, und um 5 Uhr fährt mich der Bergschulte selbst wieder zur Bahn. — Um Mittag herum denke ich wieder hier zu sein."

„Sollen wir dich mit dem Wagen auch abholen?"

„Ist nicht nötig, Vater. Es sind ja nur zwei Stunden zu gehen, und die sind bei dem schönen Frühlingswetter eine Erholung."

„Gehen? — Wenn es dir möglich ist. Wenn dich die Polizei nicht aufs neue unter ihre weitreichenden Fittiche genommen hat," meint Hans mit sarkastischem Lächeln.

„Dem Mutigen gehört die Welt, Hans. — Gott wird schon helfen."

„Wissen die Leute denn Bescheid, Karl?" fragt dann der Vater.

„Die sind benachrichtigt. — Doch nun wird's Zeit. Soll der Heinrich fahren?"

„Nein, ich fahre selbst. Der Abend ist ja so angenehm."

„Und ich begleite euch," fällt Hans ein.

Nach einer Viertelstunde rollt ein Wagen vom Finkenhof in die schweigende, feierliche Mondnacht.

Der alte Stelling hat die Zügel in der Hand, ihm gegenüber sitzen seine beiden Söhne: Hans, der ehemalige Offizier, und Karl, der ausgewiesene Priester, der nun unter dem Schleier der Nacht seinen bisherigen Wirkungskreis wieder zu erreichen suchen will, um inmitten seiner verwaisten Schäflein das heilige Meßopfer zu feiern. —

Am Morgen des zweiten Ostertages macht der alte Stelling mit seinem Sohne Hans einen Spaziergang in die Felder. Da erklärt er ihm, was in den nächsten Tagen alles zu tun ist, und Hans lauscht wie ein lernbegieriger Schüler.

„Es freut dich doch, Vater, daß ich wieder daheim bin, was?" fragt Hans im Laufe des Gespräches mit schalkhaftem Lächeln.

„Das tut's, Junge! — Und schau mal umher: Rings um dich herum liegen unsere Äcker, Wiesen und Waldstücke und da der alte Finkenhof. Ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das alte Stellingsche Erbgut in andere Hände übergehen, daß es einen anderen Namen tragen sollte. Weißt du, wir Bauern fühlen uns auf der angestammten Scholle wie Könige, frei und reich. Und ich meine, es müßte dieser Gedanke dich auch ganz glücklich machen."

Hans nickt lachend: „Das tut er ja auch, Vater."

„Na also! Hab' ich doch auch recht. — Und dann, Junge, daß ich's dir nur gleich schon sage," der alte Mann hat seine Schritte gehemmt und blickt seinem

Sohne nun tief in die Augen, „sieh zu, daß bald wieder eine Frau auf den Hof kommt. Bist alt genug dazu, und Zeit ist es wirklich. . . .“

„Bist ja recht besorgt, Vater, daß der Name Stelling aussterben könnte.“

Der Vater überhört des Sohnes lachende Bemerkung und fährt fort: „Ich lasse dir ganz freie Wahl, nur eine Berlinerin, die darfst du mir nicht bringen.“

„Sei nicht bange, Vater!“

„Brauchst dich nur umzusehen. Wirst schon genug finden. Gleich unser Nachbar Dilius hat zwei Töchter auf dem Hofe, stattlich und kräftig. Was meinst du dazu?“ Forschend ruhen des Vaters Augen auf dem Sohne.

„Dilius?“ fragt Hans erstaunt. „Wohl, ich erinnere mich der beiden Töchter noch von früher. Hab sie nun seit langem nicht gesehen. — Aber, Vater, wär' dir das denn recht? Sagtest du denn nicht gestern abend, die Dilius hätten sich der altkatholischen Bewegung angeschlossen? — Weißt du, Vater, da in Berlin hab' ich es manchmal nicht so genau genommen mit den religiösen Pflichten, das bekenne ich ganz offen. Aber nun, wo ich wieder in der Heimat bin, wo ich wieder auf katholischem Boden stehe, wo ich all die Vorkommnisse der letzten Zeit bedenke, da urteile ich doch anders über die Sache. Und da meine ich: Wenn die Stellings immer gut katholisch waren und

treu zur Kirche standen, dann paßt von den Dilius keine auf unseren Hof, Vater."

Des alten Mannes Augen leuchten auf bei diesen Worten seines Sohnes. „Hans, das läßt dich Gott sprechen. Das nur wollt' ich hören! — Hier, gib mir die Hand! — Jetzt bin ich zufrieden, nun ist mir um dich nicht bange."

Ganz glücklich stehen sich die beiden Männer gegenüber, und die Ostersonne umkost sie und hüllt die Welt um sie her in Licht und Wärme.

„Da fürchtest du also nicht, daß ich eine verkehrte Wahl treffe, Vater?"

Der alte Stelling schüttelt den grauen Kopf: „Wenn du die Grundsätze hochhältst, dann . . ."

„Und wenn ich dir nun eine aus der Stadt brächte, was dann?"

„Aus der Stadt? Aus welcher Stadt?" fragt der Alte erstaunt.

„Du weißt, Vater, daß ich mich einige Tage in Paderborn bei Wienholds aufgehalten habe. Du kennst deren Töchter. Die älteste, die Lisbeth, will ja ins Kloster, aber die jüngere, die Regina — ich will's dir gestehen — hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und die möchte ich mir wohl für die Zukunft als Frau zur Seite wünschen. Wäre die dir recht, Vater?"

„Die Wienholds Regina?"

„Die mein' ich, Vater!"

„Hm, hm," macht der Alte und streicht seinen grauen Bart und blickt gedankenvoll in die Weite.

Der Hans sucht in den Mienen des Vaters zu lesen, aber er weiß nicht, was er darin lesen soll. Da fragt er nach einem Weilchen wieder: „Was meinst du dazu, Vater?"

Da wendet der Vater ihm das Gesicht wieder voll und ganz zu, und während die Finger noch immer den Bart zupfen, antwortet er: „Hab' sicher nichts gegen die Wienholds, gar nichts; im Gegenteil, wir sind ja dick genug in der Freundschaft, und das schon seit Jahren, und es sind gute Leute, wirklich wahr, gute Leute, aber . . . aber . . ."

„Na, was denn, Vater?"

„Ich meine, auf so einen Gutshof müßte schon eine vom Lande."

„Ach so! Du fürchtest, daß . . . aber weshalb, Vater? Wenn das deine ganze Sorge ist; ich meine, das sollte dich nicht zaghaft machen. . . . Und, Vater, ich bin ja auch noch ein halber Städter und muß mich erst wieder einleben, und ich glaube, die Regina würde das auch schon. . . . Und hast du denn ganz vergessen, daß auch unsere gute selige Mutter eine Städterin war? Hättest du dir denn eine bessere Frau wünschen mögen?"

„Nein, Junge, nein," spricht der Vater etwas bewegt. „Eine bessere wie die Mutter gab's ja nicht."

„Na, also!"

„Da hör' mal hier: Ich kenne die Regina ja auch, ist ja ein kreuzbraves Mädel, und ich glaube ja auch, daß sie dir eine gute Frau und mir eine liebe Schwiegertochter würde, aber . . . nur . . . Na, wird auch schon werden. — Will sie denn wohl?"

Dem Hans jubelt das Herz in der Brust vor lauter Freude und Glückseligkeit, und nun muß er gar laut auflachen bei des Vaters Frage.

„Da fragst du schon etwas viel, Vater! — Ich hab' dir nur gesagt, daß sie auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat und ich sie mir wohl als Frau wünschen möchte. Gefragt habe ich sie noch nicht. Habe auch noch nie eine diesbezügliche Andeutung gemacht."

„Das hast du noch nicht?" staunt nun der Vater.

„Ich konnte doch nicht mit der Tür ins Haus fallen."

„Dann will ich dir mal was sagen: Eine Frau tut dem Hofe not, das ist sicher; und die Regina möchtest du am liebsten, das ist auch sicher. Da will ich mal den Freiwerber machen. — Bin ja schon über die Siebenzig, aber ich meine, dazu habe ich doch noch den nötigen Schliff. — Ist's dir recht?"

„Vater, ganz recht! — Eine größere Freude kannst du mir nicht bereiten."

„Na, wollen mal sehen!"

Dann wandern Vater und Sohn wieder weiter durch die Fluren und Felder, bis sie zu dem Holzkreuze

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommen, das auf einem kleinen Hügel, von einer Linde überschattet, dort steht, wo die Gründe des Finkenhofes mit denen des Feldhofes zusammenstoßen. Alt ist das schlichte Heiligtum, alt und moosgrün von Wind und Wetter, nur der Korpus ist frisch gestrichen und leuchtet hell hervor. Im Jahre 1812 hat man an dieser Stelle eines Morgens einen Sohn vom Feldhofe, der mit dem Heere Napoleons nach Rußland gezogen war, tot aufgefunden. Er war einer von den Wenigen gewesen, die nach dem Zusammenbruch der großen Armee zerlumpt und elend nach Deutschland zurückkamen. Hier in der Nähe des elterlichen Hofes war er vor Erschöpfung zusammengebrochen. Da hat man an dieser Stelle das Kreuz errichtet.

Aus dem Dunkel einer Tannengruppe kommt nun ein Mann auf die beiden zugeschritten. Eine große, kräftige Gestalt mit bartlosem Gesicht und stahlgrauen Augen. Dilius ist es, der Besitzer des Feldhofes, der sich ebenfalls auf einem Gange durch die Felder befindet und nun den beiden die Hände zum Gruß entgegenstreckt.

„Morgen, Franz! — Und hier — ist's denn möglich — hab' mir die Augen bald aus dem Kopfe geguckt — der Herr Leutnant?"

„Leutnant a. D.," lacht Hans; „'n Morgen, Nachbar Dilius. Für den alten Nachbarn bin ich wieder der Hans, wie früher auch; den Leutnant laßt nur fort. — Werde nun dem Vater den Pflug aus

der Hand nehmen, und wir zwei werden hoffentlich ebenso gute Nachbarn werden, wie es die Dilius und Stellings stets waren."

„Freut mich, das zu hören, Hans, und ich will alles tun, daß es so bleibt. — Also in der Heimat bleibst du nun? Das ist vernünftig. Der Vater kann schon Hilfe brauchen. Alle Achtung vor dem Soldatenstande, aber es geht doch nichts über den freien Bauernstand. Und man hat nur eine Heimat."

„Das habe ich dieser Tage schon eingesehen, Nachbar. Nur schade, daß ich so manches anders gefunden habe, als es sein sollte."

Der Dilius merkt wohl, was der Hans sagen will, aber er geht nicht darauf ein. Er fragt nur: „Aber warum bist du nicht schon mal herübergekommen?"

„Er ist erst am Freitag gekommen, Wilhelm," entschuldigt der Vater die Unterlassung der nachbarlichen Pflicht.

„Dann denk' ich aber, daß ihr beiden heute nachmittag mal den Weg zum Feldhofe findet. — Die zu Hause werden sich wundern, wenn ich das erzähle."

„Wollen sehen, wenn's möglich ist. Sonst die nächsten Tage mal."

Noch eine Weile plaudern die drei über Wetter und Feldbestellung, bis der alte Stelling endlich zur Heimkehr mahnt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ist doch noch immer der Alte, unser Nachbar Dilius," meint Hans, wie er mit dem Vater über die Feldwege heimgeht, „hat sich wenig verändert. — Unverwüstlich!"

„Nur schade, daß er sich in seinen Gesinnungen so geändert hat," entgegnet der Vater, „war sonst anders, ganz anders."

„Was hat ihn denn dazu getrieben?"

Der Alte zuckt die Schultern. „Weiß ich's? Man munkelt wohl, daß es auf dem Hofe den Krebsgang gehen soll und daß er eine Summe Geldes, die er vor ungefähr einem Jahr aufgenommen hat, nur unter der Bedingung erhalten haben soll, daß er sich den Altkatholischen anschlösse."

„Das begreife ich nicht. Waren doch immer ganz gute Verhältnisse."

„Waren's mal. Aber solange das junge Weib, das er wiedergeheiratet hat, auf dem Hofe ist, soll's hapern. Soll eine recht unfreundliche und zänkische Frau sein; und Dilius sucht seinen Ärger herunterzutrinken. Nun kannst du's dir denken, wie es geht."

„Ist das wirklich so, Vater?" staunt der Hans.

„Ja, das ist so. — Aber das mit dem Gelde, das weiß ich nicht genau."

Der Hans schüttelt ein paarmal bedauernd den Kopf. „Tut mir wirklich leid. Und wenn es so sein sollte mit dem Geldleihen, dann tut er mir doppelt leid. Das hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß er des

Geldes wegen zum Verräter werden sollte an seinem Glauben. — Möchte nun schon am liebsten den Hof gar nicht betreten, Vater."

„Das wirst du schon anstandshalber müssen, Junge. Da du nun hier bleibst, ist's eine nachbarliche Pflicht. — Brauchst dich ja nicht weiter zu geben, wie nötig ist. Und Feuer wirst du ja dort wohl nicht fangen, da du Absichten auf Wienholds Regina hast."

„Nein, Vater, gewiß nicht, deswegen sei nur ohne Sorge." —

Kurz vor Mittag stellt sich auch Karl Stelling wieder auf dem Finkenhofe ein. Wie ein echter Wandersmann, den Mantel über den Arm gehängt, das Gesicht von der Wärme gerötet und in der Hand den Stock, so kommt er von seiner heimlichen Pastorationsreise zurück. Der Vater und Hans sitzen im Sonnenschein vor dem Hause auf der Bank, die sich an den Stamm einer Eiche lehnt.

„Glücklich zurück?" ruft Hans dem Heimkehrenden schon auf einige Schritte Entfernung entgegen.

„Wie du siehst, Bruder," antwortet Karl, indem er sich scheu umblickt, ob nicht auch ein Unberufener in der Nähe ist. Da er niemand gewahrt, setzt er sich zu den beiden unter den Baum, wischt den Schweiß von der Stirn und beginnt mit vor Freude leuchtenden Augen: „Das hat mal gut gegangen. Und will's Gott, so ist es nicht das letztemal gewesen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Was meinst du aber, wenn man dich verraten hätte?"

„Wer hätte das tun sollen? Aus dem Dorfe sicher keiner. Auf die Leute kann ich mich verlassen. Die sind ja froh, daß sie Gelegenheit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten haben, und da sollte ein Verräter darunter sein? Nein, Hans, da kennst du unsere Landleute aber nicht. — Und wenn ich wirklich noch einmal ausgewiesen würde und gar eine Strafe über mich verhängt werden sollte, meinetwegen das Schlimmste, Einkerkerung, glaubst du, ich würde deshalb Scheu haben? — Gerade die Gefahr erhöht den Mut. Nun, wo ich mich auf Schleichwegen meiner Herde nähern muß, wo ich den Gläubigen nur bei Nacht und Nebel die heiligen Sakramente spenden, das heilige Opfer feiern kann, wo die Leute bis auf den letzten Mann sich in der dunklen Kirche einfinden, nun ist's mir, als ob die ersten Zeiten des Christentums mit ihrem Glaubensmut wieder angebrochen seien. Und wie die Kirche jene Perioden glorreich und siegreich bestanden hat, so wird sie auch aus diesem Kampfe neugestärkt und ehrenvoll hervorgehen, des bin ich gewiß!"

„So wird's auch sein, Karl," fällt der Vater mit bewegter Stimme ein, „der alte Gott lebt noch. Und es haben schon größere Geister als unsere heutigen Staatsmänner versucht, die Kirche zu knechten oder sie zur Dienerin des Staates zu machen, aber all

ihr Tun war nur eitel und nichtig. Die Kirche ist von Gott auf einen Felsen gebaut, und der trotzt allen Zeitenstürmen, wie heftig die auch toben mögen, bis ans Ende der Welt."

4.

Unter der alten Eiche des Finkenhofes sitzen Stelling und sein Nachbar Dilius. Das Gold der sinkenden Sonne blickt durch das Gezweige des Baumes und spielt mit den weißen Haaren der Männer, die vor sich hinstarren ins Weite und doch nichts sehen von all der Frühlingsherrlichkeit, die da im Tal und an den waldigen Bergeshängen ausgestreut ist. Auf dem Hofe sind die Knechte mit dem Abschirren der vom Felde heimgekehrten Gespanne beschäftigt. Der Hofherr, der sonst alles genau überwacht, hat nun keine Blicke dafür. Ernst und schweigend sitzt er da.

Nun beugt sich Dilius etwas zu ihm herüber und schaut ihm in die Augen. „Was meinst du, Franz, wär's nicht schön so?"

Dem alten Stelling zuckt gar keine Wimper. Gleichmütig blickt er geradeaus, nur an den dichten hervorquellenden Rauchwolken seiner Pfeife merkt man, daß es in ihm wogt und ringt. . . . Kommt ihm der Dilius mit so einem Plan, der, genau betrachtet, gar so übel nicht wäre, wenn er nicht vom Dilius käme, vom Dilius, der seinen Glauben für ein Linsenmus verkauft hat. . . . Wäre ja ein herrliches Gut,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

just wie ein kleiner Fürstensitz, wenn die beiden Gehöfte zusammengeschlagen werden könnten. . . . Der Sohn und Namenserbe fehlt dem Nachbar, also bleibt der Hof der ältesten Tochter, der Berta. . . . Aber nein, es wird nichts draus, so verlockend die Geschichte auch auf einen Augenblick ausschaut. Der Hans hat seine Wahl getroffen, und er hat sie schon längst im stillen gesegnet, und wäre dies auch nicht der Fall, der Hans noch frei, dennoch könnte nichts draus werden. Bisher haben die Stellings stets treu zum katholischen Glauben gestanden, haben der Kirche im Laufe der Zeit Ordensleute und Priester geschenkt — da kann's gar keine Gemeinschaft geben mit einer Familie, wo die Religion als Geschäftsobjekt betrachtet und wie ein Gewand nach Belieben gewendet wird. . . . Die treiben ihre Werbungen ja jetzt recht deutlich und offen, wirklich wahr . . ., da ist's am besten, er fährt mal nach Paderborn, nach Wienholds, spricht mit der Regina und schiebt so vor die Geschichte einen Riegel, dann ist's vorbei, ein für allemal vorbei. . . .

„Kommst wohl zu spät mit deinem Plane, Wilhelm," gibt er endlich seinem Nachbar zur Antwort, „der Hans ist nicht mehr frei."

„Schon verlobt?" fragt Dilius erstaunt.

„Verlobt im landläufigen Sinne wohl noch nicht."

„Nun, dann ist's doch auch noch nicht zu spät. Red' ihm du doch etwas zu, daß er seine Neigung auf eine andere Richtung einstellt, denn . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der alte Stelling wendet sich voll herum: „Das mutest du mir zu, Wilhelm? — Für solch eine Verräterei bin ich nicht zu haben, daß du es nur gleich weißt."

„Verräterei — was heißt Verräterei?"

„Etwas anderes ist's nicht! — Ich weiß, daß der Hans irgendwo Absichten hat — und er ist ja alt genug, selbst wählen zu können —, ob er da nun schon einen Ring am Finger trägt oder nicht, das spielt keine Rolle. Es wäre eine Verräterei, wenn er seine Überzeugung irgend eines Vorteils willen wechseln wollte. . . . Ich meine, was man einmal für recht erkannt hat, das muß man auch hochhalten. . . . Der Mensch soll keine Wetterfahne sein."

Recht eifrig und erregt hat der alte Stelling gesprochen, und der andere mag wohl merken, was in den Worten alles liegt und worauf sie auch gemünzt sein sollen. Er findet deshalb auch nicht gleich eine passende Antwort, rückt nur verlegen auf der Bank hin und her und macht ein paarmal nur: „Hm, hm!" mit kopfschüttelnder Bewegung, so daß man schon nicht weiß, was es heißen soll.

So ist's ein Weilchen ganz still zwischen den beiden. Hoch über ihnen im Geäst des Baumes zwitschern die Vögel ihre Abendweisen, und die sinkende Sonne wirft rotgoldene Strahlenbündel über den Hof und umschmeichelt die ernsten Männer. Da werden auf einmal lebhafte, schäkernde Stimmen laut. Die

zwei horchen auf — nur einen Augenblick. Nun kommen vom Fahrwege her zwei junge Menschenkinder auf den Hof geschritten auf die erstaunten Alten zu: Hans Stelling und Berta Dilius.

Überrascht blicken die beiden Alten auf. Auf Dilius' Mienen zeigt sich ein befriedigendes und frohes Lächeln, während Stelling mißmutig staunt und sinnt, wie der Hans nur zu der Begleitung gekommen sein mag. . . .

„Guten Abend, Onkel Stelling," lacht das junge Mädchen und tritt auf den immer mehr staunenden Nachbar zu. „Traf im Dorf liebe Gesellschaft, den Hans hier, und da ich beim Näherkommen den Vater hier sprechen hörte, konnte ich doch nicht so vorübergehen."

„Recht Mädchen, recht; bist ja doch lange nicht auf dem Finkenhofe gewesen," antwortet der alte Stelling ziemlich gezwungen. Ihn widert der joviale Ton an, den sich die Nachbarstochter herausnimmt. Und „Onkel" nennt sie ihn . . . zum Lachen! . . . Kaum, daß sie bisher grüßte. — Wer da nicht merkt, wie der Wagen läuft, na, der muß doch schon hinter dem Monde zu Hause sein. — Aber dem soll doch bald ein Ende gemacht werden. . . .

„Schade genug, Onkel Stelling, daß wir als Nachbarn nicht innigeren Verkehr hatten. — Und an der Zeit wäre es schon, wenn es mal anders würde."

Der alte Stelling hört nicht mehr auf das Geplauder des jungen Mädchens. Er blickt prüfend und forschend zu seinem Sohne auf, der seiner Joppe einige Briefsachen entnimmt.

„So, Vater," sagt der Hans ruhig und fest, „hier hast du etwas Neues. Und hier die Zeitung hab' ich auch mitgebracht. Da drin steht's: Mallinckrodt ist tot!"

„Was sagst du da, Junge, Hermann von Mallinckrodt? — Aber das kann doch nicht gut sein. Hat ja dieser Tage noch so herrlich im Landtage gesprochen."

Der alte Stelling schiebt seine Pfeife in die Brusttasche und greift mit sichtlicher Erregung nach dem Volksblatte, während Dilius und Tochter schweigend seinem Tun zuschauen.

„Wahrhaftig," kommt es wehmütig aus des alten Hofherrn Munde, wie er die Zeitung auseinandergefaltet hat. „Da steht's groß und fett: Hermann von Mallinckrodt tot!"

Und halblaut liest er weiter: „Der wackere Reichstags- und Landtags-Abgeordnete Dr. Hermann von Mallinckrodt (Regierungsrat a. D. und Rittergutsbesitzer zu Nordborchen bei Paderborn) ist am 26. Mai, morgens 10¾ Uhr, in Berlin im Alter von 53 Jahren und 4 Monaten sanft im Herrn entschlafen. Am Tage vor dem Landtagsschlusse, am 20. d. Mts., wurde er von einer Rippenfell-Entzündung befallen. Leider nahm die Krankheit durch eine Lungenentzündung, die

am Pfingstfeste eintrat, eine sehr bedenkliche Wendung. Er wurde mit den heiligen Sterbesakramenten versehen — und entschlief dann am 26., mit der einen Hand die Rechte seiner jungen Gattin, mit der anderen das Kreuz, für welches er im heiligen Kampfe sich aufgerieben, fest umfassend. — Die sterblichen Überreste werden nach Paderborn überführt und von da aus am 29. resp. 30. d. Monats auf dem Mallinckrodtschen Gute Böddeken beigesetzt werden."

Der alte Stelling blickt eine ganze Weile mit tränenfeuchten Augen ins Weite. Die anderen versuchen einige Worte zu sprechen, aber er hat gar keine Antwort für sie. Und Dilius fühlt sich recht befangen, er weiß, daß er mit seinen religiösen Gesinnungen dem Nachbar gegenübersteht, er wäre nun am liebsten daheim. Die Berta ist auch ganz still geworden und wirft nur ab und zu einen forschenden Blick auf den Hans, der sie aber nicht weiter beachtet.

„Das ist für unsere katholische Sache ein harter Verlust," spricht der Hans dann halblaut zu Dilius, „hab' ihn gekannt, den Mallinckrodt. War einige Male in freier Zeit Zuhörer bei den Landtagsdebatten. Vergesse es nicht: Einmal — es stand gerade das Jesuitengesetz zur Beratung — focht er einen Strauß aus mit Bismarck und der Regierung. Solch eine gewaltige und packende Rede hatte ich noch nie gehört, und ich hätte in dem Augenblicke nicht Bismarck sein mögen. Man sah es dem Manne an: er war begeistert für Wahrheit, Recht und Freiheit."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Berta weiß nicht, was sie zu den Worten sagen soll. Sie wiegt nur ein paarmal den Kopf und schweigt fein still. Ihr Vater meint ziemlich tonlos: „Ja, ja, war ein tüchtiger Mann!“

„Ein tüchtiger Mann, Wilhelm?“ Groß hat sich der alte Stelling aufgerichtet, und seine Augen leuchten, „ein Held, ein gottbegnadeter Kämpfer war's. Hermann von Mallinckrodt war einer der Edelsten und Besten, die Deutschland je besessen, und die Katholiken, deren Sache er bei seiner außerordentlichen Begabung mit so voller Überzeugungskraft und unerschrockenem Mute verteidigt hat, werden ihn nie vergessen, nie!“

Dilius findet keine passende Gegenrede. Es wird ihm immer ungemütlicher. . . . Daß der Hans auch die Zeitung jetzt abgeben mußte, wo das Gerede eine ganz andere Richtung hatte und die beiden jungen Leute seinem Plane entgegenkamen. Nun fühlt er's, wie sich die Gegensätze verschärfen. Um einem unliebsamen Zusammenstoß in der Rede, der schließlich das letzte Fünkchen Hoffnung tilgen würde, auszuweichen, verabschiedet er sich mit freundlichen Worten von den beiden Stellings. Ziemlich ernst und schweigend gehen Vater und Tochter dahin.

Dem alten Stelling ist's recht, daß die zwei gegangen sind, er hat ihre Gegenwart nur lästig empfunden, und wie der Wilhelm sich die Äußerung gestattete in bezug auf Mallinckrodt, da kam sie ihm

fast wie eine Entweihung vor. Nun fühlt er sich wieder freier.

„Morgen früh fahre ich nach Paderborn," spricht er dann entschlossen zu seinem Sohn. „Da will ich unserm lieben, unvergeßlichen Hermann von Mallinckrodt die letzte Ehre erweisen. Das hat er um uns verdient. — Und dann werde ich auch eine andere Angelegenheit ins reine bringen, denn dies Techtelmechtel hier soll ein Ende haben. — Du weißt ja wohl, was ich meine."

Der Hans blickt groß auf. Fragend und erstaunt sind seine Blicke auf den Vater gerichtet. Eine andere Angelegenheit will der Vater ordnen? O, er weiß schon, was das sein soll; das kann sich nur um seine Herzensangelegenheit handeln. Aber das andere, was da gemeint ist. . . .

„Techtelmechtel, Vater? Ich verstehe dich nicht."

Des Vaters blaugraue Augen scheinen den Sohn durchforschen zu wollen. „Nun sei mal offen und aufrichtig! Wie kamst du mit dem Mädchen da" — er deutet mit dem Daumen der Hand über die Schulter nach dem Feldhofe — „zusammen?"

„Na, Vater, du kennst doch deinen Sohn. Diese Begleitung war mir sicher nicht angenehm. Aber als ich in der Post im Dorfe mit ihr zusammentraf und sie sich mir ganz freundschaftlich anschloß, konnte ich sie doch schließlich nicht zurückweisen."

„Du hast sie nicht gesucht?"

„Vater!“

Da reicht der Vater dem Sohne die Hand. „Na, Hans, dann laß es gut sein. Mußt mir den Verdacht schon verzeihen. Aber die Gedanken waren mir einmal gekommen. Und die Gesellschaft da treibt mit offenen Segeln ihrem Ziele zu. Wer das nicht merkt, na . . . Drum geh' ich auch nach Wienholds. Hab's dir ja versprochen, wegen der Regina den Freiwerber zu machen. Da kann man sich den Dilius vom Halse halten. Und will's dann Gott, dann macht ihr noch diesen Herbst Hochzeit, damit hier auf dem Hofe mal wieder alles ein anderes Gesicht kriegt. Weißt ja selbst wohl, wie es geht. Die alte Gertrud ist ja ganz gut, aber sie kann nun auch nicht mehr recht und, na . . ., sie ist eben nicht die Frau, die ein ganz anderes Interesse hat. . . .“

Der Hans beißt an den Spitzen seines Schnurrbartes, um seine Freude zu verbergen. In seinem Herzen jubelt's und singt's wie in einem Walde zur Frühlingszeit, aber er will es doch nicht so offen zur Schau tragen. Es könnte der Vater ja auch leicht eine andere Antwort als gewünscht mit zurückbringen. . . . Aber nein, das wird schon nicht sein, so weit kennt er die Regina doch schon. . . . Dann die Freundschaft, der Vater selbst. . . . Da müßte es doch schon sonderbar zugehen, wenn es anders käme.

„Wär' es dir recht, wenn ich mitführe? — Ich möchte auch wohl an der Beerdigung teilnehmen.“

„Beerdigung!" lacht der Alte laut auf. „Nenn das Kind nur mit dem rechten Namen. — Besser ist's, wenn du hier bleibst. Weißt ja, was alles hier zu tun ist. — Und das andere kommt dir schon früh genug."

Am anderen Morgen in aller Herrgottsfrühe fährt der Hans den Vater zur Bahnstation.

Der alte Stelling hat seine Maserpfeife in Brand gesetzt und blickt aus dem Fenster des Abteils in die grünende, blühende Pracht, die da an seinen Augen vorüberfliegt. Berge und Täler, Felder, Gärten und Wälder, alles prangt im frischgrünen Schmuck des Frühlings, so daß einem jeden das Herz schon aufgehen muß vor lauter Freude und Seligkeit. Aber Stelling sieht gar nicht die herrlichen Lenzesbilder, seine Gedanken sind ernst, und die Falte auf der Stirn zeugt von anstrengendem Sinnen. . . . Der Mallinckrodt tot, den er stets so verehrt hat. . . . Gerade als ob der liebe Herrgott das katholische Volk verlassen hätte — daß er ihm jetzt, zu dieser Zeit, wo die Feinde der Kirche wie gierige Löwen daherstürmen, seinen Führer, seinen Hauptkämpfer nimmt. . . . Aber wird schon so recht sein, und mag ihm der liebe Herrgott die zweifelnden Gedanken verzeihen. Ist ja schon oftmals in der Geschichte der Kirche so gewesen, daß es aussah, als ob alles drunter und drüber ginge, und hernach ist stets ein herrlicher Sieg daraus geworden; die Kirche hat noch immer über die Feinde triumphiert . . . und wird's auch in diesem Kampfe tun,

ganz sicher, wenn auch in die Schar der katholischen Streiter durch den Tod Mallinckrodts eine große Lücke gerissen ist. — Ganz sicher, einmal kommt der Triumph über die Staatsgewalt, und den möcht' er noch erleben. . . .

Mit herzlicher und aufrichtiger Freude wird der alte Stelling bei Wienholds aufgenommen.

„Wir hatten Sie auch alle erwartet," versichert ihm die Regina mit lachendem Munde, als sie nach dem Frühstück mit dem Gast einen Augenblick allein im Zimmer ist. „Es sind ja auch schon viele Fremde zur Beisetzung gekommen, auch vom Reichstage und Landtage sollen Deputationen angekommen sein. — Aber wollte Hans denn nicht mit?"

„Hans?" Der alte Stelling sieht mit schalkhaftem Lächeln zu dem Mädchen auf, das nun rot wird wie eine Kirsche und sich verlegen dem Fenster zuwendet. — Da weiß er genug.

Bald darauf kommen die Eltern wieder herein. Da huscht die Regina hinaus.

Und wie die Alten am Tische sitzen und im gemütlichen Plauderton über Welt und Zeit sprechen, da kommt auch jählings das Gerede so, daß der alte Stelling mit seiner diskreten Angelegenheit herausrücken kann.

„Ihr meint, warum der Hans nicht mitgekommen ist? — O, der wollte schon mit, aber es ging ja nicht gut. Ist draußen nun allerhand zu tun."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Hat sich nun wohl ganz eingelebt, der Hans?“ fragt Frau Wienhold, von ihrem Strickstrumpfe aufsehend.

„Ganz und gar, wie ich's nicht besser wünschen könnte. — Er ist jetzt ganz Landwirt.“

„Wer hätte das gedacht?“ meint der alte Wienhold. „Dachte immer, er wäre nur Soldat durch und durch.“

„War er, war er, aber nun ist's anders. Und die kirchenpolitischen Kämpfe der Gegenwart haben seinen Sinn, der recht nationalliberal gefärbt war, auch mitgeändert.“

„Freut uns wirklich. . . . Da hast du einen tüchtigen Nachfolger. Wäre ja auch schade, wenn das Gut in andere Hände käme. — Nun muß er sehen, daß er eine gute, brave Frau kriegt.“

Da lacht der alte Stelling in seinen grauen Bart. „Gute, brave Frau; das ist der Punkt, um den sich seine Zukunft dreht. — Und was meint ihr, da ist der Dilius, mein Gutsnachbar, der hat zwei heiratsfähige Töchter, und die geben sich alle Mühe, den Hans einzufangen.“

„Na, wär' doch nicht verkehrt,“ unterbricht ihn der alte Kaufmann. „Nachbarstochter — auch vom Gutshofe — ich meine, das paßte schon.“

„Aber der Hans macht sich gar nichts draus, gar nichts.“

„Will doch wohl nicht ins Kloster?“

„O nein, er hat auch Heiratsgedanken. — Aber ratet einmal, was er sich für eine ausgesucht hat, oder besser gesagt, worauf er sein Auge geworfen hat?"

Die beiden Wienholds schauen ihren Gast groß und fragend an.

„Ja, wer kann das raten? — Ist sie uns denn bekannt?"

„O ja, sie ist euch bekannt," antwortet Stelling mit schalkhaftem Lächeln.

Ein Weilchen sinnen die zwei, dann schütteln sie die Köpfe.

„Dann will ich's euch sagen: Regina!"

„Regina? — Was für eine Regina?"

„Eure Regina!"

„Unsere Regina?" dehnen die beiden Wienholds gar lang heraus und schauen sich dann einander an, um zuletzt ihre Blicke groß und fragend wieder auf ihren Gast zu richten.

„Ja, ja, ist so. Und das ist auch der Grund, daß ich heute in euer Haus gekommen bin."

„Davon wissen wir ja noch gar nichts," spricht die Mutter halb entrüstet, halb erstaunt.

„Glaub' ich wohl! — Die zwei haben sich ja selbst über diesen Punkt noch nicht ausgesprochen, kaum, daß sie wieder einander bekannt geworden sind. Aber der Hans hat mir gestanden, daß er nur die Regina zur Frau haben möchte, nur die. Da hab' ich es denn übernommen, den Freiwerber zu machen, und ich frage

euch hiermit, meine Lieben, seid ihr damit einverstanden, daß die Regina als Frau auf den Finkenhof zieht? — Was meint ihr?"

Die Frau Wienhold hat ihre Strickarbeit beiseitegelegt und schlägt ein über das anderemal die Hände zusammen und bewegt sinnend den Kopf; sie kann sich noch gar nicht dreinfinden in das Gesagte. Auch ihr Eheherr ist völlig überrascht, meint aber schließlich: „Da kommt's ja in erster Linie auf die Regina selbst an, ob sie will oder nicht." Er erhebt sich, öffnet die Tür und ruft in den Hausflur: „Regina! Regina!"

Gleich darauf tritt die unbefangen ins Zimmer. Wie sie aber die erstaunten und fragend auf sie gerichteten Gesichter der Eltern sieht und der alte Stelling so heimlich vor sich hinlächelt, da mag ihr wohl eine Ahnung kommen, was man von ihr will, und sie wird rot wie ein Röslein zur Sommerszeit.

„Sag' einmal, was hast du denn mit Hans Stelling so hinter unserem Rücken angebändelt?" sucht die Mutter sie auszuforschen.

Offen und frei, wenn auch schmerzlich berührt über den Vorwurf, blickt Regina die Mutter an. „Ich achte und ehre den Hans, aber hinter eurem Rücken hab' ich nicht mit ihm angebändelt, hab' mit ihm ohne euer Wissen weder gesprochen noch ihm geschrieben. — Was soll's denn nun?"

„Nun," nimmt der Vater das Wort, „der Hans will dich zur Frau haben."

„Der Hans — mich zur Frau? — Ach, das soll doch wohl nur . . ." Es stocken ihre Worte, die Augen feuchten sich, und dann hebt sie den Schürzenzipfel, um die hervorquellenden Tränen zu trocknen.

Da erhebt sich der alte Stelling, tritt zu ihr, legt seine Linke um ihre Schultern und faßt mit der Rechten ihre Hand. „Nun wein' doch nicht, Kind; weh will dir keiner tun, aber recht glücklich möchten dich alle sehen: deine Eltern, ich und vor allem auch der Hans. — Und wahr ist's, was du gehört hast. — Ich will dem Hans Antwort mitnehmen, was soll ich ihm sagen — ja oder nein?"

Der alte Stelling hat seine hohe Gestalt gebeugt, so daß sein Bart ihre Hände berührt, und seine Augen suchen in Reginas Gesicht die Antwort auf die inhaltschwere Frage zu lesen.

Nach einem Weilchen hebt die Regina die feuchten Lider, und ihre Blicke gleiten zu den Eltern und dann wieder zu dem alten Familienfreunde. Ein Wort findet sie noch nicht — sie kann ja noch gar nicht sprechen vor lauter Glück und Seligkeit, — aber ein Nicken gibt dem Fragenden die rechte Antwort.

„So ist's recht, Kind, Regina. Die Antwort lohne dir Gott. — Du hast nun zwei glücklich gemacht! Den Hans und mich alten Knaben, und nun soll's an uns liegen, dich glücklich zu machen, so glücklich, wie du es nur zu werden verdienst."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun muß sich die Regina mit an den Tisch setzen, und die Lisbeth und der Theo werden hereingeholt und von dem Vorgefallenen unterrichtet.

Mit sichtlicher Freude bringen Bruder und Schwester der Regina ihre Gratulation dar.

Die weiß sich noch gar nicht zu finden, sie lächelt mit feuchten Augen und nickt ab und zu auf eine Frage. Ihre Gedanken sind weit fort bei dem einen — dem Hans! — —

Am Nachmittage begeben sich die beiden alten Herren zur Beerdigungsfeier Mallinckrodts hinaus nach der „Römischen Kapelle", wo der mittags von Berlin eingetroffene Sarg aufgebahrt ist.

„Wird uns der Weg nicht zu weit werden?" fragt einmal Wienhold.

„Ich glaube nicht, August," beruhigt ihn Stelling. „Eine große Anstrengung wird's nicht werden. Wir werden langsam gehen. Aber du mußt es schon wissen; so 3½ bis 4 Wegstunden mögen es sein bis Böddeken. — Heute nacht können wir in Wewelsburg schlafen beim Wirt Segin; der weiß schon, daß wir kommen. Was meinst du nun?"

„Dann wird's schon gehen."

Wie die zwei bei der Kapelle ankommen, halten Tausende und Abertausende das kleine Gotteshaus umlagert, alle bereit, ihrem heldenhaften Kämpfer die letzte Ehre zu erweisen. Da stehen mit ernsten Mienen schlichte Arbeiter, Landleute, Angehörige der

besseren Kreise, Geistliche und Vertreter des Adels. Deputationen sind angekommen aus verschiedenen Städten Rheinlands und Westfalens, so aus Köln, Aachen, Neuß, Krefeld, Viersen, Münster, Hamm, und noch manche andere. Die Zentrumsfraktion wie auch die patriotische Partei der bayerischen Kammer haben ihre Vertretungen gesandt. —

Mit vieler Mühe gelingt es den beiden alten Herren, durch die Menschenmassen bis zum Eingange der Kapelle vorzudringen, wo der mit Lorbeerkränzen und Palmzweigen geschmückte Sarg sichtbar ist.

„Sieh dort den kleinen alten Herrn da mit der Brille, der dem Sarge zunächst steht, das ist Windthorst," raunt Wienhold seinem Freunde zu, „und der dort ist August Reichensperger, und da steht Herr von Savigny und dort Freiherr von Schorlemer-Alst, von Wendt, von Heeremann, Herr von Grand-Ry, Dr. Bock . . ."

Der alte Stelling nickt zu den Worten und wundert sich sehr, daß Wienhold so personenkundig ist. Nun aber wird die Erklärung seines Freundes durch die Ankunft der amtierenden Geistlichkeit mit dem Domkapitular und Dompfarrer Klein an der Spitze unterbrochen.

„Wo ist denn unser Bischof Konrad?" fragt etwas enttäuscht ein Mann aus dem Volke neben den beiden alten Freunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Lieber Mann, der ist abwesend, auf einer notwendigen Reise, im Eichsfeld."

„So, so!"

Die Einsegnung wird vollzogen, und dann setzt sich der großartige, wohl einzig dastehende Leichenzug in Bewegung. Unter Gebet und Gesang geht es die Landstraße dahin. Die Landgemeinden, deren Gemarkungen von dem Zuge berührt werden, nehmen unter Führung ihrer Geistlichen abwechselnd die Leiche in Empfang und begleiten sie weiter, bis am Abend gegen 10 Uhr das im stillen Waldestale gelegene Gut Böddeken erreicht ist, wo der Sarg in der Meinolfus-Kapelle niedergesetzt wird.

Müde und abgespannt von der Wanderung, aber auch gehoben und begeistert von der Eintracht und Treue, die das katholische Volk bei dieser Leichenfeier zum Ausdruck bringt, suchen die beiden alten Freunde ihr Nachtquatier in Wewelsburg auf.

Am anderen Morgen finden sie sich wieder bei der Waldkapelle ein, wo das Seelenamt zelebriert und von P. Ignatius Jeiler aus dem Franziskanerkloster zu Paderborn eine eindrucksvolle Leichenrede gehalten wird. Darauf werden die sterblichen Überreste des großen Kämpfers für die katholische Sache der Erde übergeben. Als letzten Gruß eine Handvoll Erde auf den braunen Sarg, dann gehen die Leidtragenden wieder dahin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Abend fährt Stelling wieder von Paderborn ab. Es ist Nacht, wie er daheim ankommt, milde, warme Maiennacht, vom matten Lichte des Mondes durchwebt, und die feierliche Stille nur unterbrochen von dem Geschluchze der Nachtigallen. Der Hans erwartet den Vater mit einem Wagen an der Bahn. In langsamer Fahrt geht es dem Gute zu. Der alte Stelling erzählt dem Hans immer wieder von der Beisetzungsfeier. „Junge, Junge, das hättest du sehen müssen," sagt er nun wohl schon das fünfte Mal und erwähnt auch gar nichts von Wienholds, kein Wort, worauf der Hans doch so sehr wartet.

„Und Wienholds, Vater, von denen erzählst du gar nichts?" fragt er endlich hangend und bangend.

„Ja, so, Wienholds," lacht nun der Alte in seinen Bart, „das ist ja auch die Hauptsache. — Kann mir's ja denken, wie du auf Nachricht harrst, doch wollte ich dich etwas zappeln lassen. — Aber das sag' ich dir: Trägst du die Regina nicht auf den Händen, tust du ihr nicht alles Liebe an, dann bist du nicht wert, daß . . ."

Da jauchzt es in Hansens Herzen auf. Verschwunden ist alle Sorge, und mit froher Miene unterbricht er den Vater: „So hat sie dir das Jawort mitgegeben, Vater?"

„Ich sag' dir's ja!"

„Vater, Vater, das will ich dir danken," jauchzt der Hans und drückt des Vaters Hände und fragt und

fragt immerzu. Der Vater kann ihm gar nicht genug erzählen von dem, was sein Herz bewegt. —

Und langsam rollt der Wagen mit zwei glücklichen Menschen dahin.

## 5.

In den Straßen der alten Paderstadt wogt buntbewegtes Leben, wie es das Liborifest alljährlich mit sich bringt. Sind auch die eigentlichen kirchlichen Festtage bereits vorüber, der Jahrmarkt, der am heutigen Sonntage seinen Abschluß findet, bildet noch Anziehungspunkte genug für viele aus der näheren und weiteren Umgebung. Zudem ist Portiunkula, wo gar manche ihre Schritte zu der ehrwürdigen Klosterkirche der Franziskaner richten.

Auch im Wienholdschen Hause ist Besuch eingetroffen. Der alte Stelling ist mit seinen beiden Söhnen herübergekommen, und nun sitzen die drei mit der Familie des Hauses um den festlich gedeckten Tisch. Den Ehrenplatz haben zwei junge Menschenkinder eingenommen, deren Gesichter leuchten und glühen, als wollten sie mit den Rosen auf der Tafel wetteifern. Es sind dies Hans Stelling und Regina Wienhold, die heute im Kreise der beiderseitigen Angehörigen durch Auswechselung der schlichten Goldringe ihre Verlobung dokumentieren. — Karl Stelling hat den jungen Leuten die bedeutungsvollen Reifen auf die Finger geschoben und dabei eine zu Herzen gehende

Ansprache gehalten. Nun sitzen alle da unter dem Eindruck der gesprochenen Priesterworte; eine gewisse Weihe liegt über dem kleinen Kreise. Die Brautleute haben sich ganz ihrem Glück hingegeben, und die Alten schwelgen in der Erinnerung an eine längst vergangene Zeit, wo auch sie mit jugendroten Wangen und lockigem Haar den Brautring an die Hand steckten. In den schlanken Kelchgläsern perlt der Wein. Hochs werden ausgebracht auf das Brautpaar und auf die Eltern, und allmählich entwickelt sich unter lebhaftem Geplauder jene fröhliche Stimmung, wie sie nur das deutsche Haus, der Familienkreis, zu geben vermag.

Da auf einmal klopft auch Vater Stelling an sein Glas. Stille, Erwartung — aller Augen richten sich auf den würdevollen Greis, der nun hocherhoben dasteht.

„Meine lieben Freunde und Verwandten!" beginnt er mit etwas unsicherer Stimme. „Ich will Euch nicht mit einer langen Rede belästigen, denn ich bin nicht zum Redner geboren, und das Reden war stets meine schwache Seite. Wo wir jedoch schon so manches Hoch ausgebracht haben und wie selten vollzählig und einmütig beisammen sind, wollen wir auch jenes Mannes nicht vergessen, der in dieser schweren Zeit das Steuerruder des Schiffleins Petri in Händen hält, auch nicht unseres vielbedrängten Oberhirten, der vielleicht schon bald aus unserer Mitte gerissen und eingekerkert wird. Ich fordere Euch deshalb auf, diesen

beiden ein Hoch darzubringen und mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser Heiliger Vater Pius XI. und unser vielgeliebter Bischof Konrad, sie leben hoch! — hoch! — hoch!"

Begeistert stimmt der kleine Festkreis in die Hochs ein; es ist allen ein Herzensbedürfnis, der Liebe und Verehrung zu Papst und Bischof Ausdruck zu geben. Und nun betritt die Unterhaltung ganz naturgemäß das Gebiet der kirchenpolitischen Kämpfe, die schon so viele Ruinen in katholischen Orten geschaffen, die die Regierung aber noch keinen Schritt weiter gebracht haben.

„Sollte es denn wirklich Tatsache werden, was man sich schon seit einigen Tagen zuraunt, daß unser Bischof Konrad auch den Weg zum Gefängnis betreten muß?" fragt mit banger Sorge Frau Wienhold.

„Leider wird das Gerede schon bald zur Wahrheit werden, Mathilde," belehrt sie ihr Eheherr. „Heute habe ich sogar bestimmt vernommen, daß der Hochwürdigste Herr gestern vom hiesigen Kreisgericht aufgefordert ist, sich innerhalb 48 Stunden zur Abbüßung der zuerkannten 18wöchigen Freiheitsstrafe bei Vermeidung der zwangsweisen Vorführung im Gefängnis zu stellen."

„Ist das möglich? — Der arme Bischof! — Das sind ja wirklich barbarische Zustände, wie wir sie bisher nur von Rußland kannten!" — So fallen die Äußerungen am Tische.

„Und da sich der Bischof nicht freiwillig stellen wird und kann — er würde dadurch ja die ungerechten Staatsgesetze anerkennen —, so haben wir in diesen Tagen, vielleicht schon morgen oder übermorgen, das traurige Bild der Inhaftnahme und Einkerkerung zu erwarten."

„Das ist doch . . . So etwas wagt die Regierung dem katholischen Volksteil zu bieten?" entrüstet sich Hans Stelling. „Dem katholischen Volke, das im Feldzuge sein Blut und Leben geradeso gut für des Vaterlandes Ehre und Größe geopfert hat wie der nichtkatholische Volksteil? Dem katholischen Volke, das stets dem Grundsatz gemäß lebte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist? — Es ist nicht zu glauben! — Früher als Offizier habe ich unsere Regierung verehrt und bewundert, heute kann ich ihr höchstens noch die Achtung erweisen, die Gott von uns fordert für die gesetzliche Obrigkeit, weiter nichts! — Liebe und Vertrauen wird sie bei dem katholischen Volke verscherzt haben."

„Und das wäre dann der vierte unserer Bischöfe, der ins Gefängnis geführt wird," fällt Wienhold ein.

„Dazu die vielen Priester und Ordensleute, die auch inhaftiert oder mit Strafen belegt oder gar ausgewiesen sind," ergänzt Theo.

„Ja, der Karl hier kann auch ein Liedchen davon singen," spricht der alte Stelling mit einem Blick auf

seinen ältesten Sohn, der schweigend mit gefaltenen Händen dasitzt.

„Herr Kaplan, sind Sie auch in letzter Zeit, nach Ihrer Ausweisung, mit der Polizei in Konflikt gekommen?“ wird der junge Priester nun gefragt.

Der nickt mit einem vielsagenden Lächeln. „O ja, mehr wie genug! — Noch zweimal bin ich vom Gendarm wieder über die Grenze transportiert worden, als ich mich heimlich in Rehmke aufhielt, um den Leuten mal wieder Gelegenheit zum Empfang der Sakramente zu geben. Daß es nicht häufiger passiert ist, verdanke ich wohl der gewählten Verkleidung, die mich selbst guten Bekannten gegenüber unkenntlich machte. Mit einem Vollbart, gebräunten Gesicht und in völlig weltlicher Kleidung bin ich noch manchmal in meinem früheren Wirkungskreise gewesen, habe die Sakramente gespendet und Messe gelesen, so noch am vorigen Sonntag. Da habe ich in mitternächtlicher Stunde in der Dorfkirche wieder zelebriert. Nur am Altare brannten zwei Kerzen, die ganze Kirche war dunkel gehalten, damit kein Lichtschein nach außen fallen sollte. Und in der dunklen Kirche die den Rosenkranz betenden Dorfleute. Den Eindruck, den eine solche verstohlene Feier auf das Gemüt macht, kann ein Unbeteiligter kaum begreifen. Wenn ich mich bei der Messe nach dem dunklen Kirchenschiff umwendete, dann kam's mir vor, als stände ich in einer Katakombe und die im Finstern harrenden Menschen wären die ver-

folgten Christen . . . Ich würde über all dieses ja mit niemand reden, aber hier im Familienkreise darf ich das ja wohl vertraulich erwähnen."

„Selbstverständlich! — Hier ist kein Verräter. — Seien Sie ohne Sorge, Herr Kaplan!"

„Und fühlen Sie sich nicht oft gedrückt in Ihrer jetzigen Lage?" fragt die dem Kaplan gegenübersitzende Lisbeth, die seinen Worten mit besonderer Teilnahme gelauscht hat.

„Keineswegs, Fräulein Lisbeth! Im Gegenteil, ich fühle mich recht gehoben und mutvoll. Keine Spur von Angst und Zaghaftigkeit. — Unsere Sache ist ja gerecht, und Gott ist mit uns, wenn er auch Verfolgungen und Drangsale über uns kommen läßt. ‚Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt', ‚Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen,' so hat er ja gesagt, und auch: ‚Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen!' — Auch den gegenwärtigen Kämpfen ist dieses Merkmal aufgedrückt: Glaubensmut und Entschlossenheit, Treue und Opferwilligkeit auf der ganzen katholischen Linie! Ich bin der Überzeugung, daß dieser sogenannte Kulturkampf nur mit einer Niederlage der Staatsregierung enden wird. — Non praevalebunt! . . ."

Eine ganze Weile ist's nun still, keiner wagt eine Einrede. All die Worte, die hier an der Tafel gesprochen sind über die kirchenpolitischen Vorgänge, sind ja nichts wie eine herrliche Apologie der katholischen

Kirche, und die will man nicht abschwächen. Und jeder fühlt in seiner Brust eine heilige Begeisterung für seinen angestammten Glauben.

Da schleicht sich Lisbeth zu dem in einer Ecke stehenden Harmonium. Ein paar Mollakkorde entquellen dem Instrument, dann wird die Melodie hörbar. Zuerst singt nur die Lisbeth, dann fallen die anderen Stimmen ein, und nun hallt der Treueschwur, der in der letzten Zeit so manchmal von den Lippen der Katholiken zum Himmel gedrungen, durch den festlich geschmückten Raum:

„Fest soll mein Taufbund immer stehn,
Ich will die Kirche hören,
Sie soll mich allzeit gläubig sehn
Und folgsam ihren Lehren.
Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
In seine Kirch' berufen hat,
Nie will ich von ihr weichen!"

Da draußen geht der Tag zur Neige, und auf den Straßen wogt das Treiben des zweiten Liborisonntags. Hier in diesem kleinen Kreis aber herrscht der Frieden des Glaubens. —

Am andern Morgen liest Karl Stelling im Dom eine heilige Messe, der alle beiwohnen. Nach dem Frühstück rüsten sich Stellings zur Heimreise. Da tritt ihnen der alte Wienhold entgegen: „Heute gibt's aber noch keine Heimfahrt. Einen Tag müßt ihr noch zusetzen. Wenn's dann absolut sein soll, dann könnt

ihr morgen fahren. Ich habe schon für Fuhrwerk gesorgt, da machen wir nach dem Essen mal einen Ausflug nach Lippspringe und dem Kreuzkrug."

„Die zwei, Karl und Hans, können ja noch bleiben, aber ich muß doch schon heim," antwortet der alte Stelling. „Die Leute sind am Roggenmähen, und wenn ich nicht dabei bin, dann . . ."

„Dann werden die Leute auch einmal allein fertig," unterbricht ihn Wienhold. „Der eine Tag verschlägt auch nichts."

Da tritt auch die Hausfrau hinzu und sucht den Besuch zu halten, und Theo redet auch mit drein.

Der alte Stelling lacht und zupft an seinem Bart. Würden ja wohl einen Tag fertig werden, die Leute, aber ihm ist's doch immer am wohlsten, wenn er daheim ist. . . .

Regina schmiegt sich an ihren Bräutigam und bittet: „Bleibt noch einen Tag. Das Wetter ist so schön, und dann der gemütliche Familienausflug. Berede du deinen Vater mal."

Hans drückt ihre Hände, zuckt aber mit den Schultern und meint: „Mir wär's ja schon ganz recht, aber wenn der Vater sich etwas vornimmt, dann . . ."

„Wer weiß, wann wir wieder einmal so gemütlich und vollzählig beisammen sind," gibt der alte Wienhold zu bedenken.

„Nun, vermutlich auf des jungen Paares Hochzeit."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dann ist unsere Lisbeth nicht mehr in unserer Mitte. Darum denke ich, wir bleiben heute noch einmal beisammen."

Da sieht sich denn der alte Stelling genötigt, die Segel zu streichen. Recht ernst ist's ihm ja sowieso nicht gewesen mit seiner Weigerung, so gibt er denn mit ernstseinsollender, jedoch schmunzelnder Miene zur Antwort: „Na, dann soll mal eine Ausnahme gemacht werden. Aber nur bis morgen, nicht länger."

„Na, also!" —

In zwei offenen Kutschwagen fahren Wienholds und ihre Gäste nach dem Badeorte Lippspringe und dann über Schlangen die unvergleichliche Eichenallee hinauf zu dem am Eingange des Teutoburger Waldes gelegenen Kreuzkruge. —

Wie sie am Abend zurückkommen, wird ihnen das in der Stadt wie ein Lauffeuer verbreitete Gerücht mitgeteilt, daß am andern Morgen zwischen 7 und 8 Uhr die Verhaftung des Bischofs und seine zwangsweise Abführung ins Gefängnis stattfinden werde. Vom Gericht sei bereits eine Postkutsche zur Beförderung des Gefangenen bestellt worden.

Wenn man auch mit dieser Möglichkeit schon länger gerechnet hat, so ist diese Nachricht doch geeignet, bei allen heilige Entrüstung, aber auch Wehmut und Schmerz auszulösen. Die beiden alten Wienholds und auch Vater Stelling können sich noch gar nicht finden und suchen sich selbst zu täuschen, daß es

wohl nur eine Vermutung sei. Erst als Theo Wienhold und Hans Stelling zwecks näherer Erkundigung noch einen Spaziergang durch die Straßen machen und die Nachricht mitbringen, daß es überall bestimmt behauptet wird und auf den Straßen Gruppen von Leuten in heller Entrüstung beisammenstehen, da müssen auch sie erkennen, daß für ihren geliebten Oberhirten die Tage der Kerkerhaft gekommen sind. —

Es ist noch in früher Morgenstunde des folgenden Tages. Am Liboriusaltar des Domes liest Karl Stelling noch einmal eine heilige Messe. Sein Vater und sein Bruder wie sämtliche Angehörige der Wienholdschen Familie knien in den vorderen Bänken des Mittelschiffes. Ernst und gesammelt wohnen alle dem heiligen Opfer bei. — So ist's ½8 Uhr geworden, wie sie das Gotteshaus wieder verlassen und auf die Straße hinaustreten. Dort aber bereitet sich das Drama vor, das in der Paderborner Diözese unvergessen bleiben wird bis zum Ende aller Zeiten. Sie lenken die Schritte über den Markt, der in hellem Sonnenlichte des Augustmorgens daliegt, und dann durch den halbdunklen, engen Schildern. Aufgeregte Leute, einzeln und in Gruppen, eilen an ihnen vorüber.

„Ha, guter Freund," redet Hans Stelling, der mit seiner Braut ein paar Schritte den anderen vorausgeht, einen alten Bürger an, „was gibt's denn, daß die Leute so eilig sind?"

„Unseren Bischof Konrad wollen sie ins Gefängnis führen," hastet der Gefragte stotternd hervor und eilt weiter.

Das Brautpaar bleibt stehen und wendet sich zurück: „Habt ihr's gehört? Es ist so weit! — Laßt auch uns eilen!"

Mit Wehmut und Schmerz in der Seele setzen sie ihre Schritte fort. Wie sie aber auf die Kampstraße kommen, da ist diese dicht mit Menschen angefüllt, und immer noch kommen andere hinzu. Männer, Frauen und Kinder aus allen Kreisen haben sich eingefunden, um ihrem geliebten Oberhirten noch einmal einen Gruß zu entbieten. Weiter gehen sie die Straße hinauf, aber immer schwieriger wird das Vorankommen. Bei der bischöflichen Kurie staut sich die Menge Kopf an Kopf; selbst auf der Freitreppe des Hauses und im Korridor stehen die Leute. Und alle Fenster in der Nachbarschaft sind dicht besetzt. Mit Mühe gelingt es unseren Bekannten, bis zum Eingange der bischöflichen Wohnung vorzudrängen. Und während die Menge draußen in Erregung und Entrüstung harrt, nimmt der Bischof noch einmal das Gelöbnis der Treue von seinem Domkapitel und dem Stadtklerus entgegen, erteilt er noch einmal der geliebten Diözese seinen oberhirtlichen Segen, worauf ihm von dem Exekutions-Inspektor Kniepp der Haftbefehl überreicht wird.

Nun kommt die Volksmenge da draußen in Bewegung. Alle recken die Köpfe hoch, um nach der Ursache zu sehen. Da kommt eine Postkutsche heran, die sich nur mit Mühe Bahn brechen kann. Vor der Treppe des bischöflichen Hauses macht sie halt. Eine Weile banger Erwartung. Dann erscheint oben auf der Plattform der Treppe die bekannte Gestalt des Kirchenfürsten, gefolgt von seinem Hofkaplan und dem gerichtlichen Vollziehungsbeamten. Mit Weinen und Schluchzen wird der Gefangene, dessen Hand noch immer segnend erhoben ist, von seinen Diözesanen empfangen. Jeder sucht sich an den geliebten Bischof heranzudrängen, ihm noch einmal die Hand zu reichen; andere halten ihn an Händen und Kleidern fest, um ihn am Besteigen des Wagens zu hindern.

Auch Hans Stelling hat sich bis zu dem Verhafteten hindurchgedrängt, auch er reicht seine Hand zum Gruße, dann hört er neben sich die Worte eines alten, biederen Bürgers, der des Bischofs Hand nicht lassen will: „Ach, Här, Jy hätt süß jümmer tau Faute gohn, lotet den Wagen mänt!“ — In Hans Stellings Seele ist ein Aufruhr von Gefühlen. Am liebsten würde er den Bischof auf seine starken Arme nehmen und forttragen in die Freiheit, ja, das würde er tun, er, der früher die Maßregeln der Regierung für recht hielt.

Endlich hat der Gefangene mit seinem Hofkaplan Dr. Stamm und dem Exekutions-Inspektor in dem Wagen Platz genommen. Der Postillon treibt die

Pferde an, aber die Leute hängen sich an die Räder, um ein Fortkommen zu verhindern. Nur langsam rollt dann der Wagen voran. Und nun erhebt sich noch einmal ein lauter, brausender Sturm von Hochs auf den Oberhirten, der mit Tränen in den Augen wieder nach beiden Seiten den Segen spendet. Weiter rollt die Postkutsche, Blumen werden aus den Fenstern auf sie hinabgeworfen, und weiter fort setzen sich die begeisterten Hochrufe auf allen Straßen, die passiert werden, bis das Gefängnis in der Königstraße, wo wieder eine zahllose Menge harrt, den Bischof aufnimmt und seiner Herde entzieht. —

Im Wienholdschen Hause sitzen alle um den Frühstückstisch. Kein frohes Wort, kein Scherz wird laut. — Ernst blicken die Gesichter, und feucht schimmert's in den Augen der Frauen. Das Gespräch handelt nur von dem Schauspiel, das sie auf der Straße gesehen haben und das ihren Herzen mit unauslöschlichen Linien eingezeichnet ist.

„Hab' vieles in Berlin gesehen," spricht Hans Stelling, „war Zeuge von mancher Kundgebung des Volkes, von manchem Jubel, von mancher Entrüstung, aber eine solche von Herzen kommende Begeisterung, eine solch sichtbare Liebe und Verehrung, solch mitgefühltes Leid und Weh wie hier habe ich noch nirgends geschaut. Daß ich's nur sage: Noch nie habe ich mich so glücklich darin gefühlt, katholisch zu sein, wie heute; stolz bin ich, der katholischen Kirche anzuge-

hören, die Hirten und Herde mit einem so festen Bande der Liebe und Eintracht umschließt, die solche Helden, solche Bekenner, solche Märtyrer für die gerechte Sache hervorbringt, der aber auch unbedingt der Endsieg zufallen muß, denn wo solche Wogen in Bewegung kommen, da müssen sie letzten Endes alles wegspülen, selbst die kirchenfeindliche Regierung!"

„Und so wird's kommen, sollt ihr sehen," nickt Vater Stelling mit zuversichtlicher Stimme, „mögen die Kulturkämpfer da in Berlin nur so fortmachen, mögen sie Ruinen auf Ruinen häufen, einmal kommt der Tag, wo sie ihre Ohnmacht eingestehen müssen, wo die Kirche triumphiert über alle ihre Feinde. — Gestern morgen ließ ich mich nach langem Zureden herbei, bis heute noch hierzubleiben, jetzt danke ich Gott und freue ich mich, daß ich euren Bitten gefolgt bin, denn was ich heute gesehen und erlebt habe, das vergißt sich nicht. Es hätte mir leid getan, wenn ich daheim auf dem Hofe gewesen wäre."

„Na, also, altes Haus," schlägt Wienhold einen jovialen Ton an, „dann sträube dich auch nicht immer, und nun rat' ich dir: Bleib noch einen Tag hier!"

Da lacht der alte Stelling laut auf und erhebt sich von seinem Sitze! „Nun ist's aber genug, mein Lieber. Einmal hat alles sein Ende, auch der Kulturkampf und unsere Verlobungsfeier. — Jetzt wird's Zeit, daß wir heimrudern ins Sauerland."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

6.

Ein sonnig-warmer Oktobertag, wie man ihn nur selten in dieser Jahreszeit hat, liegt über den sauerländischen Bergen ausgebreitet. Marienfäden flattern dahin und hängen sich an Büsche und Sträucher, und hoch oben in der Bläue ziehen die Vögel dem Süden zu. Die Luft ist so hell und so klar, daß man die in herbstlichen Farben prangenden Wälder und Hügel bis in die weiteste Entfernung sehen und bewundern kann. Es ist so ein Tag, an dem sich jedes Herz erfreuen muß. Als ob die Natur noch einmal in schönster Pracht vor dem nahenden Winter sich den Menschenkindern zeigen wollte, just so ist's.

Durch diese herbstliche Pracht rollt ein mit Blumen und Girlanden geschmückter Wagen dem Dorfe Lödinghausen zu. Der Knecht auf dem Kutscherſitz hat seine Peitsche wie auch die Mähnen der mutig wiehernden Pferde mit bunten Bändern durchflochten, und sein Gesicht ist so hell und freudig wie der Tag selbst. Fährt er doch in seinem Wagen das Glück: zwei junge Menschenkinder, die vor drei Tagen in Paderborn in der altersgrauen Domkirche den Bund fürs Leben geschlossen haben und nun, nach einem Besuch beim Gnadenbilde der Mutter Gottes in Werl, auf der Fahrt sind zu ihrem Heim. Hans Stelling ist's, der junge Bauer und Hoferbe vom Finkenhof, der so dahinfährt. Froh und frei blickt er in den hellen Tag, plaudert er mit seiner jungen Frau, die in seliger Freude

an seiner Seite sitzt und sich nicht satt sehen kann an den Schönheiten ihrer neuen Heimat.

Kurz vor dem Dorfe biegt der Wagen von der Landstraße ab in den mit Obstbäumen bestandenen Feldweg, der zum Finkenhofe führt. Freundlich leuchten die roten Dächer aus dem herbstlichen Laub der Bäume. Am Eingange des Hofes haben die Knechte und Mägde aus Tannengrün und bunten Fähnchen eine Ehrenpforte errichtet; eine Schrift hängt in der Mitte, groß und leuchtend: „Gott segne euren Einzug!" — Unter der Ehrenpforte steht der alte Stelling mit seinem Sohne Karl, und hinter ihnen schauen die Knechte und Mägde den Ankommenden entgegen. Wie nun der Wagen die Einfriedigung erreicht hat, da knallt der Alois, der Hütejunge, ein paar Pistolenschüsse in die Luft, ein lautes „Hoch!" ertönt, und dann tritt Vater Stelling hervor und heißt das junge Paar willkommen. Die Dienstboten, an der Spitze die alte Gertrud, die Wirtschafterin, drängen sich auch heran, um den Neuvermählten ihre Glückwünsche darzubringen.

„Ist eine feine Bäuerin," meint der Großknecht zu der Gertrud gewandt, „nur, mein' ich, könnt' sie etwas kräftiger sein."

„Wird schon so recht sein, Georg," unterbricht ihn die Magd, „mir ist sie schon passend. Und Arme zum Arbeiten haben doch wir, da wird schon alles seinen richtigen Gang gehen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Hm, ja, ja, ich meine ja auch nur so!"

„Nun bist du daheim, Regina," spricht der alte Stelling, wie er an der Seite des jungen Paares über den Hof schreitet, dem Wohnhause zu, dessen Eingang ebenfalls mit Gewinden geziert und geschmückt ist, „daheim auf dem Finkenhofe. — Bist ja schon häufig hier gewesen, darum wirst du dich so ganz fremd nicht fühlen, mein' ich."

„Aber, Vater, wo mir solch liebevoller Empfang zuteil wird, wo so gute Menschen sind, da werd' ich mich schon nicht fremd fühlen."

„Kind, dann sei nur glücklich, alle Tage, und Glück bringe dein Einzug dem Haus, uns allen und dem ganzen Gehöft."

Ganz feierlich wird der Regina zumute, so daß sich ihre Augen feuchten.

Und während sie dem Hause zugehen, stehen hinter den Gardinen der Stube zwei alte Leute, die blicken auf den Hof und freuen sich über das Glück ihres Kindes.

„Nun komm, August," spricht die alte Frau, „jetzt wollen wir sie begrüßen."

„Nein, Mathilde, bleib nur hier. Sie kommen ja herein."

Noch ein paar Augenblicke — da öffnet sich die Tür. Ahnungslos tritt die Regina als erste herein. Ein freudiger Ruf: „Vater, Mutter! Und ihr seid hier?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Freude strahlt aus den Augen der jungen Frau, wie sie ihre Hände von den Eltern erfaßt fühlt: „Das nenne ich aber überraschen."

„Und du hast nichts davon geahnt?"

„Wie sollte ich denn . . .?"

„Dann hat der Hans doch nichts verraten."

„Du wußtest drum?" wendet sich die Regina ihrem Gatten zu.

„Der Vater und Karl wollten's so haben, und es ist ja auch schön so. — Nun sind wir alle noch einmal beisammen."

Am Abend sitzen Herrschaft und Gesinde an dem festlich gedeckten Tische in der großen Stube. Da herrscht Liebe und Eintracht und frohe Geselligkeit. Und als in später Stunde alle zur Ruhe gehen, da hat die junge Hofbäuerin die Herzen aller Dienstboten gewonnen.

Am anderen Morgen kommt der Dilius in sonntäglichen Kleidern auf den Hof. Stellings und die alten Wienholds sitzen just am Frühstückstisch im kleinen Familienzimmer. Etwas zaghaft klopft er an, dann tritt er ein.

Freudig überrascht blickt Vater Stelling auf. Den Besuch hat er nicht erwartet, den nicht.

„Als Nachbar und Freund komme ich herüber," sagt Dilius, indem er sich dem Tische und den jungen Leuten nähert, „um meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. — Stets haben wir als gute Nachbarn

gelebt, und ich hoffe, daß das auch in Zukunft so bleibt."

„Mir ist's ganz recht und lieb, Herr Dilius," spricht die junge Frau und schiebt dem Nachbar einen Stuhl hin. „Was an mir liegt, soll alles geschehen, daß Friede und Freundschaft bestehen bleibt."

„Das dacht' ich mir," nickt Dilius und will sich dann, nachdem er alle begrüßt hat, wieder entfernen.

„Das gibt's nun nicht, Wilhelm," wehrt ihm Stelling und drückt ihn auf den Sitz nieder. „Hier geh sitzen. Als Nachbar steht dir stets die Tür offen. Würdest uns ja beleidigen, wenn du jetzt wieder gehen wolltest."

So muß Dilius bleiben.

Eine Stunde später begleitet ihn der alte Stelling in gemütlichem Schlenderschritt eine Strecke heim. Beim Feldkreuz an der Grenze der beiden Gehöfte bleiben sie stehen, um sich zu verabschieden.

„Du weißt ja, Franz," spricht Dilius da mit sichtlicher Bewegung, „daß ich vor einiger Zeit einen anderen Wunsch hegte. Ich hatte geträumt, die beiden Höfe hätten einmal zusammengeschlagen werden können. Aber es ist ja nun anders gekommen: der Hans hat sich eine Frau aus Paderborn geholt, eine gute, liebe Frau, wie mir scheint. Da nimm mir meine Äußerungen, die ich damals tat, nicht übel; ich hätt's ja gern gesehen, wirklich wahr, aber nun laß alles vergessen sein."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stelling nimmt die dargereichte Hand: „Mach dir keine Gedanken und Sorgen, Wilhelm. Von uns aus wird dir in keiner Weise was nachgetragen."

„Auch nicht der Berta? — Die hatte sich ja Hoffnung gemacht."

„Auch der nicht. — Als Nachbarn wollen wir ein gutes Verhältnis hegen und pflegen, wenn unsere Ansichten auch manchmal auseinandergehen."

„Ja, Franz, ich weiß, was du meinst. Die Religion . . ., daß ich mich den anderen angeschlossen habe. . . . Ist's das nicht?"

Die qualmende Pfeife aus dem Munde nehmend, blickt Stelling seinen Nachbar fest in die Augen. „Das ist's zuerst, was ich meine, Wilhelm, denn die Religion ist die Grundlage unseres Lebens. Hab' dich oft von Herzen bedauert, wie du so töricht sein konntest, deinen Glauben zu verleugnen. . . . So manches hab' ich in letzter Zeit erlebt an Drangsalierung der Katholiken, an Verhaftungen, Ausweisungen und Verfolgungen von Geistlichen, die ihrer Pflicht nicht untreu werden wollten, ich war Zeuge der großen Kundgebungen beim Bischof in Paderborn, hab' gesehen, wie er eingekerkert wurde, sah auch die Liebe und begeisterte Treue des Volkes. . . . Wilhelm, wenn du das gesehen hättest, du wärest anderen Sinnes geworden. Wenn ich bis dahin andersgläubig gewesen wäre, ich glaube, da wäre ich katholisch geworden, denn ich meine, es müßte einer stolz sein, der katholischen Kirche anzugehören."



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dilius hat die Augen zu Boden geschlagen und nickt ein paarmal sinnend mit dem Kopfe. „Daß ich's dir nur im Vertrauen sage, Franz, hab' in letzter Zeit schon manchmal Reuegedanken gehabt und möchte ganz gern alles wieder ungeschehen machen."

In Stellings Augen leuchtet es auf. „Wilhelm, ist das dein Ernst?"

Da sieht Dilius auf: „Mein Ernst, Franz!"

„Na, dann reiß dich doch los von der Gesellschaft und geh wieder dorthin, wohin du gehörst."

„Wenn ich nur . . ." Dilius hält seine Worte zurück und blickt sinnend in die Weite. Dann richtet er die Augen wieder jählings auf seinen Nachbar und fragt: „Willst du mir helfen, Franz?"

„Wenn ich kann, gerne!"

„Ich will meinen Wald verkaufen, kauf' du ihn mir ab, er grenzt ja an deinen Eichenbusch."

„Verkaufen . . . den Wald? . . . Ach, ich verstehe dich, Wilhelm. Wenn dir damit geholfen ist, so kaufe ich ihn dir ab, und dann . . ."

„Dann will ich das wieder sein, was ich von Kindheit an gewesen bin, ein Kind der katholischen Kirche, ein folgsamer Sohn des Heiligen Vaters."

„Den Vorsatz segne dir Gott, Wilhelm. . . . Hier hast du meine Hand, hier unter dem Kreuze verspreche ich dir meine Hilfe. Geh den rechten Weg und laß dich nicht beirren, denn glaub's mir nur: katho-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lisch ist gut leben und — wir beiden sind ja schon ziemlich bei Jahren — katholisch ist noch besser sterben!"

Dilius nickt nur und wischt sich mit dem Rücken der freien Hand über die Augen.

Die Oktobersonne umkost die beiden Alten, und die laue Luft spielt mit ihren weißen Haaren. Vom Kreuz blickt das Bild der gemarterten Liebe und Barmherzigkeit auf sie herab, und es ist, als ob den schmerzlich geöffneten Mund ein Lächeln umzöge. Ein Lächeln seliger Freude über die Rückkehr eines Verirrten.

— — — — — — — — — —

Nachschrift: Der Kulturkampf gehört der Vergangenheit an, und alle die großen Geister, die ihn ins Werk gesetzt haben, sind schon lange von der Schaubühne des Lebens abgetreten. Sie haben dem Herrn über Leben und Tod schon Rechenschaft geben müssen von all ihrem Tun und Lassen. In ehrendem Gedächtnis aber stehen noch heute die Helden des Kulturkampfes bei dem katholischen Volke, vor allem der Bekennerbischof Konrad Martin, der in der Verbannung starb und nur als Leiche wieder Einzug halten konnte in seine Kathedrale. — Und Reiche sind seitdem zerrissen und zersplittert, Kronen sind zerschlagen worden, aber ungebrochen und ungeschwächt, in unverminderter Majestät und Glorie steht noch heute über dem Wogengebraus und Wirrwarr der Zeit auf dem sicheren Felsen die so oft verfolgte, aber

nie überwältigte Kirche. Wie ein durch Äonen leuchtendes Diadem schlingt sich um ihre Kuppel die Verheißung ihres göttlichen Stifters: „Non praevalebunt . . .“ — Was uns die Zukunft bringen wird, wer weiß es? Aber was auch immer kommen mag, und sollte uns selbst noch einmal ein Kulturkampf aufgezwungen werden, wir werden auch den bestehen. Bleiben wir nur unserer katholischen Sache, unserer heiligen Kirche treu. Seien wir glücklich, daß wir ihr angehören, und sprechen wir oft aus tiefstem Herzensgrunde, wie die Katholiken in der Siedehitze des Kulturkampfes:

. . . Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
In seine Kirch' berufen hat.
N i e will ich von ihr weichen!

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Vorwort | 5 |
| Das Finkenkreuz | 7 |
| Der Sonderling | 31 |
| Der barmherzige Samaritan | 71 |
| Weh' dem, der lügt | 121 |
| Der Zuchthäusler | 171 |
| Der Meineidsbauer | 189 |
| Es prüfe, wer sich ewig bindet | 223 |
| Vergessen — vergeben | 275 |
| Der alten Rosel schönster Tag | 323 |
| Der Bauer vom Buschhof | 337 |
| Der Hagelschlag | 369 |
| O salutaris hostia | 395 |
| Kampf und Sieg | 427 |


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von dem Verfasser vorliegender Erzählungen im gleichen Verlage erschienen:

# In der Herrgottsau

## Eine Geschichte aus dem westfälischen Dorfleben

208 S. Kart. Mk. 2,50, gebd. Mk. 3,00

☆

. . . durchaus lebenswahr und schollenecht steht jede einzelne Figur der Handlung vor unsern Augen. . . . Naturwahr, mit keinem Worte idealisiert, versteht Buse es, uns die inneren Stürme zu schildern. . . . Es sind wirklich Menschen von Fleisch und Blut, die uns vorgeführt werden. . . . Wenn in unsern Tagen die Heimatpflege mit besonderem Nachdruck betont wird, dann sollte man an solchen Werken nicht achtlos vorübergehen. . . .

B. Köster, Westfälisches Volksblatt 1926.

Eine Bauerngeschichte, die beweist, daß der Verfasser ein volkstümlicher Schriftsteller war, der es verstand, eine gute einfache Volkslektüre zu schaffen. Die Erzählung schlägt nicht neue Töne an, sondern bewegt sich in bewährten Bahnen, ist aber eine Bereicherung guter, auf dem Boden der Wirklichkeit stehender Geschichten für Dorf und Stadt, etwa in der Art des Anton Schott.

Kölnische Volkszeitung 15. 12. 26.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## Westfälische Sagen und andere Gedichte erzählenden Inhalts

von Theodor Steinbach

180 S. 8°. Mk. 1,00, gebunden Mk. 1,80

---

## Wunderblumen aus Westfalens Gottesgarten

**Heiligenlegenden**

erzählt von Anton M. Windolph

VIII, 175 S. gr. 8°. Mk. 3,50, gebunden Mk. 4,50

---

## Aus Moor und Heide

Von Heinrich Schauerte

116 S. gr. 8°. Mk. 1,50, gebunden Mk. 2,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag der

Bonifacius-Druckerei, Paderborn


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

03SR4076

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
03

Buse
Westfälisches
Dorfleben

SR
4076